KAIS.KÖN.HOF BIBLIOTHEK
22.767-B
ALT-

ä 29. f. 3

22767-B

Digitized by Google

Die
Kaiſerlichen in Sachſen.

Roman

aus der Zeit

des ſiebenjährigen Krieges

von

Robert Heller.

Erſter Band.

Leipzig,
Gebrüder Reichenbach.
1845.

Die

Kaiſerlichen in Sachſen.

Erſter Band.

Digitized by Google

Wer ſich behaglich mitzutheilen weiß,
Den wird des Volkes Laune nicht erbittern;
Er wünſcht ſich einen großen Kreis,
Um ihn gewiſſer zu erſchüttern.

Goethe's Fauſt. 1r Theil.

1.

Das Gebirge, welches das Königreich Böhmen von Sachſen trennt, hat einen dreifachen Charakter. Steile Felſen, jähe Schluchten und Abhänge bilden das tiefe Thal, durch welches die Elbe den Ebenen Norddeutſchlands zuſtrömt. Die Gegend iſt reich an romantiſchen Partien und wird nicht mit Unrecht mit der Schweiz verglichen. Forellenbäche plätſchern durch üppig grünende Niederungen, freundliche Städte und Dörfer lehnen ſich an den Rücken erhabener Berge, Felſenwände, an deren Fuße der Rebſtock ſproßt und der Pfirſich blüht, während das Reh auf ihrem Scheitel weidet, geben dem Bilde den Rahmen, und die Anmuth fruchtbarer Felder und Gärten vermiſcht ſich mit der Wildheit einer Gebirgslandſchaft, der nur eine furchtbare Revolution der Erdoberfläche ihre jetzige wunderbare Geſtaltung verleihen konnte.

Wendet man ſich aber auf das linke Elbufer gegen den Weſten hin, ſo verändert ſich das Angeſicht der Landſchaft ſehr bald. Ein kälterer Wind läßt es uns

ſchmerzlich empfinden, daß wir uns aus den tiefer gelegenen, wärmeren Thälern entfernten; das Laubholz wird ſeltener, die Schwarzwälder werden dichter, das Anſehen der vom Ackersmann bebauten Gefilde wird kummervoll, und braune Halden nutzloſen Geſteins neben dem glühenden Schmelzofen, oder dem lärmenden Pochwerke deuten uns an, daß die Natur ihre Schätze hier in's Innere der Erde legte, um die Bewohner des Erzgebirgs für die Kargheit der Oberfläche und die Rauhheit eines unwirthlichen Klimas einigermaßen zu entſchädigen.

Auf dem entgegengeſetzten rechten Ufer des Stromes ſetzen ſich die Sandſteinfelſen alsbald mit den Auszweigungen rundlicher mit Fruchtboden bedeckter Anhöhen in Verbindung. Hat man ſich auf anderthalb Meilen von der Elbe hinweg gegen Oſten gewendet, ſo trifft man auf ein grünes Gebirge, welches prächtige Waldungen auf ſeinen Gipfeln trägt und fleißig angebaute Thäler in ſeinem Schooße verbirgt. Je näher die Lauſitz herantritt, deſto ergiebiger der Gewinn des Feldbaus, deſto fetter die Weiden, deſto weiter geöffnet die Thäler und die Berge um ſo erhabener gewölbt.

Dieſe Höhenzüge erſtrecken ſich ziemlich tief gegen Norden in's Land herab und geben ihm nicht nur eine erfreuliche Abwechſelung für das Auge des Beſchauenden, ſon-

dern ſie bieten zugleich Aecker, Wieſengründe und Forſten dar, in dereh Beſitz eine zahlreiche Bevölkerung ihr friedſames und gewiß nicht freudenleeres Daſein hinbringt. Die Einen leben vom Ertrage der Felder und Heerden, die Anderen, welche das Glück nicht in dem Grade begünſtigte, um ihnen ein Stück vom Grund und Boden des Landes zuzuertheilen, verdingen ſich entweder bei ihren Nachbarn zur Arbeit, oder ſie treiben ſelbſtſtändig ein kleines mechaniſches Gewerbe, welches ihnen ihre Nahrungsquellen ſichert.

Dort, wo die Gränzen des Meißniſchen Kreiſes an die Marken der Oberlauſitz ſtreifen, liegt ein ziemlich großes Dorf, deſſen weitläufige zerſtreute Gehöfte dem Laufe eines Baches folgen, der im Thale hinabfließt, um ſich in geringer Entfernung mit der Wesnitz zu vereinigen. Ohngefähr aus der Mitte des Dorfes ragt ein ſtattliches Gebäude hervor, deſſen Beſchaffenheit, nicht wie ſie ſich jetzt darſtellt, ſondern wie ſie in der Mitte des letztverfloſſenen Jahrhunderts war, wir etwas genauer beſchreiben wollen. Es war das Schloß des Edelmannes, welchem eine anſehnliche Fläche Landes in der Umgegend, ſo wie die Frohnen und Zinſen des Dorfes zugehörten. Die Erbauung des Ritterſitzes fiel in eine ſehr frühe Zeit und ſie zeigte, daß ſich die älteren Bewohner auf alle Weiſe gegen die Anfälle feindlicher Haufen zu ſchützen geſucht hatten. Zwar hatte man die

Außenwerke ſchon ſeit Jahrhunderten ohne Nachhilfe gelaſſen, ſo daß ſie auf zwei Seiten ganz verſchwunden waren, indem man ihr Material zur Errichtung großartiger Wirthſchaftsgebäude benutzte, allein gegen Süden und Norden erhoben ſich noch breite Mauerwände, die der Vernichtung Trotz geboten hatten. Es war unverkennbar, daß dieſe Steinmaſſen dem Schloſſe als Bruſtwehren gedient hatten. Ein tiefer Kanal umgab ſie, der vermuthlich dereinſt alle Seiten der Burg umſchloß. Jetzt lag er auf zwei Seiten trocken, auf der dritten, wo ſich der Eingang zum Herrenhauſe befand, war er ſammt der Zugbrücke ſpurlos verſchwunden und hatte einem gepflaſterten Wege Platz gemacht. Nur gegen Süden, wo man einen Garten auf der Terraſſe unterhielt, deſſen Rebengelände ſich bis an's Wohngebäude herüberzog, hatte nicht allein der Kanal ſein volles Recht behauptet, ſondern man hatte ihn ſo anſehnlich erweitert, daß er einen ſehr ſtattlichen Waſſerbehälter bildete, der Schloßteich genannt, auf welchem einige Schwäne umherſchwammen. Hohe Eichen- und Lindenbäume beſchatteten die Dämme des Teiches, auf welchen Spazierwege hinführten, und nach Weſten hinter dem Schloſſe ſtieg ein Gehölz am Berge empor, durch welches man einen ſchnurgeraden Pfad gegen die Höhe ausgehauen hatte.

Das Wohngebäude erſchien von Außen ſehr um-

fänglich, doch täuſchte man ſich, wenn man viele große Zimmer in demſelben aufſuchen wollte. Die Treppen liefen in einem runden Thurme in die Höh' und verengerten allerdings den Raum nicht. Allein deſto mehr ward er beeinträchtigt durch breite, winkliche Gänge, durch Vorſäle und durch das maſſive Mauerwerk. Das untere Geſtock des Schloſſes war aus Quadern und Granitblöcken aufgeführt, und die Fenſter deſſelben waren nichts geweſen als Schießſcharten, die man ſpäter durch eiſerne Stäbe vergittert hatte. Sie gaben den gewölbten Gemächern mehr Feſtigkeit als Licht, weshalb ſie auch nur zu Vorrathskammern und Bedientenſtuben dienten. Das zweite Stockwerk, oder das erſte über der Erde, zu welchem der Treppenthurm emporgeleitete, der in der Mitte des Hauſes angebracht war, bot eine größere Gemächlichkeit dar. Alle Thüren und Gänge mündeten in einer geräumigen Halle in der Mitte des Gebäudes, mit einem Balkon, deſſen ehemalige Beſtimmung Niemandem zweifelhaft ſein konnte, der die Fehden und die Kriegsweiſe des Mittelalters einigermaßen kennen gelernt. Während des Sommers ward der Sal als Speiſezimmer gebraucht. Im Winter war er nutzlos, weil er nicht zu heizen und nach allen Seiten offen war. Aus dieſer Halle gelangte man in zwei kleine bewohnbare Gemächer, von welchen das eine die Ausſicht nach Norden und Weſten, das andere die nach Morgen

und Mittag hatte. Das dritte Stockwerk endlich war mit Ausnahme der Halle, die man dort durch Mauern abgetheilt und in Stuben verwandelt hatte, beſchaffen, wie das ſo eben beſchriebene tiefere Geſchoß.

So unbeholfen die architektoniſche Einrichtung des Gebäudes auch genannt werden mochte, ſo boten die Zimmer in ihrem Innern doch den Ausdruck einer gewiſſen Behaglichkeit dar. Die in Spitzbogen auslaufenden Fenſter enthielten in ihren höchſten Feldern Glasmalereien, während man die unteren Flügel nach moderner Sitte abgeändert und mit großen hellen Scheiben verſehen hatte. Die Mauern waren ſo dick, daß man ſich bequem in jedes Fenſter ſetzen konnte, um hier bei der Lectüre eines Buches, oder während des Geſprächs, zugleich eine erquickliche Ausſicht in's Freie vor ſich zu haben. Es ſchien auch, als ob der Baumeiſter dieſen Umſtand berückſichtigt habe, denn ein jedes Fenſter hatte in ſeiner Niſche, die bis zum Boden hinab ging, einen gemauerten Tritt, auf welchem man zur Brüſtung emporſteigen konnte, um ſich auf derſelben bequemlich niederzulaſſen. Ein Blick auf das Thal hinab und die waldbewachſenen Gebirge hinüber war belohnend genug, um zur Wiederholung dieſes Genuſſes anzulocken. Das Dorf gruppirte ſich maleriſch an den ſanften Abhängen, und Felder, Wieſen und Gebüſche vereinigten ſich zu einem friſchen Gemälde, deſſen äußer-

ſter Hintergrund die blauen Häupter des „Hochwald" benannten Gebirges abgaben.

Die Geräthe, mit denen die Gemächer ausgeſtattet waren, ſtimmten vollkommen mit der Bauart derſelben überein. Mächtige Schränke aus Ahorn oder Eichenholz und mit Nußbaum ausgelegt, ſchwerfällige Lehnſtühle mit Leder überzogen und auf dem Rückenpolſter das Wappen des Beſitzers tragend, braune Tiſche und Fußſchemel: dieſe Dinge erfüllten die Zimmer, welche ſeit langen Zeiten nur ſelten einen Gaſt beherbergt und ihren Gebieter höchſtens im Herbſte manchmal aufgenommen hatten, wenn er Dresden verließ, um in den hieſigen wildreichen Wäldern eine Jagd zu veranſtalten.

Denn der Beſitzer des Schloſſes Munsheim mit dem Dorfe gleiches Namens, Freiherr Walter von Zedlow, lebte bis zu den verhängnißvollen Tagen des ſiebenjährigen Krieges am ſächſiſch-polniſchen Hofe, an welchem er ein Amt verwaltete, welches einem edlen Ehrgeize ebenſowohl wie einer umfaſſenden Kenntniß und regſamen Thätigkeit vollen Spielraum gewährte. Er war in der Reſidenz geboren und erzogen worden, hatte dann die Landesuniverſitäten Wittenberg und Leipzig beſucht, die unerläßliche Reiſe nach Paris vollendet und war nach ſeiner Rückkehr in's Vaterland durch die Gunſt des Fürſten Sulkowski, der in dieſer Zeit der allmächtige Miniſter des Königs von Polen und Kurfürſten von

Sachſen war, mit einem anſehnlichen Poſten im Staatsdienſt bekleidet worden, die erſte Sproſſe der Leiter, auf welcher der Freiherr alsbald mit großem Glücke höher emporſtieg. Zwar mußte Sulkowski dem Grafen Brühl Platz machen, einem Günſtlinge zweier Monarchen, welchem Sachſen eine unermeßliche Schuldenlaſt und ſieben Jahre eines verheerenden Kriegs verdankt, der die Hauptſtadt und das ganze Land an den Rand des Abgrundes brachte, doch der Herr von Zedlow behauptete ſich trotz des Miniſterwechſels in ſeiner Stellung. Vermögend, ohne durch ungewöhnlichen Reichthum Neid zu erregen, ſtolz ohne Eitelkeit, ein Kavalier von feinſter Sitte, doch trotzdem eine ſolide Richtung des Lebensberufes verfolgend, geſchmeidig im Umgange ohne Falſchheit, gewiſſenhaft in ſeinen Dienſtverhältniſſen, von einem ſtreng rechtſchaffenem Charakter, deſſen Handlungen von einer weiſen Klugheit geleitet wurden, hatte ſich Walter von Zedlow das Vertrauen ſeines Souverains und die Achtung ſeiner Standesgenoſſen in einem Grade verſichert, daß ihm die Kabalen des Hofes nicht leicht ſchaden konnten.

Er hatte ſich ziemlich früh vermählt und im Widerſpruche mit dem gewöhnlichen Verlauf der Dinge die Liebe erſt durch eine Ehe kennen gelernt, zu der ihn mehr die Umſtände, als die Neigung gedrängt hatten. Kurze Zeit nämlich, nachdem der Fürſt Sulkowski dem

Grafen Brühl gewichen war, ſchien es dem Freiherrn, als ob der Miniſter, der ihn ſo eben zu einem einfluß-reicheren Poſten befördert hatte, einen Heirathsplan im Schilde führe, bei welchem Zedlow viel näher betheiligt war, als er es wünſchte. Er hatte einer entfernten Verwandtin des Grafen gefallen und während die Neffen des königlichen Günſtlings Ehrenſtellen und Pfründen von ihrem Alles vermögenden Vetter forderten und erhielten, benutzten die Muhmen ihren hochgeſtellten Verwandten, um ſich mit Männern nach ihrer Wahl verſorgen zu laſſen.

Die Ausſicht auf eine Verſchwägerung mit dem Grafen würde tauſend Andere gegen alle weitere Rückſichten blind gemacht haben, um ſo mehr, als die Dame, um welche es ſich in dieſem Falle handelte, von vollkommener Weltbildung, ſchön, bei Hofe wohlgelitten und ſelbſt vermögend war. Allein es ging das Gerücht, die junge Gräfin habe einer erlauchten Perſon größeres Intereſſe eingeflößt, als daß ihr zukünftiger Gemahl ohne alle Bedenklichkeit ſein dürfte. Wäre dieſe Meinung auch noch ſo unbegründet geweſen, der Freiherr von Zedlow hätte ſich nie entſchloſſen, bei der Wahl ſeiner Gemahlin entweder als der ſchlaue Hofmann zu erſcheinen, der ſeine Ehre geringer ſchätzt, als die zweideutige Gnade einer Perſon im Purpur, oder als ein Betrogener zu gelten. Eine leiſe Andeutung, die der Miniſter dem

Freiherrn gab, als ihm dieſer für das Rathspatent dankte, welches ihm in den letzten Tagen überreicht worden war, erhob Zedlows geheime Vermuthung, wenn nicht zur Gewißheit, doch zur höchſten Wahrſcheinlichkeit. Erfolgten beſtimmtere Erklärungen, ſprach ſich der Graf genauer über den Punkt aus, „daß er Zedlows Dankſagung nicht in ihrem ganzen Umfange genehmigen könne, da er, indem er ihm die Rathswürde verlieh, zugleich in ſeinem eigenen Vortheile gehandelt habe;" ſo war entweder die äußerſte Nachgiebigkeit zu zeigen, oder der Bruch unvermeidlich. Daß der Graf Brühl, wenn er von ſeinem eignen Vortheile redete, niemals die Forderungen des Staates, ſondern höchſtens die ſeiner Familie im Sinne hatte, war dem jungen Edelmanne durchaus nicht zweifelhaft. Der Erfolg einer Weigerung war eben ſo ſicher zu berechnen: von Zedlow mußte dann auf ein thatenreiches Leben verzichten und allen Ausſichten für die Zukunft entſagen, welche ihm ſeine gegenwärtige Stellung im Vaterlande bot. Der Freiherr entſchied ſich ſehr raſch für den Ausweg, auf welchem er dieſem Zuſammenſtoße zu entſchlüpfen gedachte. Noch in derſelben Audienz, in welcher er dem Miniſter für die erwieſene Gnade dankte, bat er um einen kurzen Urlaub. Die Excellenz bewilligte denſelben und erinnerte den Freiherrn beim Abſchiede mit all' der liebenswürdigen Huld, die er in ſein perſönliches Auftreten zu legen

wußte, daß ein kurfürſtlicher Rath, den ſeine Geburt wie ſeine Glücksgüter dazu beriefen, einen ausgezeichneten Platz in der Geſellſchaft einzunehmen, darauf bedacht ſein müſſe, gewiſſen unerläßlichen Bedingungen zu genügen. „Wir kommen Alle gern in ein Haus, in welchem uns eine freundliche Wirthin willkommen heißt“ — fügte der Miniſter hinzu und Zedlow erwiederte: „Ew. Excellenz werden ſich überzeugen, daß mir dieſer Wink als Befehl galt.“ Er verließ das Palais des Miniſters, um nach Hauſe zu eilen und ſofort alle Anſtalten zu einer Reiſe zu treffen, die er noch an demſelben Tage antrat.

Er wollte der Gnade des Grafen, die ihn mit gerechter Bangigkeit erfüllte, durch eine eilig vollzogene Verbindung zuvorkommen. Allein ſo leicht es ihm auch ward, dieſen Entſchluß zu faſſen, ſo hatte er doch niemals mit irgend einer Dame in einem ernſteren Verhältniſſe geſtanden. Die Liebe war ihm bisher fremd geblieben. Flüchtige Neigungen, die er manchmal empfunden, waren ſehr bald durch neue Eindrücke verdrängt worden und das Herz hatte niemals einen lebhafteren oder dauernden Wunſch gehegt. Doch kam es dem Freiherrn in dieſem Augenblicke nur darauf an, überhaupt eine Frau von unbeſcholtenem Rufe zu nehmen. War dies Erforderniß erfüllt, ſo hoffte er, was die übrigen Eigenſchaften ſeiner Gemahlin anlangte, ſich ganz nach den Umſtänden zu fügen und im ſchlimmſten Falle dem

Glücke der Häuslichkeit zu entſagen, was ohnehin in der üppigſten Reſidenz Deutſchlands und namentlich unter den höhern Ständen daſelbſt zu den Seltenheiten gehörte. Eine Gebieterin aus den Händen des Miniſters zu empfangen, einem ſchlauen Lächeln in den Geſichtern ſeiner Freunde zu begegnen, wenn er ihnen eine Gemahlin vorſtellte, der er ſelbſt mißtraute, dieſem Mißgeſchicke wollte er ſich in jedem Falle entziehen.

Zedlow beſann ſich auf ein ſanftes, liebes Geſchöpf, welches er vor einigen Wochen in Dresden geſehen hatte, ein Fräulein aus der Gegend von Leipzig, wo ihre Familie ein mäßiges Gut beſaß. Er hatte mit dem Bruder dieſes Mädchens die Univerſitätsjahre verlebt und dieſe Erinnerung befeſtigte ſeinen Entſchluß. Glich die Schweſter dem Freunde, ſo konnte ſich der Freiherr hinſichtlich ſeiner Wahl glücklich preiſen.

Zedlow legte den Weg zu Pferde zurück, und gelangte am Morgen des dritten Tages an das Ziel ſeiner Reiſe. Der Tod ſeiner Eltern hatte ihn ſchon als Jüngling zum unbeſchränkten Herrn ſeines Willens gemacht und die Familie des Mädchens, um welches er ſich bewarb, nahm ſeinen Antrag wie ein unerwartetes, glänzendes Glück auf. Daher fand die Verlobung des jungen Paares ohne alle Zögerung Statt, und Friederike war eine Woche ſpäter die Gattin des Freiherrn und folgte ihm nach Dresden.

Der Miniſter war überraſcht, als ihm dieſe Verbindung angezeigt ward, allein er hatte keine Veranlaſſung, ſich beleidigt zu fühlen. Hatte er doch nicht den leiſeſten Wunſch in beſtimmten Worten geäußert, ſondern ſich begnügt, Winke zu ertheilen, die leicht mißverſtanden werden konnten. Auch kam es dem Grafen, der mit den berühmteſten Adelsgeſchlechtern Deutſchlands verwandt und verſchwägert und der Gebieter eines mächtigen Staates war, nicht in den Sinn, daß Jemand einer Heirath abſichtlich ausweichen wollte, welche eine verwandtſchaftliche Beziehung mit dem Brühl'ſchen Hauſe in Ausſicht ſtellte. Er entzog dem Freiherrn ſeine Gunſt keineswegs, denn er glaubte, gleich allen Anderen, die von Zedlows Vermählung hörten, daß kein Beweggrund als eine lang gehegte, ſchwärmeriſche Liebe dies Bündniß geſchloſſen habe.

Das Betragen des jungen Ehepaars war ganz geeignet, die Welt in dieſer Meinung zu beſtärken. Anſtatt daß ſich die gegenſeitige Neigung der Gatten nach dem gewöhnlichen Hergange alsbald hätte abkühlen und nach und nach einem gleichgiltigeren Begegnen hätte Platz machen ſollen, erwachte ſie vielmehr jetzt erſt in ihrer ganzen Stärke. Zedlow erkannte, daß ihm der Zufall, oder, wenn dieſer Ausdruck gottlos erſcheinen ſollte, die Vorſicht, ein Weib zugeführt, deſſen Vorzüge ausreichten, um ſein ganzes Leben zu verklären. Täglich entdeckte er

neue Reize an ſeiner Gemahlin und er lernte eine Liebe zu derſelben faſſen, deren Feuer und Gewalt er bis dahin kaum ahnte.

Leider war dieſe glückliche Verbindung von kurzer Dauer. Friederike gebar ihrem Gatten Zwillinge. Man legte dem Vater einen Sohn und eine Tochter in derſelben Stunde in den Arm, aber die Mutter dieſer hilfloſen Kleinen ſtarb in der zweiten Woche nach ihrer Niederkunft.

Der Freiherr empfand die ganze Größe dieſes Verluſtes. Er zog ſich lange Zeit aus der Geſellſchaft zurück, um nur ſeinem Schmerze zu leben. Die beiden Kinder, welche ihm die Geliebte geſchenkt, waren ſchwach und kränklich, wie dies Zwillinge in der Regel ſind. Sie wurden mit Mühe am Leben erhalten. Kaum waren ſie ſo weit gediehen, daß ſie der Bruſt der Wärterin manchmal entzogen werden konnten, ſo fand der Vater ſeine einzige Freude darin, ſich mit ihnen zu beſchäftigen. Er ſorgte bei ihrem Heraufwachſen für eine muſterhafte Erziehung und nahm, um ihnen die Ueberwachung des Mutterauges zu erſetzen, eine Schweſter Friederikens in ſein Haus, die der Verewigten in vielen Hinſichten glich. Das Andenken an die Hingeſchiedene war aber mächtiger in dem Herzen des Mannes, denn alle andern Triebfedern. So hoch der Freiherr die Verdienſte ſeiner Schwägerin zu ſchätzen wußte, ſo mochte er doch nicht

zu einer zweiten Verbindung ſchreiten. Seine ganze Zärtlichkeit gehörte dem Andenken an die Verſtorbene und ihren Kindern, die ſich, als ſie die erſte Kindheit überſtanden und jene Krankheiten, an welchen dieſe Periode ſo reich iſt, beſiegt hatten, zu ungewöhnlicher Geſundheit und Schönheit entwickelten.

Zedlow war indeſſen Präſident geworden und hatte dieſem Poſten ſeit einer Reihe von Jahren vorgeſtanden, als der ſiebenjährige Krieg ausbrach. Er begann mit dem Einfalle Friedrichs II. in Sachſen und mit der Beſitznahme von Dresden durch preußiſche Truppen. Die Kanzeleien wurden geſchloſſen und verſiegelt, die Verwaltungsbehörden außer Wirkſamkeit geſetzt, das Münzdepartement aufgehoben, mehrere Civilbeamtete ihrer Dienſte entlaſſen. Obſchon Friedrich vorgab, Sachſen blos als Unterpfand inne zu behalten, ſo benahm er ſich doch ganz wie der Oberherr des Staates und auch Zedlow verlor bei dieſem allgemeinen Unglücke des Vaterlandes ſeine Würde. Er blieb aber in Dresden und in Verbindung mit der königlichen Familie, von der Friedrich August nebſt ſeinen beiden Prinzen Xaver und Carl die ſächſiſche Armee bei Pirna ſich für Oeſterreich aufopfern ſah und dann nach Warſchau ging, während die Gemahlin des Königs die Reſidenz nicht verließ, ſo hart man ihr auch von Seiten des Feindes begegnete und ſie namentlich mit empörender Ge-

walt nöthigte, den Schlüſſel zum Staatsarchiv auszuliefern.

Der Freiherr blieb den Umtrieben nicht fremd, zu denen ſich die ſächſiſchen Patrioten während der nächſten Kriegsjahre, wo Friedrich II. Sachſen und die ſchöne und reiche Hauptſtadt des Landes mit allen ſeinen Kräften zu behaupten ſuchte, herablaſſen mußten, um im Stillen der Sache ihres Königs und ihres Vaterlandes zu dienen. Der Haß der Sachſen gegen die Preußen war uralt und allgemein. Man verfolgte mit ängſtlichem Auge die Bewegungen der gegen Friedrich verbündeten Heere, gab ihnen heimliche Nachrichten, ſendete ihnen Spione entgegen, bereitete die Ankunft der Bundesgenoſſen vor und empfing ſie, wenn ſie erſchienen, wie Freunde und Erretter aus der Noth.

Allein das Einverſtändniß mit Friedrichs Gegnern war mit um ſo größerer Gefahr verbunden, als der König von Preußen in Sachſen die Uebermacht in Händen hatte und alle gegen ſein Intereſſe gerichteten Schritte als Verrath betrachtete und durch die härteſte Gefangenſchaft in den Feſtungen ſeiner entfernteſten Provinzen beſtrafte. Die Eroberer waren wachſam und vom Genie und Glücke begünſtigt. Ein Faß ungariſchen Weins, welches der Gräfin Brühl aus Polen nach Dresden geſandt ward, erregte den Verdacht der Preußen. Man meldete dem König dieſen ſo unbedeutenden Umſtand

und Friedrich befahl, den Wein auszuliefern, das Faß aber zurückzunehmen. Es war durch eine geſchickte Vorkehrung mit Briefen und Papieren ausgefüttert. Alle Perſonen, an welche die Adreſſen lauteten, unterwarf man der ſtrengſten Aufſicht.

Von noch ſchlimmeren Folgen war der Verluſt der Bagage des öſterreichiſchen Generals Nadaſti, die von dem preußiſchen General Werner in Schleſien erbeutet ward. Sie gab dem Könige Aufſchluß über eine geheime Correſpondenz, welche die Königin von Polen mit jenem Heerführer unterhalten hatte. Man traf ſofort Maßregeln gegen die erlauchte Dame, die einer Gefangenſchaft glichen. Den Schreiber der Briefe, den Kammerjunker von Schönberg, der nur das willenloſe Werkzeug ſeiner Fürſtin geweſen, führte man aus Sachſen und warf ihn in einen unterirdiſchen Kerker von Spandau. Dies geſah im Jahre 1757 und die Königin ſtarb am 17. November, kurz nach Empfang der Nachricht von der Schlacht bei Roßbach. Im nächſten Jahre ward der Freiherr von Zedlow, weil man bei ihm eine Theilnahme an dem Abfalle mehrerer ſächſiſcher Bataillone, die gezwungen worden waren, in dem preußiſchen Heere zu dienen, vermuthete, aus der Reſidenz verwieſen. Er nahm ſeinen Wohnſitz auf dem alten Schloſſe, welches Eingangs dieſes Abſchnitts geſchildert ward. Die anderen Güter des Freiherrn waren

vom Feinde verwüſtet oder von den verbündeten Heeren ausgeſogen und geplündert worden. Sein Haus in Dresden ſelbſt, welches mehr einem fürſtlichen Palaſte, als der Privatwohnung eines ſchlichten Edelmannes glich, ward niedergebrannt, als die Oeſterreicher nach der Schlacht bei Hochkirch Miene machten, die Stadt ernſtlich zu belagern, und der Freiherr konnte nicht einmal die koſtbaren Geräthe nach Munsheim retten, wie er beabſichtigt hatte. Denn als er Dresden verließ, waren die Straßen unſicher und ein Transport von Meublen, Uhren, Seidenſtoffen und tauſend Bedürfniſſen des Luxus, möchte kaum ohne Verluſt den Weg von acht Wegſtunden gemacht haben; einige Monate ſpäter aber — am 10. November des Jahres 1758 — gab der preußiſche General Graf Schmettau ſeinen Freibataillonen Befehl, eine der prächtigſten Vorſtädte Dresdens, die Pirnaiſche, anzuzünden. In wenigen Stunden wurden über dritthalbhundert Gebäude, deren äußere Schönheit, ſo wie die Pracht ihrer inneren Verzierung, jeder Hauptſtadt Europas zum Schmucke gereicht haben würde, ein Raub der Flammen. Dazu feuerten die Wälle aus allen Schlünden. Ein altes Ehepaar verbrannte lebendig und einige Perſonen, die ſich jetzt noch bemühten. ihr Eigenthum zu retten, fanden gleichfalls den Tod. Von Wien bis Stockholm, von Petersburg bis Paris erſcholl eine einzige Stimme des Ingrimms über dieſen

unerhörten Vandalismus der Preußen, der ſich überdies als ganz unzeitig darſtellte, denn Daun trat bald darauf den Rückzug an und die Belagerung von Dresden unterblieb.

So war Zedlow genöthigt, ſich mit der vernachläſſigten Einrichtung von Munsheim zu begnügen, wie er ſie von ſeinen Vorfahren überkommen hatte. Doch wenn ihm der Gedanke an die Brandſcene in Dresden manchmal ein bitteres Gefühl erweckte, ſo ging dies zumeiſt aus der Rückſicht auf das Land und auf ſeine Tochter hervor, die ſeine jetzige bedrängte Lage theilte. Sein Sohn Heinrich befand ſich bei dem Heere, welches in Weſtfalen gegen die Preußen focht. In dem jugendlichen Alter von ſechszehn Jahren ſchon hatte er, nach der Sitte jener Tage, das Portepée erhalten und ertrug von dieſer Zeit an alle Drangſale und Strapazen der Feldzüge. Er diente in einem ſächſiſchen Reiterregimente, welches im Solde Frankreichs ſtand.

Außer dem Freiherrn und ſeiner Tochter Mathilde, ſo wie dem untergeordneten Perſonal, welches der Familie des Gebieters aus Dresden hierher gefolgt war, oder ſchon früher in Munsheim wohnte, um die Abweſenheit Zedlows von dieſem Gute zu erſetzen, hatte ein Mann Aufnahme im Schloſſe gefunden, den der Feldzug des verfloſſenen Jahres in dieſer Gegend obdachlos gemacht hatte. Es war dies ein proteſtantiſcher

Geiſtlicher, deſſen Dorf in derſelben Zeit in eine Ruine verwandelt worden war, wo Daun den König von Preußen, einige Meilen von Munsheim entfernt, bei Hochkirch überfiel und ſchlug. Der Freiherr hatte dem Prediger, der ohne Familie war, eine Freiſtatt in ſeinem Hauſe angeboten, nicht nur, um den gelehrten und anſpruchsloſen Mann einen Zufluchtsort zu eröffnen, ſondern auch, um ſich und ſeiner Tochter einen gebildeten Umgang zu ſichern.

Der Geiſtliche bewohnte ſeitdem ein Zimmer des zweiten Stockwerks. Im erſten Geſchoß hatte ſich der Freiherr und ſeine Tochter ſo bequem untergebracht, als es die Umſtände erlauben wollten. Die Mittelhalle und das kleinere Gemach über derſelben, wo man eine wenig bändereiche Bibliothek aufgeſtellt hatte, dienten den Inſaſſen des Schloſſes abwechſelnd als gemeinſchaftliche Verſammlungszimmer.

2.

Es war an einem Sommertage im vierten Jahre des Kriegs, der ſeit 1756 mit eiſernem Drucke auf Sachſen und ganz Deutſchland laſtete, als ſich die Bewohner des Schloſſes Munsheim gegen die ſpäteren Nachmittagsſtunden in der Halle vereinigt hatten, um die Zeit der ſchwülen Hitze vorüberſtreichen zu laſſen und dann einen Spaziergang in die nächſten Umgebungen anzutreten. Die Bewegungen der Ruſſen in Schleſien, denen ſich die Oeſterreicher unter Laudon angeſchloſſen hatten, das unglückliche Treffen der Preußen bei Kai, in welchem der General Wedel geſchlagen und zum Rückzuge über die Oder genöthigt ward, hatte alle Truppen Friedrichs II. aus Sachſen abgerufen und nur auf den Wällen der Städte Dresden, Leipzig, Wittenberg und Torgau blieb das Banner mit dem einfachen ſchwarzen Adler zurück. Das Land war für einen Augenblick von ſeinen Feinden im Felde befreit und der Hauptſchauplatz des Krieges zunächſt in die öſtlichen Provinzen des preußiſchen Staates verlegt.

Wenn auch Munsheim in ſeinem entlegenen Winkel, der von keiner Hauptſtraße durchſchnitten ward, bis jetzt nur ſelten von Truppen heimgeſucht worden war, ſo hatten ſich die Einwohner des Dorfes doch ſtets in der unmittelbaren Nähe mächtiger Heere befunden, weshalb ſie einen Moment der Ruhe und Furchtloſigkeit um ſo eifriger benutzten, das Einbringen ihrer Ernten zu beſchleunigen. Auf Aeckern und Wieſen regte ſich eine rüſtige Thätigkeit, die der Landſchaft ein heiteres Leben verlieh, und vom Balkon, deſſen Thüre man geöffnet hatte, um die kühlende Luftſtrömung zu vermehren, blickte die Tochter des Freiherrn in das Wirthſchaftsgehöfte hinab, auf das Abladen ſchwerer Wagen, die mit dem Segen des Jahres belaſtet, aus den Feldern zurückkehrten. Der Freiherr hatte ſich mit dem Magiſter, mit welchem Titel man den Pfarrer Heribert zu bezeichnen pflegte, um die traurige Politik zu vergeſſen, in ein gelehrtes Geſpräch vertieft, deſſen Inhalt Mathilden wenig Intereſſe abgewann, und beide Herren unterhielten ſich mit ſolcher Spannung, daß ſie die Anweſenheit des Mädchens kaum bemerkten.

Das Fräulein hatte ſich aber bald an dem arbeitſamen Gewühle im Hofe ſatt geſehen und verließ ihren Platz auf dem Balkon. Als ſie ſich in's Zimmer zurückwandte, zeigte ſie ein Geſicht von untadeliger Form, in welchem ſich Jugendfriſche und Frohſinn mit dem edlern

Ausdrucke jungfräulichen Stolzes paarten, welcher dieſen Zügen eine unwiderſtehliche Würde und Anmuth gab. Mathilde war wenige Wochen älter als ſiebzehn Jahre und ihre ſchlanke Geſtalt bewegte ſich mit Leichtigkeit und Grazie. Sie ließ ihr glänzendes Auge eine Weile auf dem Antlitze ihres Vaters ruhen, der eben im Begriff war, dem Magiſter ſeine Meinung durch die ſtärkſten Gründe gefällig und annehmbar darzuſtellen, aber der Stoff des Geſprächs beider Männer lag den Kenntniſſen und Begriffen des Fräuleins in der That allzufern, als daß ſie ſich angezogen gefühlt hätte. Der Streit betraf einen Vergleich der Beredtſamkeit der Griechen und Römer. Nachdem Mathilde nochmals den vergeblichen Verſuch gemacht hatte, Antheil an den Auseinanderſetzungen ihres Vaters zu nehmen und die darauf folgende Entgegnung des Pfarrers zu verſtehen, trat ſie etwas näher an den Tiſch und legte, als man ihre Gegenwart noch immer nicht berückſichtigen wollte, ihre kleine Hand auf die Schulter des Freiherrn, indeß ſie den andern Arm leiſe um ſeinen Nacken ſchlang.

Auch dieſer Beweis halb der Zärtlichkeit, halb der Ungeduld blieb fruchtlos, bis ſich das liebliche Mädchen zum Kopfe ihres Vaters herabbeugte und ihm in's Ohr flüſterte:

„Sie haben mir verſprochen, mit mir ſpazieren zu gehen, Herr Papa!“

„„Ganz recht,““ verſetzte der Freiherr lächelnd um ſich ſchauend und überließ ſeinem Gegner das Schlachtfeld durch einen freiwilligen Rückzug. „„Wir wollen unſere Partie auf den Berg machen, Herr Magiſter, und werden wohl gezwungen ſein, unſerem Geſpräche für jetzt eine andere Richtung zu geben, wenn meine eigenſinnige Tochter bei guter Laune bleiben ſoll.““

Der gelehrte Hausgenoſſe unterbrach ſeine Abhandlung über die Rhetorenſchule des Iſokrates und warf einen zerſtreuten, aber durchaus nicht unfreundlichen Blick auf das Fräulein. Dann ſchellte der Freiherr dem Kammerdiener, Hut und Stock von ihm verlangend. Mathilde ſuchte einen großen Fächer, der zugleich den Sonnenſchirm erſetzen konnte, und die drei Perſonen traten ihren Weg an. Das Mädchen hatte den Arm ihres Vaters ergriffen und konnte ein verſtecktes Kichern nicht unterdrücken, wobei ſie ſich manchmal nach dem prieſterlichen Herrn umſchaute, der im Geiſte noch immer in Rom und Athen umherwandelte und dabei gar würdig mit dem Stabe in der Hand hinterdrein ſchritt.

Als man auf dem Teichdamme vor dem Schloſſe angelangt war und ſich zur Linken nach dem Gehölze hinüber wenden wollte, ſtand Mathilde ſtill.

„So bleiben Sie doch nicht ſo weit zurück, daß wir Ihre Unterhaltung einbüßen,“ ſprach ſie, ſich gegen den Pfarrer kehrend, und fügte auflachend hinzu: „Allein,

Herr Magiſter, wollen ſie uns denn im Frack und in der Perrücke, die Staatsſchuhe mit den blauangelaufenen Schnallen ſauber verziert und das ſpaniſche Rohr in der Hand ohne Hut begleiten?"

Der Geiſtliche fühlte nach ſeinem Kopfe. Er war baarhäuptig, und der Freiherr, der jetzt den Grund der Lachluſt ſeiner Tochter entdeckte, ſchalt: „„Du hätteſt dem Magiſter jedenfalls den Rückweg erſparen und ihn früher an den zurückgelaſſenen Hut erinnern können.""

Als ſich aber der betroffene Pfarrer anſchickte, das vermißte Bekleidungsſtück herbeizuholen, hielt ihn das Mädchen zurück, brachte den vergeſſenen Hut unter dem ſeidenen Umſchlagetuche hervor, hinter dem ſie ihn verborgen, und ſprach:

„Sie ſehen wohl, daß Sie gar nicht mehr ohne mich beſtehen können. Nehmen Sie Ihren Hut, Herr Magiſter und danken Sie dem Himmel, wenn er Ihnen immer, eine Gefährtin an die Seite ſtellt, Ihrer Zerſtreutheit zu Hilfe zu kommen. Erſt heute Morgen wieder haben Sie das Frühſtück verſäumt und es hat nicht viel gefehlt, ſo wären Sie auch um das Mittagsbrod gekommen. Fahren Sie fort wie bisher, ſo werden Sie noch den Tag mit der Nacht verwechſeln und über Ihren Büchern und Aufſätzen die Wirklichkeit ſo gänzlich vergeſſen, daß Sie ſich gar nicht wieder in's Leben finden."

Der Magiſter empfing ſeinen Hut und war ſo artig, die Hand zu küſſen, die ihm denſelben überreichte. Die Sorgfalt und Aufmerkſamkeit, welche das Fräulein für ihn an den Tag legte, hatte auch für einen Mann etwas Schmeichelhaftes, der über die Jahre hinaus war, wo uns das Zeichen der Gewogenheit eines ſchönen Mädchens in Entzücken verſetzt. Daß der Vorwurf gerecht war, den ihm Mathilde machte, wußte der Prediger nur zu gut. Aber ſeine Zerſtreutheit ſchien ein unüberwindlicher Fehler zu ſein, der ihn bereits durch ſein ganzes Leben begleitete. Als Schüler ſchon hatten es ihm die Lehrer endlich erlauben müſſen, daß er niemals zu rechter Zeit und ſelten mit den rechten Büchern oder Arbeiten erſchien. Seine Talente, ſein Fleiß und ſein harmloſer Charakter dienten dazu, ihn in ſeiner Jugend eine größere Nachſicht erfahren zu laſſen, als vielleicht ſtatthaft und heilſam war. Auf der Univerſität hatte er eines Tages eine akademiſche Rede zu halten, die er vortrefflich ausgearbeitet und eben ſo gut auswendig gelernt hatte. Er betrat das Katheder und ſollte beginnen, als er plötzlich die Rednerbühne ganz ängſtlich verließ und ſchüchtern fragte, was er denn eigentlich hier vornehmen ſolle? Jede Erinnerung war aus ſeinem Gedächtniſſe gewichen und die zahlreiche Verſammlung verwirrte ihn ſo ſehr, daß er ſich nicht einmal auf das Thema beſinnen

konnte, welches zu behandeln geweſen. Man geſtattete ihm ſein Manuſcript zu ergreifen, und dies vorzuleſen. Kaum hatte er die erſten Zeilen mit unſäglicher Verlegenheit vorgetragen, als ihm plötzlich wieder jede Kraft des Geiſtes zu Gebote ſtand. Er legte ſein Heft weg und fuhr fort, eine ſo ausgezeichnete Rede zu halten, daß ihm der einſtimmige Beifall aller Anweſenden zu Theil ward und ſich Gellert ſelbſt um ſeinen näheren Umgang bemühte. Der Letztere, damals noch jung und Privatdocent zu Leipzig, unterhielt übrigens auch jetzt, nachdem beinah fünfzehn Jahre ſeit jenem Vorfalle verfloſſen waren und der Ruhm von Gellerts Fabeln, Oden und Liedern die Gränzen Deutſchlands weit überſchritten hatte, einen lebhaften Briefwechſel mit Heribert.

Als Pfarrer hatte er anfangs nicht ſelten geiſtliche Handlungen ganz verſäumt, hatte bei einer Trauung das Taufformular zu leſen begonnen, oder bei Aufgeboten und Abkündigungen auf der Kanzel: Geborene und Geſtorbene, die Namen von Braut und Bräutigam verwechſelt. Als aber Heribert einige Zeit in ſeiner Gemeinde gewirkt, die Mitglieder derſelben perſönlich kennen und lieben gelernt, ſicherte ihn der Antheil, den er an allen Ereigniſſen des Dorfs nahm, vor der Wiederholung ſo verdrüßlicher Scenen, und wenn er ſich trotz dem hier und da irrte, ſo wollte Niemand ein Aeger-

niß darin finden, denn er war der Freund Aller und von Allen hochgeachtet. Sein Amt verwaltete er auf die gewiſſenhafteſte Weiſe und obſchon die Kirche zerſtört, ſein Pfarrhaus niedergebrannt und die armen Parochianen nicht im Stande waren, ihre geiſtlichen Gefälle zu entrichten, ſo ſcheute er doch an keinem Sonntage den weiten Weg von Munsheim zu ſeiner Gemeinde, um ihr in einer leeren Scheuer das Wort des Herrn zu verkündigen, Kranke und Hilfsbedürftige in ihren Wohnungen aufzuſuchen, ſie zu tröſten und durch frommen Zuſpruch zu ermuntern. Verheirathet war er niemals. Einige behaupteten, er ſei unvermählt geblieben in Folge der Liebe, die er zu einer jungen Dame von Range gehegt, in deren Hauſe er einige Zeit als Lehrer lebte. Andere hingegen wollten wiſſen, Heribert habe niemals eine Neigung zu einem Mädchen empfunden, deren Verhältniſſe eine Verbindung mit ihm nicht wohl möglich gemacht hätten, vielmehr habe er viel Zärtlichkeit für die Tochter eines ſeiner Amtsnachbarn geäußert, aber um ihre Hand zu werben vergeſſen, ſo daß der Gegenſtand ſeiner Wünſche das Eigenthum eines Dritten ward, ehe ſich Heribert beſann, ſeine Abſichten in beſtimmter Form zu erkennen zu geben.

Mathilde ſuchte die heitere Stimmung zu nähren, zu welcher ſie durch ihr Betragen gegen den Pfarrer

den Anlaß hatte geben wollen. Man ſchlug den ausgehauenen Weg gegen den Berg hinauf ein und wählte die Schattenſeite der Allee, indem man, jedes ernſtere Geſpräch vermeidend, ſich an den kleinen Plaudereien ergötzte, die das Fräulein an den Tag zu bringen für gut fand. In Kurzem hatte man den Gipfel des Berges erreicht, der Standpunkt gewährte eine weite Umſicht und die drei Wanderer ließen ſich hier auf einer Bank unter hochſtämmigen Buchen nieder.

Der Abend färbte den weſtlichen Himmel ſchon mit ſeinen prangendſten Farben, aber die Sonne ſtand noch hoch genug, um die Gegend in deutlichen Umriſſen zu zeigen. Der Horizont war klar, nur gegen Norden zogen ſich einige Wolken zuſammen und ſchienen ſich langſam gegen Weſten zu bewegen, gleich als wollten ſie der ſinkenden Sonne begegnen und ſie in ihren weichen Armen empfangen. Kein Lüftchen regte ſich und die Natur ſchien einen Sabbathabend zu feiern. Die Spaziergänger ſchwiegen, wie die Natur umher. Endlich unterbrach der Pfarrer die Stille, indem er die Strophen einer neuen Klopſtock'ſchen Ode ſprach.

„Sollte man es meinen," rief der Freiherr aus, nachdem Heribert ſeine Verſe geendet, „daß dies Land, welches uns mit ſo freundlicher Miene entgegenlacht, aus tauſend ſchweren Wunden blutet, die ihm ein grauſamer Krieg täglich auf's Neue aufreißt? Erräth man,

daß hinter jenen dunkeln Gebirgen, die ſich nach der Elbe hinabziehen, Millionen Seufzer aus bedrängten Städten emporſteigen und der Landmann die Gluth ſeiner angeſteckten Hütte mit ſeinen Thränen zu löſchen ſucht? Der Himmel erglänzt in der ganzen Klarheit des Friedens, aber er blickt auf zerſtörte Hoffnungen, herzzerreißenden Jammer herab. Wie fürchterlich hat der Krieg dies blühende Land verunſtaltet. Der Reichthum des Bürgers wird von den Befehlshabern der Heere gebrandſchatzt, die Frucht des Feldes von den Hufen der Streitroſſe zertreten, alle Quellen des Wohlſtandes werden erſchöpft, um die Waffen zu liefern, die gegen unſer eignes Eingeweide gerichtet werden ſollen. Dem Greiſe entführt man den einzigen Sohn, der Gattin den Gemahl, der Familie die letzte Stütze, um unſere Landeskinder gegen die Kanonen derer zu ſchleppen, die Sachſen befreien und ſchützen ſollen. Armes, unglückſeliges Vaterland, du wirſt, wenn nicht das einzige, doch das größte und das beklagenswertheſte Opfer dieſes unheilvollen Kampfes bleiben!"

„Excellenz geben ſich allzu trüben Vorſtellungen hin," erwiederte der Prediger und wendete ſein ſanftes Angeſicht zu dem Freiherrn hinüber. „Niemals hatten wir ſeit dem Beginn dieſes Krieges eine tröſtlichere Ausſicht in die Zukunft, nie war uns der Friede näher gerückt, denn jetzt. In Weſtfalen dringen die Franzoſen

und ihre Verbündeten mit Uebermacht vor, im Norden bedrohen die Schweden die Staaten des Königs und plündern ſeine Städte. Die Reichsarmee zieht in's offene Sachſenland und bald werden wir Kunde erhalten, daß ſowie Leipzig, die Schatzkammer unſeres Reiches, auch Wittenberg, Torgau, und endlich ſelbſt Dresden in der Gewalt der Gegner Friedrichs ſind. Er ſelber hat ſich an die Spitze ſeiner geſchlagenen Truppen geſtellt. Aber all ſein Genie wird nicht im Stande ſein, ihre Anzahl zu vervierfachen, der wilde Soltikoff und der verſchlagene Daun haben ſich die Hände gereicht, das preußiſche Heer mit ihren überlegenen Schaaren zu erdrücken. Excellenz werden bald die glücklichſten Nachrichten vom Aufgang und Niedergang der Sonne her und die Beſtätigung unſerer Hoffnungen vernehmen.“

„Nennen Sie mich nicht Excellenz, lieber Magiſter. Kein ſächſiſcher Staatsbeamter iſt in dieſen traurigen Zeiten eine Excellenz,“ verſetzte der Freiherr und ſchüttelte ungläubig das ſorgenſchwere Haupt. „Ich möchte Ihre Hoffnungen theilen, allein ich bin nicht ſo ſtark im Vertrauen als Sie. Die Franzoſen in Hannover ſollen uns retten? Wie gern pflichtete ich dieſem Glauben bei und mit welcher Sehnſucht harre ich auf günſtige Nachrichten aus jenen Gegenden, in denen mein Sohn den allgemeinen Völkerzwiſt mitſtreitet. Allein das ekle Weiberregiment von Paris ſendet keine Feldherren in

dieſen Krieg. Blutſauger des deutſchen Vaterlandes wirft es über den Rhein, Armeen ohne Mannszucht, reich an Laſtern, arm an Thaten, Puderbüchſen anſtatt Patrontaſchen, Brenneiſen, das Haar in zierliche Locken zu kräuſeln, aber kein Loth Eiſen vom tapfern Schwerte Heinrich IV., den Feind zu zermalmen. Die Flucht von Roßbach wird ſich heute oder morgen wiederholen und die Franzoſen werden keine edlere Spur zurücklaſſen als Städte voll Sittenverderbniß und Armuth, abgemähte Aecker- und niedergeſengte Meierhöfe. Die Reichsarmee in Leipzig, Torgau, Wittenberg? Wie lange werden ſie dieſe Städte behaupten? Bis ein preußiſcher Trompeter vor den Thoren erſcheint, der buntſchäckigen Armee von Narren, Feiglingen und Unfähigen zum Abmarſch zu blaſen. Die Schweden zittern hinter den Wällen von Stralſund und der preußiſche General Dohna, der ſie an's Meer zurücktrieb, hat ſich längſt beſſere Gegner aufgeſucht. Die Ruſſen und Oeſterreicher endlich vor den Feſtungen und in den Lagern Schleſiens. Sie werden geſchlagen werden, heute die Ruſſen, morgen die Oeſterreicher, und ſich nach Polen und nach Böhmen wenden. Oder Sie ſagen: das ſei unmöglich. Friedrich wird alſo geſchlagen werden. Dann geht er nach Sachſen zurück und bildet ein neues Heer, um ſich beſſeres Kriegsglück zu erzwingen. Es gilt leider ganz gleich, ob er ſiegt oder

beſiegt wird, denn ſeine Feinde werden ſeine Niederlagen nie benutzen lernen. Sie werden ihm immer Zeit laſſen, neue Streitkräfte zu ſammeln, ſie werden ihm ſtets geſtatten, ſich auf Sachſen zurückzuwerfen, um wie Antäus in der Fabel, mächtiger als je zuvor, vom Falle aufzuerſtehen. Wir allein verlieren, wenn Friedrich geſchlagen wird, unſer Pulver ſchleudert die metallnen Mordbälle in ſeinen Schlachten, unſer Geld kleidet, unſer Brot nährt ſeine Truppen und dieſe ſelbſt recrutirt er in unſeren Gemeinden!"

Der Pfarrer war in der Politik der Römer beinah erfahrner als in den Welthändeln der Gegenwart. Er hatte ſelbſt einen ſehr gelungenen Schlachtplan des Kampfes von Pharſalus gezeichnet, aber die Wahlſtatt von Hochkirch, die zwei Stunden von den Ruinen ſeines Hauſes lag, kannte er nur, weil er den dortigen Geiſtlichen in ruhigeren Tagen manchmal ſeinen Beſuch gemacht. Er war nicht im Stande, die Beſorgniſſe des Freiherrn zu widerlegen, ſondern er begnügte ſich, aus bedrängter Bruſt zu fragen:

„Allein, wenn Ew. Excellenz ſo wenig Hoffnung für unſere Sache faſſen können, was meinen Sie, wird endlich der Ausgang dieſer Dinge ſein?"

„Der Krieg um Schleſien wird nur in Sachſen beendet; die von Oeſterreich beanſpruchten preußiſchen Provinzen werden bei Dresden oder niemals erobert."

Als dem Pfarrer dieſe Behauptung nicht einzuleuchten ſchien, fuhr der Freiherr fort:

„Es ſind zwei Wege denkbar, den Kampf zu Ende zu bringen. Ruſſen und Oeſterreicher werfen ſich auf Sachſen und können ſie es dem Könige nicht völlig entringen, ſo ſaugen ſie es wenigſtens gemeinſchaftlich mit ihm aus, berauben ihn ſeiner beſten Hilfsquellen, entreißen ihm eine Provinz, deren unermeßliche Kräfte er bis jetzt ausbeutete, um den Krieg gegen ſo viele Völker zugleich zu führen. Oder die engherzige Politik des Kabinets von Wien ſendet die Heere, wie bisher, nach Schleſien, um vor allem Anderen dieſe Länder wieder in die Gewalt der Kaiſerin zu bringen. Dann entſcheidet wie bisher das größere Feldherrntalent Friedrichs, die Energie und Einheit ſeiner Bewegungen, die Bravheit ſeiner Truppen und die Intelligenz und Entſchloſſenheit ſeiner Heerführer. Gibt es hier und da einen Verluſt, ſo wird er aus Sachſen und den eigenen Staaten des Königs raſch erſetzt und der Kampf wird fortwähren, bis Friedrich allen ſeinen Feinden nach und nach Hauptniederlagen beigebracht hat, oder bis die Kräfte aller ſtreitenden Parteien bis zur Ohnmacht erſchöpft ſind.“

Der Prediger ſeufzte zu dieſen Bemerkungen und Herr von Zedlow fügte ſeinen Worten hinzu:

„Was haben bis jetzt die glänzendſten Siege über Friedrich gefruchtet? Als er im zweiten Jahre des gegen-

wärtigen Krieges bei Kollin geſchlagen, als ihm dort ſeine Garde von der ſächſiſchen Reiterei in Stücke gehauen ward und er von der Wahlſtatt zu entfliehen gezwungen war: mitten in einem feindlichen Lande, das von ſteilen Gebirgen umſchloſſen iſt, die kaum ein Sieger ungeſtraft überſpringen dürfte, ſechzig Stunden von ſeiner Hauptſtadt entfernt, in ſeinem Rücken ein überlegenes Heer ſiegestrunkener und rachedürſtender Schaaren, beſinnen Sie ſich, wie große Vortheile wir uns damals von der gewonnenen Schlacht verſprachen! Wir glaubten kaum, daß ein Einziger unſerer Feinde in ſein Vaterland zurückkehren würde, es ſei denn als der Bote eines demüthigenden Friedens, und die Zeitungen Europas verkündeten: „der Karl XII. Preußens hat in Böhmen ſein Pultawa gefunden!" Was war der Erfolg dieſer Begebenheit? Die Preußen kehrten unangetaſtet nach Sachſen zurück und die Ankunft unſerer großmüthigen Verbündeten ward durch die Rauchſäule von Zittau bezeichnet, durch das Bombardement einer reichen, blühenden Stadt, die der Sieger von Kollin in einen Aſchenhaufen verwandelte. Der Feldzug des Jahres 1757, dem die Niederlage in Böhmen alle Bedingungen hätte vorſchreiben, den Charakter hätte aufdrücken ſollen, endete mit der Schlacht von Leuthen und der Auflöſung der großen öſterreichiſchen Armee. Vierzehn Tage ſpäter übergab man dem König die Schlüſſel von Breslau mit 19,000 kaiſerlichen Sol-

daten und Offizieren als Weihnachtsgeſchenk und bald darauf die Stadt Liegnitz als Neujahrsangebinde. Der Tag von Roßbach hatte die Franzoſen aus Thüringen geſprengt, die Ruſſen räumten Oſtpreußen, die Schweden Pommern, die Oeſterreicher Schleſien und Sachſen!“

Die Tochter wußte, wie ſehr ein Geſpräch dieſer Art die Bitterkeit des Vaters aufregte und daß es ihm ſeine frohe Stimmung für lange Zeit raubte. Sie rückte näher an den Freiherrn und ſuchte ſeinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, indem ſie ihn fragte, wann er Briefe von Heinrich, ihrem Zwillingsbruder, erwarte. Allein der gereizte Mann antwortete dem ſonſt ſo verwöhnten Kinde gar nicht. Er ſtarrte mit finſterem Auge in die Gegend hinüber, wo ſich der breite Gebirgsrücken ausdehnt, auf welchem Hochkirch erbaut iſt.

„Auch dort ward unnützes Blut in Strömen vergoſſen in jener Schlacht, deren Donner noch immer in unſeren Ohren wiederhallt und deren Jahresfeſt man in etwa zehn Wochen in Wien feiern wird. Achtzehntauſend Leichen und kein Schritt vorwärts gethan! Eine furchtbare Niederlage, deren Folgen der König binnen einer Woche zu nichte macht, um wie ein Sieger von dannen zu ziehen, die bedrohten Feſtungen Schleſiens zu entſetzen! Gibt es ein ungeheuerſtes Verbrechen für einen Heerführer, ein unverzeihliches, ſo iſt es ein unbenutzter Sieg. Denn eine jede Schlachtſcene ſoll uns,

je größer ſie iſt, nur den Frieden um ſo mehr beſchleu-nigen, und wenn ſie dieſen Zweck nicht erfüllt, ſo iſt ſie ein rieſenhafter Menſchenmord, nichts Beſſeres. Dann erhielt die Glückwünſche aller befreundeten Souveraine und vom Papſte einen geweihten Degen. Man hätte ihn mit dieſem Degen durchbohren ſollen und der Sache der Kaiſerin wäre der beſte Dienſt geleiſtet, die beleidigte, fruchtlos hingeſchlachtete Menſchheit gerächt worden!"

Der Redner fühlte ſelbſt, daß er ſich von ſeinem heiligen Eifer zu weit hinreißen ließ. Er ſetzte das Ge-ſpräch nicht fort, ſondern beſchäftigte ſich mit Mathilden:

„Du fragteſt nach Heinrich, mein Kind, und nach Briefen von ihm. In ſeinem jüngſten Schreiben meldete er, daß ſich die feindlichen Heere zu begegnen ſuchten, daß Contades darnach ſtrebe, in Hannover einzudringen, nachdem er Kaſſel, Minden, endlich auch Münſter er-obert. Vielleicht iſt es zu einer Schlacht gekommen und ich fürchte, zu keiner glücklichen, denn außerdem hätten wir wohl ſchon Nachricht."

Mathilde ſchmiegte ſich inniger an den Vater. „Sie machen mir bange!" ſprach ſie — „mein Bruder, mein guter, lieber Bruder! Wenn ihn ein Unglück getroffen hätte!"

„Möglich iſt dies, mein Kind, aber nicht wahrſchein-licher, als zu jeder andern Zeit. Auch ein Sieg fordert ſeine Opfer," beruhigte der Vater, „und noch mehr

Leute, als die förmlichen Treffen, raffen Scharmützel, Lagerſeuchen und die kleineren aber unaufhörlichen Gefahren eines Feldzugs hin. Wir wußten, was uns drohte, als Heinrich in den Kriegsdienſt trat, und haben heute keinen Grund zu ängſtlicheren Sorgen."

Das Mädchen ließ ſich ſo raſch nicht tröſten. So heiter ſie den Spaziergang begonnen, ſo ernſt ſchien er enden zu wollen. Eine peinliche Stille folgte, während der Eine auf das Dorf hinabſchaute, in das ſich die müden Landleute nach dem Geläute der Abendglocke zurückzogen, und die Anderen in die Sonne blickten, die ſich hinter den Wolken und Bergen verbarg, die den weſtlichen Horizont umſäumten.

Da ſtand der Prediger von der Bank auf und ſprach mit dem vollſten tiefſten Tone ſeiner Bruſt: „Hoff', o bedrängte Seele, hoff' und ſei unverzagt! Ein dreißigjähriger Krieg hat dieſe Länder zerfleiſcht, ein Krieg, in welchem man nicht blos um die Güter des Leibes kämpfte, und Gott hat die Wunden geheilt, die ſeine Hand geſchlagen, die Städte neuerbaut, welche die Flamme gefreſſen, die Geſchlechter wieder erweckt, welche die Wuth des Kampfes und der Mordbegier verſchlang, den Völkern die Freiheit und den Glauben erhalten. In wenig Monden machen die Trümmer von Hütten den Säulenordnungen marmorner Paläſte Platz, wenn der Friede in das Land zurückkehrt. Und der Friede kommt von oben,

nicht die Gewaltigen der Erde geben ihn. Er wird auch in dieſe Gauen mit allem ſeinem Segen zurückkehren. Unſere Freunde und Brüder kämpfen in dieſem Streite und das Schwert des Todes ſchwebt ſtündlich über ihren theuern Häuptern. Wollen wir darum zittern? Es ſchlägt kein Menſchenherz ſo leis, daß der Vater im Himmel ſein Beben nicht merkte und jeden ſeiner Pulſe zählte. Darum laſſet uns vertrauen, nicht menſchlicher Weisheit und unſerem eignen Rathe, ſondern der Vorſicht des Himmels. Sie wird uns wohl bewahren. Amen.“

Der Freiherr drückte dem gottvertrauenden Manne die Hand. Mathildens Augen hingen freundlich an ihm. Zwar ohne lauten Scherz; doch nicht ohne frohen Muth kehrten die Wanderer in das Schloß zurück, wo ſie mit Einbruch der Dunkelheit anlangten. Ein Jeder begab ſich in ſein Gemach. Doch war der Pfarrer kaum dazu gekommen, den Hut an den Nagel zu hängen und die Atzel auf den Perrückenſtock zu ſtülpen, als der Diener, der ihm vorhin in das Zimmer geleuchtet hatte, zurückkehrte, um ihn einzuladen, noch einmal zum Freiherrn hinabzukommen.

3.

Als der Pfarrer in das Gemach kam, welches dem Freiherrn zu ſeinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte diente und wo er die wenigen Beſuche empfing, welche die Einſamkeit des Schloſſes unterbrachen, fand er nicht nur Mathilden daſelbſt, ſondern er traf noch auf eine dritte Perſon, deren Anzug und Haltung darauf ſchließen ließ, daß der Fremde einen militäriſchen Poſten bekleide oder wenigſtens bekleidet habe. Es war ein Mann von hoher, ſtattlicher Geſtalt und offenem treuherzigem Weſen, der den linken Arm etwas ſchwerfällig bewegte, gleich als ob dieſer durch eine Wunde gelähmt ſei. Er trug ſchwere Reiterſtiefeln und hirſchlederne Beinkleider. Auch an der Weſte bemerkte man den ſoldatiſchen Zuſchnitt. Dem Hute jedoch mangelte die beſondere Abzeichnung und der bäueriſche Rock, welchen der Fremde über ſeine Schultern geworfen, war offenbar nicht für dieſen Körper angemeſſen worden.

Der Mann ſtand in ehrerbietiger Haltung vor dem Freiherrn und nahm von deſſen Erlaubniß, ſich auf dem

Seſſel niederzulaſſen, nur ſo viel Notiz, daß er darauf mit einer kurzen Verbeugung antwortete.

„Es iſt der Wachtmeiſter von Heinrichs Schwadron,“ ſagte Zedlow zu dem Prediger. „Er bringt uns Nachrichten von der franzöſiſchen Armee. Wollte Gott, daß ſeine Kunde beſſer lautete!“

„Aber Ihr Herr Sohn, Excellenz, von ihm hören Sie doch wohl Beruhigendes?“ fragte Herlbert.

„Ich wollte mein Pferd zum Pfande einſetzen,“ erwiederte der Soldat, „daß der Herr Lieutenant wohlbehalten entkommen iſt, ſo ſauer es uns auch die Preußen und Engländer machten. Gott ſtraf mich — Gott iſt Zeuge, wollte ich ſagen, wir ſind am erſten Auguſt bei Minden ſo brav darauf gegangen, daß man es den ſächſiſchen Truppen nicht wird in die Schuhe ſchieben können, wenn endlich die ganze Armee Reißaus nahm, die Franzoſen zuerſt und wir alsdann nothgedrungen mit ihnen. Unſere Infanterie war nicht träge und trieb die engliſchen Bataillone zweimal mit den Bajonetten zurück, dazu warfen wir ihre Reiterei, daß ſie ſich auf ihr eigenes Fußvolk ſtürzte, wie ein Hirtenjunge, der rücklings über einen Maulwurfshaufen ſtolpert. Aber die franzöſiſche Kavallerie, daß ſie der Henker hole, die im Centrum aufgeſtellt war, verſchwand plötzlich, indem ſie ſich nach der Seite hin aufgemacht hatte, von welcher der Feind nicht anrückte. Die Infanterie wurde

hierauf zurückgedrängt. Auf unſerem Flügel — es war der linke — marſchirten die Engländer mit friſchen Regimentern an und ihre geſchlagenen Colonnen formirten ſich von Neuem. Von allen Seiten angegriffen und gegen das Centrum hin durch die Preußen abgeſchnitten, welche Ferdinand in die Lücken drängte, die durch die Flucht der franzöſiſchen Reiterei ,entſtanden waren, ermattet durch das hartnäckige Gefecht, welches wir vom Anfang der Schlacht an ausgehalten, mußten wir, als unſere Linien immer dünner wurden, die Pferde endlich wohl herumwerfen. Vor uns her lief die franzöſiſche Infanterie und Regimenter darunter, die an dem Tage noch kein Loth Pulver verſchoſſen hatten. So groß unſer Verluſt auch geweſen, wir mußten noch die Flucht des linken Flügels decken. Der Herr Lieutenant und ich waren auf der äußerſten Flanke. Die Paar Schwadronen, die wir dort aufgeſtellt geweſen, hatten drei Mal eingehauen und jetzt drückten uns Engländer, Heſſen und Preußen zugleich. Wir gingen langſam zurück und machten allemal Kehrt, wenn der Boden irgend günſtig ſchien. Der Herr Lieutenant war nicht verwundet worden und guten Muthes, ausgenommen, daß wir auf die ſchurkiſchen Franzoſen fluchten. Wir ritten neben einander und waren die Letzten des Zugs. Da kommen wir an einen Steg über einen kleinen Bach gelegt, und da die Ufer etwas hoch ſind, müſſen unſere Leute einzeln

über die ſchmale Brücke gehen. Die Feinde holen uns ein und ſuchen uns von der Schwadron abzuſchneiden. Im Nu war der Paß verlegt. Des Herrn Lieutenants Pferd, — es war der Fuchs, Excellenz, — machte den Sprung und ſetzte über den Graben. Konnt' ich mit meinem Braunen den Anlauf nehmen, ſo war ich auch drüben und bei unſern Leuten, aber mir ſaßen die Preußen ſchon halb mit auf dem Sattel. Ich lenke mein Pferd zur Rechten und reite den Bach hinab, mir einen andern Weg zu ſuchen. Etliche Reiter ſprengen mir nach und ich muß nach der Seite ausbiegen. In der nächſten Viertelſtunde war ich meiner Verfolger ledig, aber wo ich jetzt meine Schwadron finden ſollte, das wußte der Himmel. Als es dunkel ward, hört' ich an dem Feldgeſchrei der Haufen, auf die ich ſtieß, daß ich in's feindliche Heer gerathen war. Ich benutzte die Verwirrung und jagte quer durch. Wer mich anrief, dem ſchrie ich: „Ordonanz!" entgegen. Meine Uniform war im Finſtern nicht mehr zu erkennen, man ließ mich überall paſſiren. Da ich das Schlachtfeld ohngefähr auf eine halbe Meile hinter mir hatte, ließ ich mein Pferd ruhen und tauſchte am Morgen meinen Hut, Rock und Mantel mit einem Bauer. Denn wieder zu unſerer Armee zu ſtoßen war unmöglich. Sie war zurückgegangen und Preußen, Heſſen, Engländer und Hannoveraner lagerten zwiſchen mir und ihr. Fiel ich den

Preußen in die Hände, ſo ward ich als Deſerteur, nicht als Kriegsgefangener behandelt, denn Excellenz wiſſen recht wohl, nach der Affaire bei Pirna hatte man mir mit Gewalt den fremden Rock angezogen, deſſen ich mich bei Prag wieder entledigte: ich war gezwungen, mich nach Sachſen durchzuſchleichen. Und es gibt immer noch, auch im Auslande, genug gute ſächſiſch geſinnte Herzen, die Einem durchhelfen, denn Ew. Excellenz ſehen, ich bin glücklich eingetroffen und habe auch mein Pferd mitgebracht."

„Aber ſeid Ihr denn gewiß, daß mein Bruder nicht ſpäter eingeholt worden iſt, nachdem Ihr Euch von ihm getrennt hattet?" wendete Mathilde ein.

„Ich war von ihm getrennt worden," verſetzte der Wachtmeiſter, „ſo, mit Verlaub, müſſen Sie ſagen, gnädiges Fräulein. Denn freiwillig wär' ich nicht von meiner Schwadron gegangen, ſo wahr ich ein ehrlicher Kerl bin. Daß aber der Herr Lieutenant unangetaſtet davon geritten iſt, darauf will ich ſchwören, denn ich ſah's mit eignen Augen. Und der Paß war zu ſchmal, als daß man in großen Schaaren hätte nachſetzen können. Außerdem hörte ich auf der Reiſe hierher, daß die Verfolgung nach der Schlacht überhaupt etwas ſaumſelig betrieben worden iſt. Der engliſche Lord Sackville, der ein ſcheles Auge auf den Prinzen Ferdinand hat, hielt ſeine Reiter vom Einhauen zurück und die beſte Zeit

verſtrich, in der die aufgelöſten Haufen in die Pfanne zu hauen geweſen wäre.“

„Ich danke Euch von Herzen, Wachtmeiſter Bayer, daß Ihr mich aufgeſucht und mir Eure Nachrichten gebracht habt. Dazu hoffe ich, wie Ihr, daß mein Sohn den Gefahren jenes heißen Tages glücklich entging,“ ſprach der Freiherr. „Laßt es Euch auf dem Schloſſe gefallen, bis Euer Arm geheilt iſt, denn wir ſehen wohl, daß Ihr verwundet ſeid. Aendert ſich der Stand der Dinge und zeigt ſich die Möglichkeit, daß Ihr zu Euerem Corps zurückkehren könnt, ſo denke ich Euch, falls Ihr dann völlig hergeſtellt ſeid, die Mittel zu erleichtern, zur Schwadron zu gelangen, und Ihr mögt alsdann meinem Sohne zugleich Briefe von mir überbringen.“

Der Soldat, der ſeine Heimath in der Nähe von Munsheim hatte, genehmigte dies Anerbieten und wollte ſich zurückziehen, allein man hielt ihn noch einen Augenblick zurück.

„Wie befindet Ihr Euch an der Seite der Franzoſen?“ fragte der Freiherr. „Wie ſagt Euch dieſe Alliance zu? Iſt der Geiſt der Truppe muthig genug und herrſcht ſo viel Accurateſſe in allen Unternehmungen des Heeres, daß die Folgen der letzten Aktion nicht gar zu gefährlich werden dürften?“

„Excellenz,“ verſetzte der Wachtmeiſter, „es iſt niemals gut, wenn Männer das Commando führen, deren

Sprache von den Leuten nicht verſtanden wird, welche gehorchen ſollen.“

„Habt Ihr nicht deutſche Offiziere? Sind Eure Befehlshaber nicht Eure Landsleute?“

„Allerdings wohl. Aber wir fechten doch alleſammt unter franzöſiſchen Fahnen und neben franzöſiſchen Regimentern. Den größten Theil der Arbeit und Gefahr läßt man uns getreulich zukommen, nicht ſo redlich geht man mit uns um, wenn es ſich um Lohn und Bevorzugung handelt. Wir ſind der Anzahl nach die Schwächern. Den Ruhm und Gewinn einer Affaire eignen ſich die Fremden zu, die Fehler aber, welche die Heerführer oder die Armee gemacht, möchte man die deutſchen Regimenter entgelten laſſen.“

„Das iſt leider das Schickſal aller kleinern Corps, die mit größeren Maſſen vereint wirken. Aber iſt der Muth der Truppen ſtark genug, ſind die Untergebenen voll Vertrauen auf ihre Vorgeſetzten, habt Ihr die Ueberzeugung eines guten Ausgangs der Dinge?“

„Die Mannſchaft iſt tapfer. Sie hat wahrhaftig das Herz ſtets auf dem rechten Flecke, ſobald es in’s Treffen geht. Die Anführer aber ſcheinen leider auf der andern Seite tüchtiger zu ſein. Als wir die Schlacht bei Minden lieferten, meinten wir nicht anders, als daß wir zu einem gewiſſen Siege auszögen. Auf unſerer Seite die Uebermacht, in unſerem Rücken eroberte

Feſtungen, vor uns ein Heer, mit dem wir uns zu meſſen von Eifer entbrannt waren. Die Franzoſen prahlten, daß ſie die verbündeten Preußen, Engländer und Heſſen in drei Tagen bis an die Elbe zurücktreiben oder vernichten wollten, — dennoch wurden wir geſchlagen. Himmelelement! Wir Sachſen waren ſo wüthend, daß wir lieber auf die Franzoſen eingehauen hätten, als auf den Feind, da wir ſahen, daß ſich unſere Alliirten zur Retirade wandten!"

Der Freiherr hütete ſich, dem Unteroffizier beizupflichten, ſo ſehr ihm auch die Wahrheit deſſen einleuchtete, worüber ſich der Krieger beklagte. Er bemerkte ihm, daß der Haushofmeiſter für ſeine Verpflegung Sorge tragen werde, und der Wachtmeiſter verſtand dieſen Wink ſo gut, daß er ſich entfernte.

„Sehen Sie wohl, daß ſich meine trüben Prophezeiungen nur zu ſchnell beſtätigen?" ſprach der Freiherr, ſich an den Prediger wendend. „Von Weſtfalen her hätten wir für die nächſte Zukunft nur noch zu fürchten. Jetzt werden Sie bald vernehmen, daß unſere Sachen in Schleſien noch ſchlechter ſtehen. Denn in Weſtfalen befehligt der Prinz Ferdinand ein vielfach zuſammengeſetztes Heer, das von eiferſüchtigen Generalen geführt wird, und dennoch wirft er die Franzoſen zurück. Was erwarten Sie jetzt von der Oder zu hören, wo Friedrich ſelbſt, den ſeine Anhänger den Großen nennen und der

wenigſtens der größeſte Feldherr unſerer Zeit iſt, an der Spitze ſeiner Kerntruppen gegen die Ruſſen und Oeſterreicher auftritt? Mit ihm der Enthuſiasmus ſeines Namens, die Begeiſterung ſieggewohnter Schaaren, das Selbſtvertrauen, der unerſchütterliche Muth der Truppen und die pünktlichſte Vollſtreckung ſeiner Befehle, vor ihm ein Heer, dem der Charakter und die Seele fehlt, und Feldherren ohne Energie."

„Doch iſt Laudon mit ſeinem Corps an der Seite der Ruſſen, Laudon, deſſen Fähigkeiten Ew. Excellenz von allen Anführern, die gegen die Preußen fochten, am höchſten ſchätzen," ſagte Heribert.

„Laudon ſteht dem Range nach unter Soltikoff. Er wird nicht im Stande ſein, ſein Talent und ſeine Rathſchläge geltend zu machen."

Das Geſpräch ward durch ein lautes Geräuſch unterbrochen, welches plötzlich auf dem Hofe entſtand. Stimmen ſchallten durch einander, Waffen klirrten, die Tritte vieler Menſchen hallten wieder. Die Nacht war indeſſen ſo dunkel geworden, daß man ohne eine künſtliche Beleuchtung nicht erkennen konnte, was ſich in der Nähe des Schloſſes begab, und als der Freiherr vergeblich verſucht hatte, die Finſterniß mit ſeinem Blicke zu durchdringen, ſchloß er das Fenſter wieder, welches er geöffnet hatte, und wartete, bis ihm ein Diener melden werde, was vorgefallen ſei.

Es dauerte nur kurze Zeit und der Haushofmeiſter erſchien, um dem Freiherrn anzuzeigen, daß eine Abtheilung preußiſcher Soldaten im Dorfe angelangt ſei, und hier zu übernachten gedenke. Truppenzüge waren in ſolcher Entfernung von der Heerſtraße allerdings nicht ſo häufig als anderwärts. Doch konnte ihr Erſcheinen auch nicht gerade auffallen. Der Freiherr ſagte daher nach einer Pauſe der Ueberlegung: „Preußen alſo ſind's? So deutet dem Wachtmeiſter Bayer an, daß er ſich entweder verborgen halte, bis unſere Gäſte wieder abgezogen ſind, oder daß er eine Livree anlege, um als einer meiner Leute aufzutreten, was ihn hoffentlich vor jedem Verdachte ſichern wird.“ Dann fragte er, ob Offiziere bei dem Corps ſeien, die man in's Schloß werde aufnehmen müſſen. Der Haushofmeiſter hatte dies noch nicht in Erfahrung gebracht, doch zweifelte er nicht daran und eilte, ſich Gewißheit zu verſchaffen und ſeine Maßregeln zu ergreifen.

Bald darauf klopfte es an die Thür und ein Mann in der Uniform eines preußiſchen Infanterie-Offiziers mit über der Bruſt zurückgeſchlagenem Rocke, in weißem Beinkleid und Gamaſchen, gewichſtem Schnurrbart, den dreieckigen Hut und den Stock in der Hand, trat ein.

„Ich habe um Verzeihung zu bitten, daß ich unangemeldet komme,“ ſprach der Offizier, ſich mit

ſoldatiſcher Unbefangenheit an die Geſellſchaft wendend. „Es war eben Niemand im Vorzimmer, der Ihnen meinen Namen hätte nennen können, deshalb muß ich mich ſelbſt einführen. Ich bin der Commandant des kleinen Corps, welches Ihnen für einige Stunden läſtig fallen wird: Hauptmann von Steinbach, und in Ihnen habe ich wahrſcheinlich die Ehre, den Beſitzer des Schloſſes zu begrüßen?"

„Freiherr Zedlow," bejahte Mathildens Vater, an den ſich der Offizier vorzugsweiſe gerichtet hatte, und verneigte ſich. „Dies iſt meine Tochter und dies iſt der Herr Magiſter Heribert, unſer Hausgenoſſe. Womit kann ich Ihnen und Ihrer Mannſchaft dienen?" fuhr der Gutsherr fort, nachdem er dem Hauptmann einen Platz angeboten hatte.

Der Preuße warf einen raſchen, freundlichen Blick auf die Anweſenden und antwortete dann, ohne ſeine ſtraffe Haltung zu verändern: „Die Mannſchaft bedarf wenig, ſie wird ſich im Dorfe unterbringen und nur für die Wache will ich Ihre Güte in Anſpruch nehmen. Laſſen Sie ihr eine Abendmahlzeit und einige Maß Bier reichen, Herr Baron. Doch hab' ich eine andere Bitte an Sie zu richten. Kann eine Dame mit ihrer Zofe während der Nacht ein Unterkommen im Schloſſe finden?" Dieſe Frage ſtieß der Offizier haſtig hervor und blickte den Freiherrn dabei ſtarr an, gleichſam als fürchte er, auf ein anderes Auge zu treffen. Herr von Zedlow war zu

ſehr Herr ſeiner Mienen und Geberden, als daß er ſeine Verwunderung über die ſeltſame Begleitung des Offiziers verrathen hätte.

„Es ſoll ſofort ein Zimmer zu ihrer Aufnahme in Stand geſetzt werden," verſetzte er mit ruhigem Ton.

„Dank für Ihre Bereitwilligkeit," entgegnete der Offizier und es ſchien, als ſei ihm eine Laſt von der Bruſt gewälzt. „So wollen Sie Befehl dafür ertheilen und ich gehe dem Wagen entgegen, der die Dame hierher führt."

„Ich rechne darauf, daß Sie ſelbſt ein Nachtlager in meinem Hauſe nicht verſchmähen, Herr Hauptmann," erklärte Zedlow mit der natürlichen Herzlichkeit ſeines Weſens. Aber der Soldat lehnte das Anerbieten höflich ab:

„Ich bin ſeit langer Zeit nicht mehr daran gewöhnt, eines Zimmers zu bedürfen, noch weniger darf mich die Bequemlichkeit eines weichen Lagers verlocken. Die Wache hat ein Häuschen in Beſchag genommen, welches ihr eine ſichere Bedachung gegen das aufziehende Wetter bietet. Dort werde ich die Nacht hindurch verweilen und den Kopf auf den Torniſter eines Soldaten gelehnt, jedenfalls vortrefflich ſchlafen, wenn mir der Dienſt Ruhe gönnt."

Nach dieſen Worten verabſchiedete ſich der Hauptmann und verließ das Zimmer.

„Ein ſehr rückſichtsvoller Mann, der Truppencommandant,“ bemerkte Heribert. „Offenbar nahm er ein Zimmer für ſich ſelbſt im Schloſſe nicht an, um den Beſitzer deſſelben nicht allzu beſchwerlich zu fallen. Für einen Soldaten iſt dies ein ſeltnes Zartgefühl.“

„Ob ich wohl die Dame ſehen werde, die in ſeiner Begleitung reiſ't?“ ſprach Mathilde und horchte, ob ſich ſchon das Rollen eines Wagens hören ließe. „Wie kommt ſie zu dem Hauptmanne? Iſt ſie von Stande? Jung oder alt? Vielleicht wäre es ſchicklich, Papa, daß ich ſie empfinge.“

Der Freiherr war nicht derſelben Meinung. „Die Soldaten haben manchmal Bekanntſchaften und Verbindungen beſonderer Art,“ ſagte er. „Auch wiſſen wir nicht, ob das Frauenzimmer überhaupt geſehen ſein will. Du kannſt ihr durch Deine Jungfer melden laſſen, daß Du zu ihren Dienſten ſtehſt, wenn ſie irgend ein Bedürfniß hat, und bei dieſer Gelegenheit wirſt Du ſo viel erfahren, um Deine Neugier einigermaßen zu befriedigen.“

Der Prediger beurlaubte ſich und begab ſich auf ſein Zimmer. Mathilde blieb noch eine Zeitlang beim Vater zurück. Als es aber gar zu lange währte, ehe der Hauptmann mit dem Wagen anlangte, wünſchte ſie dem Baron nach der Sitte der Zeit mit Förmlichkeit

„gute Nacht,“ indem ſie ihm ehrfurchtsvoll die Hand küßte, und zog ſich gleichfalls zurück.

Eine halbe Stunde ſpäter hielt ein gewöhnliches Bauernfuhrwerk am Schloßthore. Der Hauptmann war eifrig bemüht, einer verhüllten Geſtalt beim Ausſteigen aus dem Wagen behilflich zu ſein und ſie mit ſeinem Arm zu unterſtützen, als ſie die Treppen hinauf ſchritt, die in das zweite Stockwerk führten. Eine weibliche Perſon, die man für eine Zofe halten konnte, folgte nach. Der Offizier trug das Licht ſelbſt, mit welchem ein Diener des Freiherrn vorausſchreiten wollte, und kehrte erſt zurück, nachdem ſich die Dame in dem Zimmer eingerichtet hatte, welches für ihre Aufnahme beſtimmt war. Einige Minuten darauf ward es ſo ſtill im Schloſſe, als ob Niemand zugegen ſei, der nicht ſeinen gewöhnlichen Aufenthalt daſelbſt habe, und Mathildens Jungfer brachte ihrer Gebieterin die Kunde, daß die fremde Dame für jede weitere Gefälligkeit danke und leider nur durch den Mund ihrer Zofe zu ſprechen geweſen ſei.

4.

Dem Hauptmanne, der aus dem obern Stockwerke zurückkehrte und an dem Bedientenzimmer vorüberſchritt, welches zur ebnen Erde lag, begegnete der Haushofmeiſter und meldete ihm, daß er Brote, Fleiſch und Bier in das Haus abgeliefert habe, welches während der Nacht als Wachthaus dienen ſollte.

Der Offizier gab in einer kurzen Antwort ſeine Zufriedenheit hiermit zu erkennen. In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür und Steinbachs Augen durchmuſterten das Gemach, mehr unwillkürlich und von dem Lichtglanze angezogen, der aus demſelben in den dunkleren Flur drang, als daß er eine beſtimmte Abſicht damit verbunden hätte. Er trat aber plötzlich näher an den Eingang, denn irgend ein Gegenſtand ſchien ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen, ſah den Perſonen, die in dem Zimmer verſammelt waren, forſchend in's Antlitz und ließ ſeinen Blick mit Nachdruck auf der kräftigen Figur des Wachtmeiſter Bayer ruhen. Der ſächſiſche Soldat hatte einen Rock angelegt, wie ihn die übrigen Be=

dienten des Freiherrn trugen, allein ſeine Reiterſtiefeln wie überhaupt der untere Theil ſeiner Kleidung paßten ſchlecht zu der zierlichen Livree. Noch weniger eignete ſich für dieſelbe ſeine ungeſchmeidige Haltung und die trotzige Miene, mit welcher er die Blicke des Offiziers erwiderte, der zu ſeiner Ueberraſchung einen Bekannten in ihm zu erkennen ſchien.

„Seit welcher Zeit ſteht Ihr in des Freiherrn Dienſten?“ fragte der Hauptmann, ſich an den Wachtmeiſter kehrend und die Schwelle überſchreitend.

„Es mögen wohl einige Jahre her ſein,“ antwortete Bayer ausweichend, wobei er ſich aber durchaus nicht die Mühe gab, ſeine Stimme zu verſtellen, oder ſein Geſicht der genauern Betrachtung des Preußen zu entziehen. „Vor Ausbruch dieſes Kriegs, Herr Hauptmann, trat ich in die Reihe von den Leuten Sr. Excellenz,“ — fügte er alsdann hinzu: „Denn Sie müſſen wiſſen, der Herr Freiherr iſt Präſident und ihm gebührt der Titel Excellenz — vier Jahre alſo ſind ſeitdem verfloſſen.“

Der Hauptmann unterdrückte den Zorn, der ſich in einer flammenden Röthe auf ſeinen Wangen ankündigte, und fragte weiter:

„Habt Ihr alſo niemals im Laufe der letzten Jahre ein anderes Kleid getragen, als den betreßten Rock? Oder entſinnt Ihr Euch nicht vielmehr, daß Euch einſt die Farben eines mächtigern Gebieters ſchmückten? Daß

Ihr einer Fahne folgtet, der Ihr unverbrüchliche Treue für die Dauer des gegenwärtigen Kriegs angelobt hattet?“

„Nein,“ verſetzte der Wachtmeiſter mit einer Zuverſicht, die eines geübten Lügners würdig geweſen wäre, und zupfte ſich den Schnurrbart über die Lippen herab.

Der Hauptmann lächelte nicht eben ſehr zufriedengeſtellt durch die Entgegnung und verließ das Zimmer mit raſchen Schritten. Es war leicht zu errathen, daß er ging, um die Soldaten herbei zu holen, die den Wachtmeiſter feſtnehmen ſollten. Allein er ſchien ſeinen Entſchluß zu ändern, denn er wendete ſich plötzlich mit einer ſchnellen Bewegung in's Zimmer zurück und fragte:

„In welcher Eigenſchaft dient Ihr Sr. Excellenz?“

„Auf jede Weiſe, die gefordert wird, Herr Hauptmann Als Courier oder Koch, als Jäger, Tafeldecker oder Thürſteher, als Hund, wenn er es verlangt. Ein Herr, dem ich freiwillig diene, kann mich anſtellen, wo und wie es ihm beliebt, er kann ſich allemal darauf verlaſſen, daß ich meinen Platz nach Kräften zu behaupten ſuche.“

„Und warum tragt Ihr Euern linken Arm in einem Verbande? Habt Ihr Euch bei dieſer friedlichen Beſchäftigung verletzt?“

„Muß doch wohl geſchehen ſein, daß mich ein Pferd geſchlagen, oder der Stoß irgend eines ungeſchickten Tölpels getroffen hat,“ entgegnete der Wachtmeiſter mit

einer Gelaſſenheit, die durchaus nicht geeignet war, den Aerger des Offiziers zu beſänftigen.

„Euer Name endlich?“ herrſchte der Hauptmann den Soldaten mit rauherer Stimme an. „Da Ihr im Lügen ſo gewandt als frech ſeid, wird Euch auch die Beantwortung dieſer Frage kaum in Verlegenheit ſetzen.“

„Ich heiße Hans Matthäus Bayer,“ verſetzte der Soldat ganz der Wahrheit gemäß.

„So zeigt dem Herrn Baron in meinem Namen an,“ ſprach der Offizier, ſeine Worte an den Haushofmeiſter richtend, „daß ich in ſeinem Hauſe einen preußiſchen Deſerteur angetroffen habe und meiner Pflicht nach genöthigt geweſen bin, ihn in Verhaft zu nehmen. Folgt mir, Matthäus Bayer. Ihr ſeid mein Arreſtant.“

„Herr Hauptmann,“ fuhr der Wachtmeiſter jäh empor, „ich habe den Rang, in welchem Sie der preußiſchen Armee dienen, bis jetzt ſo hoch geachtet, Ihnen auf eine Menge von Fragen zu antworten, von welchen Sie das Recht, mir dieſelben vorlegen zu dürfen, erſt hätten beweiſen müſſen. Jetzt aber handelt es ſich nicht mehr um Hin- und Wiederreden, ſondern um Haut und Haar, um Leben und Freiheit. Sie wollen mich verhaften? Wagen Sie es, wenn Sie ſich die Macht dazu zutrauen. Allerdings bin ich und viele meiner tapferen Kameraden nach den unglücklichen Tagen von Pirna gezwungen worden, den Trommeln Ihrer

Regimenter zu folgen. Allein uns war Gewalt geſchehen, der wir uns entzogen, ſobald ſich die Gelegenheit fand. Wir wurden nicht meineidig, als wir die verhaßten preußiſchen Feldzeichen wegwarfen, ſondern wir kehrten nur zur alten Pflicht zurück. Das Kleid, das ich in dieſem Augenblicke trage, iſt erborgt. Ich wollte Verdrießlichkeiten mit Ihnen und Ihren Leuten vermeiden, deshalb ſteckte ich mich in dieſe Narrenjacke. Aber ſie gebührt mir nicht und Sie können nicht als mein Oberer zu mir ſprechen. Ich bin Wachtmeiſter bei Kurſachſens Kuiraſſieren, der Feind ſteht dem Feinde, der Soldat des einen Heeres dem Soldaten des andern gegenüber. Dies Zimmer werden Sie nicht verlaſſen, um Ihre Mannſchaft herbei zu holen, und den Kampf zwiſchen uns ungleich zu machen."

Bayer hatte den Hirſchfänger eines Jägers erfaßt, der an der Wand hing, und gleich beim Beginn ſeiner Rede die Thür beſetzt, um dem Offiziere den Ausgang zu vertreten.

„Ich bitte die Herren um Gottes Willen," ſchrie der Haushofmeiſter, ſich zwiſchen beide Gegner drängend, „von einem Streite abzuſtehen, der für den Beſitzer des Schloſſes die heilloſeſten Folgen nach ſich ziehen würde. Nicht in dieſem Gemache darf gefochten werden. Hier gilt das Gaſtrecht; draußen mögen ſich die Feinde zu begegnen ſuchen, nicht in den friedlichen Räumen eines

Hauſes, in welchem ſie bereitwillige Aufnahme erhielten.“

Aber die ſchwache Mahnung blieb fruchtlos. Der Hauptmann hatte ſeinen Degen ſo ſchnell gezückt, als er den Anderen ſich bewaffnen ſah, und ſtürzte ſich mit blanker Klinge gegen den Wachtmeiſter, welcher ſeiner Seits den Hirſchfänger mit Geſchicklichkeit brauchte, um den Angriff abzuwehren.

„Laſſen Sie mich unangetaſtet aus dem Hauſe ſchreiten,“ rief der Wachtmeiſter dem Hauptmanne während des hitzigen Zweikampfes zu, der ſich im Nu entſponnen hatte. „Ich möchte den Schloßherrn nicht verantwortlich wiſſen für einen Unfall, der Sie treffen könnte. Laſſen Sie ab von mir, bis ich den Hof erreicht habe.“

Allein der Offizier, ſchon zur äußerſten Entrüſtung gebracht durch die Ruhe, mit der ihm vorhin der Wachtmeiſter begegnet war, und in noch höherem Grade durch den thätlichen Widerſtand aufgereizt, den ihm jetzt der Mann entgegenſetzte, welchen er als einen Fahnenflüchtigen und ſeinen Gefangenen betrachtete, nahm keine Rückſicht auf die Aufforderung, ſondern ſuchte ſeinen Feind zu entwaffnen oder niederzuſchlagen. Die Hiebe kreuzten ſich von beiden Seiten ſo dicht und unaufhörlich, daß es Niemand der Anweſenden gewagt hätte, ſich einzumiſchen. Sie ſchauten einem Gefechte mit Angſt zu, deſſen Ausgang ihnen in jedem Falle furchtbar war.

Denn ſo ſehr ſich im Allgemeinen ihr Gefühl für den Landsmann und den Soldaten ihres Königs erklärte, ſo waren ſie doch nicht blind für das Unheil, welches unausbleiblich auf die Bewohner des Schloſſes einzubrechen drohte, wenn der Wachtmeiſter ſeinen Gegner niederſtreckte. Die Wuth der Mannſchaft, die ſogleich von dem Ereigniſſe unterrichtet, die Unterſuchung und Strafe, die von der preußiſchen Verwaltung verhängt werden mußte, deren Wirkſamkeit ſich vielleicht bald wieder über das ganze Land ausdehnte, oder die Rache der Truppen, die früher oder ſpäter die Gegend von Munsheim durchzogen, — alle dieſe Gedanken erfüllten die Zeugen des Kampfes mit athemloſem Schrecken.

Anfangs ſchien der Vortheil durchaus auf Seiten des Offiziers zu ſein. Eine vollkommenere Waffe in der Hand eines tapfern und geübten Fechters, ihm gegenüber ein Mann von überlegner Körperkraft zwar, aber gelähmt an dem linken Arme. Der Wachtmeiſter beſchränkte ſeine Anſtrengung auf die Vertheidigung ſeines Leibes, indem er ſich mit dem Hirſchfänger weit vorlegte und ſo den Angriff des Hauptmanns und die Stöße und Hiebe, die er abwechſelnd führte, mit der Schärfe ſeiner Klinge aufzufangen oder abzudrücken ſuchte. Allein für die Länge konnte der Sachſe nicht in der Abwehr verharren. Seine Hand war zu ſchwerfällig

und nur an die Führung des breiten Reiterſäbels gewöhnt, auch von keinem Stichblatte oder Korbe gedeckt. Er vermochte es nicht, jeder Bewegung der feindlichen Waffe entgegenzukommen. Schon hatten ihn einige Hiebe am Arme geritzt, oder waren auf's Handgelenk und die Finger gefallen. Ein weniger kräftiger Mann wäre bereits waffenlos geweſen, aber die Sehnen des Wachtmeiſters waren zäh genug und ſeine Glieder ſchienen ſo unempfindlich gegen den Schmerz, daß ihm der Hirſchfänger nicht entſank. Der Hauptmann drang immer hitziger ein. Er täuſchte ſeinen Gegner durch einen Doppelhieb, den er anfangs gegen den Unterarm des Soldaten richtete, dann aber raſch ablenkte, um ihn über deſſen Schulter und Bruſt zu leiten, die im Augenblicke bloßgegeben war. Der Degen traf mit voller Schwere auf die rechte Seite des Gegners, glitt etwas tiefer an den Kleidern ab und blieb mit der Schneide in dem dicken Schafte des Stiefels ſitzen, der hoch über das vorgeſchobene Knie emporragte. Der Wachtmeiſter benutzte den Moment und ließ ſeinen Hirſchfänger mit gewichtigem Zuge auf den Kopf des Hauptmanns ſinken: ein ſo nachdrücklicher Hieb, daß er trotz des niedrigen Filzhutes, den er durchdringen mußte, ſeine ganze Gewalt auf den Schädel des Preußen äußerte. Der Hauptmann taumelte einige Schritte zurück und der Wachtmeiſter benutzte die Friſt, ungehindert aus dem Zimmer zu gehen.

In der Hausflur fand er einige Soldaten, die nach ihrem Befehlshaber fragten.

„Eilt, daß Ihr ihn auffindet, wenn Ihr ihn noch lebendig ſehen wollt,“ rief ihnen Bayer wild entgegen. „Er iſt unerwartet auf einen Feind geſtoßen und hat, glaub' ich, mit ſchlechtem Glücke, gegen ihn gefochten.“ Ohne die Antwort der beſtürzten Soldaten abzuwarten, ſchritt der Wachtmeiſter der Thür zu und gelangte in den Hof. Niemand verfolgte ihn und er verließ ohne Aufenthalt das Schloß.

Auf dem Damme des Schloßteiches ſtand er einige Sekunden lang ſtill und berieth mit ſich, wohin er ſich jetzt begeben ſollte. Er war genau bekannt mit der Umgegend und hätte ſich, trotz der Dunkelheit der Nacht, die durch ein herannahendes Gewitter vermehrt ward, auf allen Pfaden des Feldes und Waldes zurecht gefunden. Allein die rechte Hand, mit welcher er ſeinen Körper unterſuchte, ward von dem Blute befeuchtet, welches aus ſeiner Schulter hervorzudringen ſchien. Er wußte überdies nicht, ob er bedeutend oder nur leicht verwundet ſei; jedenfalls aber wollte er ſich darüber ſobald als möglich Gewißheit und einen Verband verſchaffen. Die Häuſer des Dorfs waren von preußiſchen Soldaten beſetzt und im Schloſſe regte ſich jetzt verwirrtes Getöſe. Ohne Zweifel traf man ſchon Anſtalt, ſich ſeiner zu bemächtigen. In der unmittelbaren Nähe

von Munsheim oder im Orte ſelbſt eine Zuflucht zu ſuchen, daran war unter ſolchen Umſtänden nicht zu denken. Die benachbarten Dörfer waren ziemlich entfernt und der Blutverluſt nahm zu.

Der Wachtmeiſter beſann ſich in ſeiner Noth auf eine Jägerwohnung, die zu Munsheim gehörte und im Walde jenſeits des Berges lag. Ein rüſtiger Fußgänger konnte ſie in einer halben Stunde erreichen. Er knöpfte den Rock über der Bruſt feſt zuſammen, und drückte ſeine Hand auf die Wunde. So eilte er dem Gehölze zu. Anfangs vermied er es, einen gebahnten Weg einzuſchlagen, weil er fürchtete, daß ihn ſeine Blutſpuren verrathen möchten. Als er die Höhe des Berges erreicht hatte und auf Munsheim hinabblickte, gewahrte er auch, daß ihn einzelne Schaaren mit Laternen aufzuſuchen ſchienen. Jedoch hielten ſich dieſe Lichter in der Nähe des Schloſſes, und vom Himmel, deſſen Blitze von Zeit zu Zeit aufflammten, träufelte ein willkommener Regen. Hatte der Flüchtling wirklich ſichtbare Kennzeichen zurückgelaſſen, ſo wurden ſie jetzt verwiſcht und ſeine Fährte war nicht mehr zu entdecken. Beruhigt über dieſen einen Punkt wenigſtens ſetzte der Wachtmeiſter ſeinen Weg fort und gelangte zuletzt in den dichteren Wald, in deſſen Verſteck das Forſthaus lag.

Es war hohe Zeit, daß er eine Wohnung und menſchliche Hilfe auffand. Er fühlte ſich, als ihn nach

und nach die Aufregung des letzten Vorfalls verließ, ſchwächer und kraftloſer werden, auch begannen die Wunden heftiger zu ſchmerzen. Der Regen fiel in rauſchenderen Strömen herab und der Donner ermunterte das Echo des Waldgebirges. Da glänzte endlich das freundliche Licht durch die Bäume, welches die Nähe des Jagdhauſes ankündigte. Der Wachtmeiſter beeilte ſeine Schritte, in das Aſyl zu gelangen. Hundegebell erſcholl und ein Blitz beleuchtete ihm die Umriſſe des kleinen Gebäudes. In wenig Minuten trat er auf den Platz, welcher das Haus umgab und den man von Bäumen und Geſträuch freigehalten hatte. Hier ruhte der Verwundete einen Augenblick und betrachtete die Fenſter, durch deren Scheiben die anlockenden Strahlen ſchimmerten. War der Förſter allein mit ſeiner Familie in dem Hauſe, ſo konnte er ſich ihm ohne Bedenken anvertrauen. Allein es bewegten ſich mancherlei Geſtalten in dem unteren Zimmer und man vernahm laute Stimmen in demſelben. Das Jagdhaus diente allerdings auch als Schenkwirthſchaft. Doch war es ſehr ſelten, daß ein Wanderer zur Nacht in dem abgelegenen Hauſe einkehrte, an welchem ein nur wenig benutzter Holzweg vorüber geleitete. Der Wachtmeiſter zögerte daher, an die Thür zu klopfen und ſchlich vielmehr an das Fenſter heran, welches ihm zunächſt lag, um ſich zu überzeugen, welcher Art die Gäſte des Forſtmannes

ſeien. Die blinden Gläſer machten es ihm nicht ſo leicht, das Innere der Stube zu überblicken. Schon war er im Begriff, auf gutes Glück Einlaß zu begehren, als ihn eine eiſenharte Fauſt am Nacken packte.

Ein bewaffneter Mann hielt ihn feſt. Der Verwundete war nicht vermögend, ſich loszuringen. Der Soldat, der als Wache am Hauſe geſtanden und ſich vor dem Regen unter den Schutz des Daches zurückgezogen hatte, war dem Auge des Sachſen entgangen und machte ihn jetzt in einem Augenblicke zu ſeinem Gefangenen, wo ſich der Flüchtling eben völlig gerettet glaubte.

5.

So wie der Hauptmann von dem ſchweren Hiebe getroffen worden war, durch welchen ſich Bayer einen unzweifelhaften Sieg verſchaffte, ſprangen die Zeugen des Kampfes herbei und fingen den betäubten Offizier in ihren Armen auf, damit er nicht zu Boden ſtürzte. Der Verwundete war ohne Beſinnung. Man legte ihn auf eine Bank, indem man ihm ein Kiſſen unter den Kopf ſchob. Was man aber weiter mit ihm vornehmen ſollte, wußte Niemand. Die Diener blickten einander voll Entſetzen an und ſelbſt der Haushofmeiſter hatte bei dieſem Vorfall die Geiſtesgegenwart ſo gänzlich verloren, daß er unſchlüſſig bei dem Lager des Ohnmächtigen ſtehen blieb, die Hände rang und ſich in lauten Klagen ergoß.

Die Ankunft der Soldaten, welche dem Wachtmeiſter in der Vorhalle begegnet waren, veränderte die Scene. Kaum erkannten dieſe Leute in dem regungsloſen Körper, welchen die Anweſenden umringten, ihren Hauptmann, als ſie ſich gegen die Perſonen kehrten, welche ſie für die Urheber der hier verübten That hielten.

Die Furcht vor unverdienten Mißhandlungen gab dem Haushofmeiſter den Gedanken ein, die Wuth der Preußen durch den Ausruf: „Setzt dem Mörder nach!" von ſich und ſeinen Untergebenen abzulenken.

„Wohin iſt er entwichen, wenn er nicht mehr unter Euch iſt?" erwiederten die Soldaten, indem ſie den Hirſchfänger vom Boden aufhoben, den Bayer aus der Hand geworfen hatte.

„Der Mann war es, der uns in dieſem Augenblicke draußen begegnete!" erinnerte ein Soldat. „Daß wir ihn nicht auf der Stelle feſthielten! In der Dunkelheit der Nacht wird er uns entkommen!"

„Den Feldſcheer aufgeſucht! dem wachthabenden Korporal Anzeige gemacht!" befahl ein Dritter der Preußen, der ſich bis jetzt damit beſchäftigt hatte, den auf der Bank ausgeſtreckten Körper genauer zu unterſuchen. „Wenn der Hauptmann nicht meuchlings von dem Schurken überfallen worden iſt, ſo wird ſein Degen den Gegner gewiß ſo ordentlich gezeichnet haben, daß wir ihn alsbald ganz in der Nähe finden."

Die Diener hatten Luſt, ſich ſelbſt den ertheilten Aufträgen zu unterziehen, ſowohl um ihre Willfährigkeit an den Tag zu legen, als auch um bei dieſer Veranlaſſung auf eine gute Art aus dem Gemache zu entkommen. Allein die Soldaten geſtatteten nichts dergleichen. Sie erlaubten Niemandem, über die Schwelle

zu ſchreiten. Zwei von den Preußen blieben zurück und der dritte ging, das unerwartete Ereigniß auf der Wache zu melden. Kurze Zeit darauf füllte ſich das Zimmer mit Menſchen und der Korporal, der, weil kein Lieutenant bei der Truppe war, den Hauptmann im Commando zu erſetzen berufen war, traf ſogleich Anſtalt, den Flüchtling zu erlangen. Während der Feldſcheer ſeine Mittel anwendete, den Verwundeten wieder zum Bewußtſein zu bringen, verhörte der Unteroffizier die Zeugen des Vorfalls und ſendete Leute aus, den Wachtmeiſter zu fangen. Man war noch immer der feſten Meinung, daß er ſich in der unmittelbaren Nähe des Schloſſes befinden müſſe, da man vermuthete, daß ihn die empfangenen Wunden gehindert haben würden, ſich weiter zu entfernen. Allein alle Nachforſchungen blieben ohne Erfolg und auch die ſorgfältigſte Unterſuchung führte zu keiner Blutſpur, oder ließ irgend ein Merkmal der Richtung entdecken, die der Soldat eingeſchlagen hatte. Der Regen, der ſich bald darauf erſt mäßig, dann aber ſtärker ergoß, machte die Ausſicht auf einen erwünſchten Ausgang der eifrigen Nachſuchung noch zweifelhafter. Deſto entſchloſſener ſetzten die Preußen ihre Bemühungen fort, den Entflohenen in ihre Gewalt zu bringen, drangen in die Gebäude des Dorfes ein, ließen ſich Kammern und Böden öffnen, oder erbrachen ſie, wenn der Beſitzer nicht ſogleich zur Hand war, um

keinen Winkel unberührt zu laſſen, der irgend dazu dienen konnte, einen Menſchen zu verbergen.

Der Lärmen, der dieſe Vorgänge begleitete, mußte ſämmtliche Bewohner des Schloſſes aus ihrer Ruhe ſcheuchen. Selbſt der Magiſter Heribert ſah ſich in ſeinen gelehrten Studien geſtört und ward neugierig zu erfahren, was der Aufruhr zu bedeuten habe. Er ergriff das Licht und verließ ſein Zimmer. Im erſten Stockwerke traf er auf Mathilden. Das Mädchen zitterte vor Bangigkeit, denn ſie hatte das Wohngemach des Freiherrn leer gefunden und aus dem unteren Theile des Schloſſes erklangen drohende Stimmen, klirrten Waffen, erſcholl das Geräuſch von hin- und hereilenden Männern.

„Ich bitte Sie, Herr Magiſter," redete das Fräulein den Geiſtlichen an, „gehen Sie hinab und ſagen Sie mir ſo ſchnell als möglich, was ſich begeben hat. Ich bebe vor Angſt, denn ich fürchte, von einem großen Unglücke zu hören. Die Jungfer, die ich bereits abgeſchickt, iſt nicht zurückgekehrt und mein Vater nirgends zu hören oder zu ſehen."

Der Pfarrer hielt ſich nicht damit auf, dem Mädchen Troſt einzuſprechen, ſondern eilte der Treppe mit der Verſicherung zu, ſogleich Kunde von dem zu bringen, was die Verwirrung verurſacht habe. Ehe er jedoch die Stufen betreten hatte, kam ihm von unten ein ſo

dichter Troß von Menſchen entgegen, daß er nicht hoffen durfte, das Gewühl zu durchdringen. In der Mitte des Haufens gewahrte er einen bleichen Menſchen, deſſen Stirne von Blute troff. Die Soldaten, welche ihn umgaben, trugen ihn mehr, als daß ſie ihn führten. Sein Kopf hing niedergeſenkt gegen die Bruſt herab und die Augen waren halb geſchloſſen, wie bei einem Sterbenden. Mathilde hatte ſich der Treppe genähert und ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus, als ſie den Verwundeten erblickte.

„Wo iſt mein Vater? was iſt geſchehen?“ rief ſie im nächſten Augenblicke. Niemand gab ihr Antwort.

„Um des Himmels Willen, gute Leute! wo iſt mein Vater? Was hat ſich ereignet?“ wiederholte Mathilde und Magiſter Heribert ſuchte einen der Soldaten mit Gewalt feſtzuhalten, um von ihm eine Erklärung zu fordern. Aber der Preuße ſtieß den Geiſtlichen zurück und folgte den Uebrigen, welche den Hauptmann in eines der Zimmer geleiteten, die ſonſt der Freiherr ſelbſt inne hatte.

„Es wird etwas Gräßliches gegeben haben!“ jammerte das Mädchen und war kaum im Stande, ſich auf ihren Füßen zu erhalten. „Man hat meinem Vater ein Leid zugefügt, ſonſt wär' er hier, bei mir, bei ſeinem Kinde!“

„Begleiten Sie mich,“ ſprach der Pfarrer, beinahe nicht minder außer ſich, als das Mädchen. „Wir müſſen

doch endlich Jemanden von den Dienern auffinden, oder Se. Excellenz ſelbſt. Nehmen Sie meinen Arm und ſtützen Sie ſich auf denſelben. Wer ſich auf Alles gefaßt macht, dem geſchieht nichts Unerhörtes und ich hoffe zu Gott, unſere Beſorgniß übertrifft das Mißgeſchick, deſſen Botſchaft Unſerer harrt."

Mathilde ließ ſich von dem Geiſtlichen die Treppe hinabführen. Sie vergaß die Nachläſſigkeit ihres Anzuges, die Gegenwart der fremden Soldaten im Hauſe, ihre Schüchternheit: ſie dachte nur an ihren Vater und die Gefahren, die er entweder ſchon beſtanden, oder noch zu beſtehen hatte.

Als Heribert mit Mathilden in die Hausflur gelangt war, ſuchte er die Thüre auf, die zum Bedientenzimmer führte. Sie war von einer Wache beſetzt.

„Dürfen wir eintreten?" fragte der Pfarrer den Mann, der auf Poſten ſtand.

„Eintreten allerdings!" erwiederte der Preuße und öffnete die Thüre.

Mathilde ließ den Arm ihres Begleiters los und flog auf den Freiherrn hin, deſſen Perſon ſie zu ihrem unausſprechlichen Entzücken wohlbehalten unter den Anweſenden entdeckte.

„Sie leben, ſind unverletzt und nichts droht Ihrem Leben?" rief das Mädchen, ihren Vater umarmend. „Gott ſei Dank, daß ich Sie ſo bald auffand! Ich

habe einen fürchterlichen Augenblick ausgeſtanden, aber Alles iſt vergeſſen, da Sie mir wiedergeſchenkt ſind!“

„Ich ahnte Deine Angſt, mein Kind, als ich hier zurückbleiben mußte und man mir die Bitte abſchlug, Dir irgend ein Wort der Beruhigung ſagen zu dürfen. Du ſiehſt, unſer ganzes Hausgeſinde befindet ſich hier, und ſeitdem Du und der Magiſter angekommen, ſogar alle Bewohner des Schloſſes. Wir ſind gefangen.“

„Allein ich denke, man ſoll uns wieder losgeben, meine Tochter,“ fuhr der Freiherr fort und drückte das Mädchen mit Zärtlichkeit an ſeine Bruſt. „Unſere Unſchuld bedarf eigentlich kaum eines Beweiſes. Wir werden bald wieder Herren unſerer Handlungen ſein.“

Darauf erörterte er den neuen Ankömmlingen die Gründe der Gefangenſchaft. So groß aber auch die Ruhe war, mit welcher der Freiherr über ſeine Lage ſprach, ſo war dieſe doch nur ſcheinbar und äußerlich. Denn in ſeinem Innern verhehlte er ſich die unabſehbaren Schwierigkeiten keineswegs, in welche ihn die Tödtung, oder auch nur die Verwundung des feindlichen Offiziers verwickeln würde! Der Kampf hatte in ſeinem Hauſe ſtattgefunden und der Gegner des Hauptmanns die Livree Zedlow's getragen. Daß ſein Name von der preußiſchen Verwaltung nicht mit günſtigem Auge betrachtet ward, ſagte dem Freiherrn am deutlichſten ſeine Verweiſung aus Dresden. Das unheil-

volle Ereigniß konnte leicht dazu benutzt werden, ihm ein Verbrechen beizumeſſen, welches man mit dem härteſten Kerker, wenn nicht noch ſtrenger, zu züchtigen gewohnt war. War doch im vorigen Jahre der greiſe Feldmarſchall von Seckendorf von ſeinem Gute Meuſelwitz durch preußiſche Huſaren abgeholt und nach Magdeburg geſchleppt worden. Nicht ſein hohes Alter, ſein Rang, die freundſchaftlichen Verhältniſſe, in welchen der Graf Seckendorf ehemals zum preußiſchen Hofe und zu Friedrich II. ſelbſt geſtanden hatte, noch der Kriegsruhm des Generals, der beinah in allen Schlachten des letzten Jahrhunderts gefochten hatte, ſchützten den ſiebenzigjährigen Veteranen, der als ſtiller Privatmann auf ſeiner Beſitzung lebte. Man riß ihn im eigentlichſten Sinne des Wortes vom Altare, denn die Schaar, die ihn aufgreifen ſollte, traf ihn betend in der Kirche und führte ihn aus derſelben in die Kaſematten der preußiſchen Feſtung. Das Vergehen, deſſen man ihn beſchuldigte, war ſo wenig erwieſen, daß es niemals an's Licht gekommen iſt, ob der Verdacht, der ihn der grauſen Behandlung unterwarf, nicht ein ganz unbegründeter war. Man hegte Argwohn wider den Briefwechſel, den der Feldmarſchall mit den Heerführern der kämpfenden Truppen unterhielt, mit Offizieren, die unter ſeinem Oberbefehl ihre erſten Lorbeeren errungen, ſich in ſeinen Regimentern die Sporen verdient hatten! Daß Friedrich

gegen die kurſächſiſchen Unterthanen keine milderen Geſinnungen im Herzen trug, war ſonnenklar. Die Schonung, mit der er das Land kurz nach dem Ausbruche des Krieges behandelt hatte, war längſt der unnachſichtlichſten Härte gewichen. Nicht allein die regelmäßigen Staatseinkünfte floſſen in die Kaſſen des Königs, ſondern ſeine Beauftragten erpreßten von den Bewohnern Sachſens und von der Bevölkerung der reichſten Städte ſowohl, ſowie der ärmſten Provinzen Alles, was nur an baarem Gelde oder von den Erzeugniſſen des Bodens und des Kunſtfleißes zu erraffen war. Angeſehene Bürger wurden verhaftet und erhielten ihre Freiheit nicht eher wieder, bis die Städte, denen ſie angehörten, die geforderten Summen aufgebracht. Man entzog den Geiſeln, deren man ſich bemächtigte, Speiſe und Trank, um ſie durch Mißhandlungen aller Art zur Erfüllung oft völlig unmöglicher Bedingungen zu nöthigen. Die Greuel des dreißigjährigen Krieges wiederholten ſich, nur mit dem Unterſchiede, daß das dem Angſtſchweiße der Bevölkerung abgerungene Gold nicht der Soldateska, ſondern dem Könige anheimfiel. Hätte es noch eines Beiſpiels bedurft, daß die höchſten Staatsbeamteten des Landes, die durch die preußiſche Beſitznahme ihrer Würden verluſtig gegangen waren, gar nicht mehr wiſſen ſollten, daß ſie einſt Eide geſchworen, Pflichten übernommen hatten, ſo konnte die Wegführung

des ſächſiſchen Miniſters von Wackerbart als Beleg die- nen. Man glaubte ihn im Einverſtändniß mit ſeinem König und deſſen Verbündeten. In Folge dieſes Arg- wohns ward er auf Friedrichs Befehl, ohne weitern Prozeß, nach Küſtrin geführt und dort eingekerkert.

Alle dieſe Erinnerungen mußten dem Freiherrn eine ſchreckliche Ausſicht in die Zukunft eröffnen. Und die Preußen gaben ſich ganz den Anſtrich, als ob der Un- fall, welcher ihren Führer getroffen, nicht etwa blos dem entflohenen Manne, ſondern allen Bewohnern des Schloſſes und zumeiſt dem Beſitzer deſſelben zur Laſt zu legen ſei. Warum hatte er einem feindlichen Sol- daten Aufnahme gewährt? Warum durfte ſich der De- ſerteur ſogar hinter die Livree des Freiherrn verſtecken, fragten ſie, wenn nicht deshalb, um ſich dann auf den vereinzelten Offizier zu ſtürzen, ihm den Ausgang aus dem Zimmer zu verrennen, in das man ihn nur ge- lockt hatte, um ihn umzubringen?

Der Hauptmann, von welchem allein die Erledigung dieſer Anklage zu hoffen und der vielleicht gerecht ge- nug geweſen wäre, durch ſein Anſehen die Rache der Soldaten im Zaume zu halten, war nicht im Stande, ein Wort zu ſprechen, vielweniger einen Befehl zu er- theilen. Der Schlag auf den Kopf hatte ihn ſinnlos gemacht. Starb er, ſo ward das einzig gültige Zeug- niß vernichtet, welches den ſchwarzen Verdacht von

dem Haupte des Freiherrn abwälzen konnte. Die Soldaten unterſuchten nur, um ſchuldig zu finden. Das Schloß und Alles, was darinnen enthalten war, betrachteten ſie als ein ihnen anheim gefallenes Eigenthum, welches ſie ungeſtraft plündern durften. Alle Bewohner des Hauſes hielten ſie in dem gewölbten Gemache eingeſchloſſen und Uebermuth, Habſucht und Haß hatten völlig freie Hand.

Aus der Ungeduld, mit welcher der Wachtpoſten an der Thüre ſeinen Platz behauptete und aus den Flüchen, die er ausſtieß, um ſich über die Ungerechtigkeit zu beklagen, daß er unthätig zuſehen müſſe, während ſich ſeine Kameraden aus Kiſten und Kaſten bereicherten, errieth der Freiherr, wie ſein Eigenthum behandelt ward. Er erbleichte bei der Vermuthung und der Athem ſtockte in ſeiner Kehle. Nicht der Verluſt ſeiner Habe war es, welcher ihn mit Grauſen erfüllte, ſo empfindlich ihn die Beraubung auch treffen mochte nach allen den Opfern, die der Krieg bereits von ihm forderte, ſondern ein anderer Gedanke ließ das Blut in ihm zu Eis erſtarren.

Unter ſeinen Papieren befand ſich eine Menge von Dokumenten, die in der Hand des Feindes nicht allein den Untergang des Freiherrn, ſondern auch das Verderben einer großen Zahl der angeſehenſten Perſonen

herbeiführen mußten. Aus ſeinen Briefſchaften war der vollſtändigſte Aufſchluß über die geheimen Verbindungen unter den ſächſiſchen Patrioten zu entnehmen. Sie lieferten Namenliſten, gaben Auskunft über Schritte, die bereits geſchehen waren, erklärten den Antheil, welchen ein Jeder an den gemeinſchaftlichen Maßregeln genommen hatte, ſprachen ſich über Hoffnungen für die Zukunft aus und über Mittel, durch welche man fernerweit zu wirken gedachte.

Geriethen jene Papiere in die Gewalt der Soldaten, ſo ward die Verwundung oder ſelbſt die Tödtung des Hauptmanns von Steinbach zur unbedeutenden Nebenſache. Es kam auf die Erörterung des letzten Ereigniſſes in Bezug auf den Freiherrn kaum noch etwas an, denn ſeine Correſpondenz bot die Anklage und den Beweis viel wichtigerer Vergehungen dar. Doch nicht allein ſein eignes Schickſal bekümmerte den unglücklichen Schloßherrn, ſondern er ſchauderte eben ſo ſehr bei der Befürchtung, ſeine politiſchen Freunde zugleich in ſeinen Sturz zu verwickeln. Sie hatten ſeiner Klugheit und der Aechtheit ſeiner Geſinnung ein unbedingtes Vertrauen geſchenkt. Papiere, die man in Dresden nicht ſicher wußte, hatte man ſeiner Aufbewahrung überlaſſen und ſelbſt eine fürſtliche Perſon des höchſten Ranges hatte dem ehemaligen Präſidenten allerlei Urkunden überantwortet, die ihr gefährlich wer-

den konnten, wenn ſie zur Kenntniß der Gegenpartei gelangten.

Alle Briefſchaften des Barons, die von verfänglicher Wichtigkeit waren, lagen in einem verborgenen Schranke des Bibliothekzimmers. Den Schlüſſel dazu trug Herr von Zedlow fortwährend bei ſich. Der Schrank war innerhalb der Mauer angebracht und würde ſchwer zu entdecken geweſen ſein, da die Wand außerdem noch mit Regalen und Büchern umſtellt war, wären nicht mehrere Schränke derſelben Art in dem alten Gebäude vorhanden geweſen. Kleider, Wäſche, Geſchirre und Koſtbarkeiten wurden gleichfalls in Behältniſſen aufbewahrt, die in das Innere der Mauer hinein gearbeitet waren. Die Entdeckung des einen Raumes mußte aber nothwendig zur Aufſuchung ähnlicher Vorrichtungen reizen.

Der Freiherr hatte kaum ſo viel Zeit gehabt, um alle dieſe Beſorgniſſe zu überblicken und ſich mit ihnen vertraut zu machen, als eine Schaar mit wildem Getöſe die Treppen des Schloſſes herabſtürmte und ſich dem Bedientenzimmer näherte. Zedlow erwartete, man werde ihm die Schlüſſel abfordern, um die Beraubung ſeines Eigenthums mit um ſo größerer Bequemlichkeit vollziehen zu können. Er war ſogleich entſchloſſen, Alles ohne Widerſtand Preis zu geben, bis auf den Schlüſſel, der den Schrank mit den Papieren öffnete.

Ehe die Soldaten noch in's Zimmer eindrangen, wandte er ſich an Mathilden und flüſterte ihr, während er ihr den Schlüſſel heimlich zuſchob, in's Ohr:

„Nimm und verſtecke ihn. Deines Vaters Schickſal hängt davon ab!“

Mathilde antwortete durch eine Handbewegung, mit der ſie ſich des dargebotnen Gegenſtandes bemächtigte. Die Preußen waren in dem Gemache und der Korporal, ihr gegenwärtiger Befehlshaber, an ihrer Spitze.

So nahe der Freiherr am Abgrunde ſchwebte, ſo war er doch ein ſo unerſchütterlicher Mann, daß ihm auch in dieſer verhängnißvollen Minute der Muth nicht fehlte, um den Soldaten mit einer Würde entgegen zu treten, die das Erbtheil der edlen Geburt iſt, ſobald ſie ſich mit tüchtigem Charakter und geübter Umgangsſitte verbindet.

„Ihr betragt Euch mit großer Ausgelaſſenheit in meinem Schloſſe, lieben Freunde! Ich fürchte, daß dies Benehmen die Billigung Eurer Befehlshaber nicht erhalten wird, und wünſche vor Allem, daß Ihr den gegenwärtigen Perſonen die Freiheit zurückgebt, welche Ihr ihnen willkürlich und widerrechtlich entzogen habt.“

Dieſe Worte wurden mit feſtem Tone und in einer Haltung geſprochen, wie ſie ſonſt nur der Vornehme und Mächtige dem niedriger Geſtellten gegenüber behauptet. Sie waren auch nicht ohne alle Wirkung, und das

wüſte Geſchrei verſtummte, mit welchem die Soldaten in's Zimmer getreten waren. Der Korporal aber ſuchte ſich ein gleiches Anſehen zu verleihen und entgegnete mit Selbſtgefühl:

„So lange das Commando in meinen Händen ruht, trifft mich allein die Verantwortlichkeit meiner Maßregeln. Ein Schloß, in welchem man uns Hinterhalte legt und unſeren Offizieren nach dem Leben ſtrebt, verdient keine glimpflichere Behandlung. Wir werden uns zu rechtfertigen wiſſen und Sie, Herr Baron oder Präſident, ſollen uns morgen auf unſerem Marſche nach Dresden begleiten, um Ihre Sache vor einem höheren Richter entſcheiden zu ſehen.“

„Darum würde ich ſelbſt gebeten haben, wenn Sie mir dies Anerbieten nicht aus freien Stücken gemacht hätten;“ erwiederte Zedlow. „Ich will aber nicht nur meine Rechtfertigung liefern, ſondern auch Genugthuung wegen der mir und meinen Leuten wiederfahrenen Behandlung fordern.“

Den Korporal, der in der That bei dieſer entſchiedenen Sprache in Verwirrung gerieth und etwas wankend in ſeinem Benehmen ward, ermunterte die Mannſchaft zu einer mehr gebieteriſchen Haltung:

„Es wird ſich wohl zeigen, auf weſſen Seite das Recht iſt. Gegenwärtig ſind wir die Herren und der General Schmettau, der in Dresden commandirt, iſt

ein Soldatenfreund. Er wird Meuchelmördern und Verräthern nicht beſſeren Glauben ſchenken, als den Leuten, die ihr Blut auf dem Schlachtfelde für den König verſpritzen. Die Keller geöffnet, wenn nicht anders unſere Kolben als Dietriche dienen ſollen, Kammern und Vorrathsgewölbe aufgethan! Deshalb kamen wir her! Zum Disputiren findet ſich ein ander Mal Zeit!"

Der Freiherr beſchwichtigte die aufgeregte Mannſchaft durch das Zugeſtändniß, ihnen alle ſeine Schlüſſel zu überantworten.

„Wenn Ihr überzeugt ſeid, daß Ihr ungeſtraft rauben und plündern dürft, ſo mag Euch mein Haushofmeiſter ſelbſt Thüren und Schlöſſer öffnen, doch werde ich nicht nur auf der Zurückgabe meines Eigenthums beſtehen, ſondern auch auf Eure Beſtrafung dringen, ſobald ich mich vor dem Herrn General, Grafen Schmettau, meinem langjährigen Freunde, wegen des Unfalls in meinem Hauſe, vertheidigt habe, was mir eben nicht ſchwer fallen wird. Soll ich etwa die Handlungen meiner Diener vertreten, die ſie ohne Aufſicht im Jähzorn begehen? Oder gar Eure Deſerteure namentlich kennen, um ihnen den Eintritt in dies Schloß zu verweigern, wenn ſie, wie der Wachtmeiſter Bayer, hierher kommen, um mir die Grüße meines Sohnes zu überbringen? Der Mann, der ſich an Euerem Haupt-

manne vergriffen hat und die Urſache eines Unglücks geworden iſt, welches ich eben ſo aufrichtig beklage, als Ihr ſelbſt, ſtand nicht unter meinem Befehl. Er war ein Gaſt des Schloſſes. Sollen Euere Väter und Brüder die Leute zurückweiſen, oder ſie an ihre Feinde verrathen, die ihnen Nachricht bringen von Euerem Befinden, von Euern Mühſalen und Schlachten?"

„Schon vorhin, als das traurige Ereigniß erſt zu meiner Kunde gelangte, machte ich Euch dieſelben Vorſtellungen. Ihr habt nicht auf ſie geachtet, ſo klar und gerecht ſie auch ſind. Wohlan denn, mißbraucht Eure Uebermacht, ich kann Euch keinen Widerſtand leiſten. Aber dieſe Perſonen gebt frei, auf welchen auch nicht der mindeſte Verdacht ruht, den würdigen Geiſtlichen, deſſen Haus von Eueren Kameraden in Brand geſteckt ward und der ſeitdem bei mir Aufnahme fand, dieſes Mädchen, meine Tochter, die Ihr in den ungeſtörten Beſitz ihrer Wohnung zurückführen wollt, wenn die Hilfloſigkeit ihres Geſchlechts anders noch auf Euern Schutz rechnen darf. Oder fürchtet Ihr ſelbſt von ſchwachen, harmloſen Frauen Gefahr und Mord? Was Ihr über mich und meine Dienerſchaft verfügt, ſteht in Euerem Ermeſſen. Doch werdet Ihr dem Kutſcher ſo viel Raum laſſen, mir meinen Wagen zu ſchirren und die plötzliche Reiſe vorzubereiten."

Der Freiherr hatte ſeine Rede nicht ohne Unter-

brechungen vollendet. Einzelne Sätze wurden mit Gelächter aufgenommen, andere durch lautes Geſchrei erſtickt. Am Glücklichſten war die Wendung, in der Zedlow des Generals von Schmettau als ſeines Freundes gedachte. Doch fruchtete auch die Erwähnung dieſes, in der That mehr als zweifelhaften Verhältniſſes wenig.

Der Korporal ließ ſich nicht auf eine Widerlegung der gegen ſein Verfahren vorgebrachten Gründe ein. Er bemerkte kurz, daß es unnöthig ſei, durch Kutſcher und Bediente weitläufige Reiſeanſtalten treffen zu laſſen, indem er ſchon für das Fortkommen der Gefangenen Sorge tragen werde. Mathilde dagegen und ſogar ihre ebenfalls gefangene Jungfer zu entlaſſen, fand er unbedenklich, und ertheilte beiden Frauenzimmern ſogleich die Erlaubniß, ſich zu begeben wohin es ihnen beliebte.

Die Tochter wollte ſich aber nicht von ihrem Vater trennen. Die Nachricht, daß man den Freiherrn hinwegzuführen und nach Dresden zu bringen beabſichtigte, raubte dem Mädchen alle Faſſung. Wenn ſie auch die Gefahren nicht deutlich durchſchaute, welchen ihr Vater entgegengehen ſollte, ſo ahnte ſie doch, daß dies eine lange Reiſe werden möchte, der nicht ſobald die Rückkehr und ein freundliches Wiederſehen folgen dürfte. Sie ſank dem Freiherrn an die Bruſt und ſchluchzte an ſeinem Halſe, während ihr die Stimme ihres Vaters zuraunte: „Begib Dich in unſere Wohnzimmer. Sieh

zu, was Du retten kannſt, und bewahre mir den Schlüſſel."

Mathilde riß ſich los und ſchritt auf den Geiſtlichen hin, um ſich mit ihm in's obere Stockwerk zu begeben. Allein von dem Magiſter war noch nicht die Rede geweſen. Wenigſtens hatte der Korporal ſeine Freilaſſung noch nicht erklärt. Man ſchien unſchlüſſig zu ſein, wie man ihn behandeln ſolle. Der Prediger jedoch, empört durch die Auftritte, deren Zeuge er geweſen, ergriff den Arm des Fräuleins und wollte Mathilden folgen, auch ohne eine beſondere Erlaubniß dazu zu erwarten. Man befahl ihm, zurück zu bleiben, bis ein Urtheil über ihn gefällt ſei.

„Willſt Du Rotte Korah Deine Frechheit auch auf mich erſtrecken?" rief Heribert aus und entledigte ſich der Fauſt, die ihn erfaßt hatte, mit einer Heftigkeit, die man dem ſanften Manne kaum zugetraut hätte. „Genügt es Euch nicht, den Vater aus den Armen der Tochter zu reißen und den Unfall Eures Befehlshabers zum nichtigen Vorwande zu gebrauchen, um mit einem Schein Rechtens das Hab und Gut unſchuldiger Menſchen zu plündern? Tretet zurück, daß ich mich mit dieſer Jungfrau aus Eurer unheiligen Gemeinſchaft entferne. Mein König und Herr iſt nicht von dieſer Welt, und Ihr habt keine Macht, über mich zu entſcheiden, weder um mir die Freiheit, noch die Gefangenſchaft zuzuerkennen.

Blickt in Euer Inneres und fragt Euch, ob Ihr an dieſem Orte handelt, wie es Euch Euer Gewiſſen und Euer Eid gegen Euern Kriegsherrn vorſchreibt, oder ob Ihr nicht nach der Gelegenheit haſcht, Euere niedrigen Leidenſchaften zu befriedigen, dem Haſſe Raum zu geben und Euch den Seckel zu füllen, indem Ihr dem Wehrloſen das Knie auf die Bruſt ſetzt. Wohlan, wenn ich Euch Buße predigen ſoll, ſo will ich hier bleiben und Gott ſtärke meine Zunge, daß ihre Mahnungen ſchärfer denn ein dreiſchneidiges Schwert in Eure Seele dringen mögen. Ich will Euch an den Tag des Gerichtes erinnern, dem Ihr näher ſteht, denn irgend ein Sterblicher, an den Tod, der ſtündlich neben Euch lauert, um Euch die Vergeltung Eurer Thaten zu bringen —"

Es beliebte den Soldaten keineswegs, eine Strafpredigt anzuhören. Der Korporal fiel dem Geiſtlichen barſch in's Wort.

„Ich wußte nicht, ob mir die Wahrheit geſagt ward, als man den Schwarzrock einen Geiſtlichen nannte," ſprach der Unteroffizier mit der derben Laune ſeines Standes, „allein Du haſt Dich über Deinen Stand genügend ausgewieſen. Mit Pfaffen hat ſich die preußiſche Armee niemals viel und gern abgegeben. Zieh Deines Wegs und ſpare Deinen Odem für den Sonntag und für Deine andächtige Gemeinde. An uns findeſt Du ungläubige Chriſten, die Gott danken, daß ſie nicht ge-

nöthigt ſind, Dir und Deinesgleichen regelmäßig alle Wochen ſo lange zuzuhören, als es Euch gefällt, über die menſchliche Gebrechlichkeit und vornämlich über das ſündhafte Soldatenvolk zu ſchimpfen.“

Als der Pfarrer mit dem Fräulein hinweggegangen war — Mathilde war nicht geſchieden, ohne die Hand ihres Vaters mit heißen Küſſen und Thränen zu bedecken — nahm der Korporal die Schlüſſel zu den verſchiedenen Gemächern in Empfang und verbat ſich die Begleitung des Haushofmeiſters ausdrücklich, indem er vermuthlich auch ohne deſſen Zuthun mit dem Inhalte des Kellers und der Kammern und Schränke in’s Reine zu kommen meinte. Auf eine weitere Milderung der getroffenen Maßregeln war für den Augenblick nicht zu rechnen. Der Freiherr ließ geſchehen, was er nicht ändern konnte, und die Preußen räumten hierauf das Zimmer beinah noch eilfertiger, als ſie es vorhin erfüllt hatten.

6.

Mathilde bewunderte die Gelaſſenheit, mit welcher ihr Vater die unglücklichen Ereigniſſe der Nacht ertrug, und würde ſeinem Charakter eine noch viel größere Hochachtung gewidmet haben — wenn überhaupt ihre unbegränzte kindliche Ehrfurcht einer Steigerung fähig geweſen wäre und ſie alle die Gefahren gekannt hätte, welche die Seele des Freiherrn mit den bängſten Beſorgniſſen erfüllten. Die Bedeutung des Schlüſſels, welchen ihr der Vater anvertraut hatte, ahnte ſie nur zum Theil. Sie glaubte, daß es vornämlich darauf abgeſehen ſei, das Vermögen des Freiherrn zu retten, in ſo fern es etwa aus Schuldverſchreibungen, Pfandbriefen und Wechſeln beſtand. Jedenfalls aber war ihr der Auftrag wichtig genug, um den Schlüſſel als ein theures Kleinod zu betrachten, welches ihr nur mit übermächtiger Gewalt hätte entriſſen werden können.

Der Muth des Vaters verpflanzte ſich in das Herz der Tochter. Das Fräulein, bis dahin nur gewöhnt, die zarte Schmeichelei und ehrerbietige Huldigung der

Männer zu empfangen, mit denen ſie in Berührung gekommen, entſchloß ſich, um das Eigenthum ihrer Familie nicht unvertheidigt Preis zu geben, erforderlichen Falls einer zügelloſen Soldateska die Spitze zu bieten und jede Kraft der Perſönlichkeit und Ueberredung anzuwenden, damit der freundliche Wohnſitz nicht völlig zerſtört und durch den Muthwillen eines rohen Haufens auch die Gegenſtände vernichtet würden, die nicht einmal geeignet waren, die Habſucht der Plünderer zu reizen. War endlich die unheilſchwere Nacht dem Tage gewichen, der ihr den Vater entführen ſollte, ſo war Mathilde auch in dieſem Punkte mit ſich einig, daß ſie den Freiherrn begleiten und ſich unter keiner Bedingung von ihm trennen wollte.

Das Gewitter hatte indeſſen das ganze Thal, in welchem Munsheim lag, mit ſeinen Wetterwolken überzogen. Hellflammende Blitze verdunkelten den Schimmer der Lampen, die düſter in den Zimmern flackerten oder ſich in den Händen beutegieriger Soldaten durch die Gänge und über die Treppen bewegten. Der Donner machte das alte Mauerwerk erbeben und die hohen gothiſchen Fenſter zitterten unaufhörlich, von der Gewalt des Sturms und der Wetterſchläge erſchüttert. Der Magiſter Heribert wollte dem Fräulein überall zur Seite bleiben, aber das Mädchen ſchien die Schüchternheit ihres Alters und Geſchlechts überwunden zu haben und ſeiner

Gegenwart nicht zu bedürfen. Sie bat ihn, den preuſſiſchen Hauptmann aufzuſuchen und ſich von der Pflege zu überzeugen, die man dem Verwundeten angedeihen ließ. Erwachte der Bewußtloſe aus ſeiner Betäubung, ſo war einige Hoffnung vorhanden, daß er den Uebeln ſteuerte, welche ſeine Mannſchaft über die Bewohner des Schloſſes verhängte. Außerdem ward das Fräulein auch von dem uneigennützigen Gefühle eines reinen Mitleids bewegt, und verlangte darum zu erfahren, wie ſich der Offizier befinde, deſſen Anblick ihr vorhin einen ſo entſetzlichen Schrecken eingeflößt hatte.

Der Keller des Schloſſes, der zuerſt eröffnet ward, diente in dieſem Augenblicke der Mehrzahl der Soldaten zum Verſammlungsplatze. Ein großes Weinfaß, auf welches man daſelbſt ſtieß, ſchien zu umfänglich, als daß man ſich damit befaſſen mochte, es die Treppen herauf zu rollen. Man ſchlug den Spund aus demſelben. Die Soldaten hatten einen Lichtſtumpf auf die Tonne geklebt und ſich rundum geſtellt oder auf den Boden gelagert, um den goldenen Bronnen zu erſchöpfen, der ſeinen reichen Inhalt unaufhörlich, theils in Feldflaſchen und Ledermützen, theils in den Sand ergoß. War vorhin ſchon ein Anfang gemacht worden, ſich kleinere und offen umherzerſtreute Gegenſtände anzueignen, ſo befanden ſich jetzt die Schlüſſel zu allen Behält-

niſſen, in denen werthvollere Dinge zu vermuthen waren, in den Händen des Korporals und die Truppe ſchien ſtillſchweigend darin einverſtanden, daß ſie alsdann mit einer gewiſſen Ordnung und mit aller Muße an die Durchſuchung und Ausplünderung gehen wollte.

Der Wein verſetzte die Soldaten in die tollſte Stimmung. Alle Mundarten deutſcher Zunge erklangen durch einander von dem rauhen Dialecte der Oſtſeeprovinzen bis zur breiten Sprache des Schleſiers und den gemüthlichen Ziſchlauten des Schwaben. Ein Werbeſyſtem, wie es die Welt ſeit den Kriegen Friedrichs II. nicht wieder erlebt hat, vereinigte damals die Angehörigen der verſchiedenartigſten nord- und ſüddeutſchen Stämme unter Preußens Fahnen. Unbarmherzige Exerciermeiſter und eine trefflich gehandhabte Mannszucht bildeten aus den widerſtrebendſten Elementen ein Ganzes, welches nur einen Kopf und einen Willen hatte. Der Geiſt, der in der Armee herrſchte, ging bald auf die durch Ueberredung, Liſt und Gewalt zuſammengepreßten Recruten über, blinde Unterwürfigkeit gegen die Befehle der Anführer, kriegeriſches Ehrgefühl und der Wetteifer ſich hervorzuthun erſetzten den mangelnden Nationalſinn. In wenig Wochen verwandelte ſich ein verweichlichtes Mutterſöhnchen in einen Soldaten, der keine Anſtrengung, keine Strapatze mehr ſcheute, liederliche Kaufmannsdiener lernten todtſpeiende Schanzen erſtürmen, entlaufene Müſſig-

gänger und Tagediebe gewöhnten ſich an Regſamkeit und unverbrüchliche Ordnung.

Der Korporal vergaß bei dem Genuſſe, in welchem er mit ſeinen Untergebenen ſchwelgte, die Mannſchaft nicht, die auf den Wachtpoſten ausharren mußte. Er ſandte ihr Wein in Fülle zu, auch dem Feldſcheer, welcher bei dem Hauptmann verweilte. Dabei hätte dem Unteroffizier kaum etwas Unangenehmeres begegnen können, als wenn ihm die Meldung zugegangen wäre, der Hauptmann habe ſich ſo weit erholt, daß er das Commando wieder ſelbſt ergreife. Denn der Korporal gefiel ſich in ſeiner unabhängigen Stellung ſo wohl, daß er ihr nur eine möglichſt lange Dauer wünſchte. Auch lebte er der Ueberzeugung, daß ihm ſeine Maßregeln in dem gegenwärtigen Falle zur großen Empfehlung und Auszeichnung gereichen würden, und die Ausſicht auf eine reiche Beute diente wahrlich nicht dazu, den ausgelaſſenen Weinmuth der Schaar herabzuſtimmen.

Die zechenden Soldaten ſangen und lärmten immer wilder, je mehr ihnen der Geiſt in die Köpfe ſtieg. Der Eine ließ ſeine Geliebte mit einem Fluche hoch leben, welcher ſeine Treue betheuern ſollte, der Andere das Feldlager, der Korporal den König, dem ſie dienten. Die bloße Erwähnung ihres Monarchen und Feldherrn brachte einen allgemeinen und anhaltenden Jubel hervor.

„Möge er immer ſiegreich gegen ſeine Feinde fechten!“ ſchrie Einer der Trunkenen. „Und ihr Blut vergießen, wie ich dieſen Wein ausſchütte!“ dabei wendete der Andere den irdenen Napf um, den er als Becher gebrauchte und, goß deſſen Inhalt auf den feuchten Kellerboden.

„Wie Unkraut wird er ſie ausrotten,“ fiel ein Zweiter ein, „ſobald er ſich von der Schlappe erholt hat, die ſie ihm in Schleſien angehangen haben!“

„Was ſagſt Du? Eine Schlappe?“ ereiferte ſich ein Dritter. „Wer erfrecht ſich ſolch' ein Gerücht auszuſprengen? Die Preußen haben ſo gewiß geſiegt, als ich wünſche, daß wir dies Saufgelag nur deshalb aufheben, um uns auch mit dem Inhalte der oberen Zimmer des Schloſſes etwas näher zu befreunden!“

„Ich meine, man munkelt davon, daß es ein Unglück gegeben hat,“ erklärte der vorige Redner, „was hätte ſonſt die Eile zu bedeuten, mit der wir uns nach Dresden zurückziehen und die Vorſicht, mit welcher wir die Heerſtraßen vermeiden? Was thut's auch, wenn uns an der Oder ein Unfall paſſirt iſt? Fritz iſt der Patron, den Schaden, den er erlitten, bald wieder in Vortheil zu verwandeln!“

„Blinder Tölpel,“ widerlegte der Soldat, der an keine verlorne Schlacht glauben wollte, „iſt das der Beweis eines allgemeinen Rückzuges, wenn ſich ein

kleines vorgeſchobenes Corps mit Beobachtung aller Regeln der Klugheit durch das Land ſchleicht, welches mit Ausnahme von ein Paar feſten Plätzen in Feindes Hand iſt? Und wenn der König ganz Schleſien erobert hätte, ſo blieben doch die Oeſterreicher bis jetzt noch unvertrieben in der Lauſitz und den altſächſiſchen Kreiſen, die an Böhmen grenzen. Der General Wedel iſt bei Kai geſchlagen worden. Das wußten wir längſt, denn Wedel iſt ein Pechvogel. Aber eben um die Scharte auszuwetzen, marſchirte Fritz an die Oder und rief alle ſeine braven Truppen dort zuſammen. Der Offizier, der dem Könige im Namen des Herzog Ferdinand die Siegesbotſchaft von Minden überbrachte, iſt noch nicht zu ſeinem Generale zurückgekehrt, weil Fritz erklärte: er wolle dem Herzog ein Gegencompliment mit einer ähnlichen Nachricht machen. Ich frage Euch, Kameraden, iſt unſer Fritz ein Prahlhans, oder der Mann, ſein Wort zu löſen?"

Die Genoſſen waren viel geneigter von einem Siege, denn von einer Niederlage zu hören, und ſie erklärten ihre beſte Zuverſicht. Die Zweifel des Einzelnen wurden verlacht und ſein bedenkliches Kopfſchütteln keiner Aufmerkſamkeit gewürdigt. Ein Soldat hub an, die Melodie des bekannten Marſches zu ſingen, der ſeinen Namen von dem alten Deſſauer empfing, der Chor fiel ein und ein Dutzend rauher Kehlen bemühte ſich, ſeine

ganze Stärke zu zeigen. Das Gebrüll drohte die engen Räume der Kellergewölbe zu ſprengen, und je einfacher der Text des Liedes, deſto unermüdlicher waren die Trunkenen, den Vers zu wiederholen.

Ein Blitz von ſo hellem und furchtbarem Glanze, daß ſein Licht bis in die unterirdiſchen Gemächer zuckte, und ein Donnerſchlag, der ihn in unmittelbarer Folge begleitete, verurſachte, daß der wilde Geſang mit einem Male verſtummte. Die Grundmauern ſchienen ſich, von der Gewalt des Himmels erſchüttert, zu regen und der Blitz das Gebäude ſelbſt getroffen zu haben.

Eine kurze Pauſe fand Statt, während welcher die Soldaten dem Schrecken des gewaltigen Naturereigniſſes gehorchten. „Bah, es wetterleuchtet,“ ſprach Einer der Trunkenen.

„Aber wir wollen nicht zögern, uns der Habe zu bemächtigen, die für uns in dem Schloſſe zurecht gelegt iſt, oder das Gewitter kommt uns zuvor und verbrennt unſer Eigenthum,“ ermahnte ein Anderer.

„Es hat eingeſchlagen,“ fuhr der Korporal auf und griff nach dem würdigen Stabe ſeines Amtes, den er aus der Hand gelegt, um ihn mit der Flaſche zu vertauſchen. „Vorwärts Soldaten! Laßt uns retten, was zu retten iſt!“

„Die Schlüſſel, Ihr habt die Schlüſſel, Korporal!

Gebt ſie her! Theilt ſie aus!" forderte Einer der Untergebenen.

„Noch nicht!" verſetzte der Unteroffizier, „die Sache muß ihre Ordnung haben. Vorwärts! Erſt löſchen wir das Feuer, wenn der Blitz gezündet hat, dann greifen wir nach dem Gute. Aber hütet Euch, Papiere zu entwenden. Alles, was nur ausſieht, wie ein beſchriebenes Blatt, wird zuſammengepackt und dem General überbracht. Auf dieſe Weiſe iſt die genaueſte Unterſuchung des Schloſſes gerechtfertigt. Verſteht Ihr mich?"

Die Zechenden rafften ſich auf. Diejenigen, deren Stellung ſchon vorher eine aufrechte geweſen war, eilten, um zuvörderſt aus dem Keller zu gehen und an die Spitze des Haufens zu treten. Einige taumelten. Andere nahmen eine gezwungen ſtraffe Haltung an, aus der deutlich zu erkennen, wie ſchwer es ihnen ward, ſich einen Anſtrich von Beſonnenheit zu verleihen. Das Licht auf dem Faſſe ward aber in der Verwirrung des Augenblickes umgeſtürzt und fiel ziſchend in den naſſen Sand, wo es verlöſchte. Eine undurchdringliche Dunkelheit umringte die Soldaten. Aber die zuerſt aufgebrochen, hatten den Ausgang bereits gefunden und die übrigen taſteten ſich nach. Die Vollſten fielen über die Stufen des Kellers und Niemand verlangte zu wiſſen, wie bald ſie ſich wieder erhoben, Andere ſtolperten,

indem ſie an die Körper ihrer Kameraden ſtießen. Alles ſchalt und fluchte durch einander und die Kommandoworte des Unteroffiziers verklangen ungehört, ſo gebieteriſch er ſeine Leute aufforderte, den Keller zu verlaſſen.

Es iſt allgemein bekannt, wie gefährlich es wirkt, in einem dumpfen, unterirdiſchen Raume geiſtige Getränke zu genießen. Eine geringe Anzahl von Gläſern im Keller geleert, erzeugt oft eine Trunkenheit, als ob Jemand in einem der Luft zugänglichen Zimmer eben ſo viel Flaſchen zu ſich genommen hätte. Mancher ernſthafte Mann, der ſeinen Freund dorthin begleitete, wo dieſer ſeine Vorräthe aufbewahrt und die Fäſſer hegt und pflegt, deren Inhalt ihm ſelbſt und ſeinen nachwachſenden Enkelgeſchlechtern die Freuden der Feſte erhöhen ſoll, kehrte in einem Zuſtande aus der geheimnißvollen Tiefe zurück, welcher ihm ſeine Wanderung durch die majeſtätiſchen Gebinde ſpäter mit Scham und Reue verwünſchen hieß. Der beſorgte Gaſt hatte nur mit Vorſicht aus dem Becher genippt, in welchem ihm ſein freundlicher Wirth einige der vorzüglichſten Sorten kredenzte, und kaum wird er von der Luft der Oberwelt berührt, ſo verliert ſein Leib das Gleichgewicht, die Füße verſagen ihm den gewohnten Dienſt, vor den Augen beginnt ein widernatürlicher Tanz der Gegenſtände, die ſonſt feſt und unverrückbar ſtehen bleiben, was zu

oberſt liegt, erſcheint zu unterſt und die Gedanken ſelbſt gehen allzugefällig auf dies loſe Spiel der Sinne ein.

Die Soldaten, welche durch den Wetterſchlag von ihrem Bacchanal aufgeſcheucht worden waren, empfanden alle die Folgen ihrer unterirdiſchen Schwelgerei, als ſie an das Tageslicht kamen, womit trotz der Nachtzeit der Ausgang des Kellergewölbes bezeichnet ſein ſoll. Nicht allein die Finſterniß verhinderte ſie, vorwärts zu dringen, ſondern noch viel mehr die Veränderung, die in ihnen ſelbſt vorging. Einer der Soldaten lehnte ſich an die Wand, weil er nicht auf die getäfelte Hausflur ſtürzen wollte, und ſchrie nach Luft. Sein Nachbar, der auf allen Vieren aus dem Keller gekrochen war und es auch jetzt nicht wagte, ſich nach menſchlicher Weiſe fortzubewegen, wendete eine Klimax an und rief „Feuer!" Mehrere Stimmen wiederholten das Wort und es entſtand ein wirres Getöſe des Schreckens. Doch bemerkte man bald, daß kein Grund vorhanden ſei, anzunehmen, das Schloß ſtehe in Flammen, da die Dunkelheit unverändert fortdauerte.

Der Korporal ertheilte Befehl, eine Lampe aus dem Zimmer zu holen, wo die Gefangenen eingeſchloſſen waren, allein Niemand gehorchte. Während der Eine jubelte und lachte, wimmerte der Andere kläglich, in der Meinung, er liege ſchwer verwundet auf dem Schlachtfelde, und bat ſeine Gefährten unter Thränen-

ergüſſen um einen Arzt. Der Eine, der ſich für nüchtern hielt, wollte ſeinen ſchwankenden Nachbar führen, und riß ihn durch die erſte Bewegung zu Boden, — endlich waren nur wenige, die noch ſtanden und der Korporal, der zu den Auserwählten gehörte, entſchloß ſich, ſelbſt aufzubrechen, um für die Beleuchtung der Scene zu ſorgen.

Er ſuchte den Gang auf, der zum Domeſtikenzimmer führte. Allein die Richtung, die er einſchlug, war die durchaus verkehrte. Anſtatt den Gang zu erreichen, fand er eine Thür, die mit dem Hofe in Verbindung ſtand. Er öffnete dieſelbe und trat hinaus. Ein rauſchender Platzregen hallte vom Pflaſter, von den Dächern der Gebäude und auf den Blättern der Bäume wieder.

„Hm, hm," murmelte der Korporal, als er einige Schritte über die Stufen herab in den Hof gethan, „das Gemach, welches ich betrete, iſt ſehr weitläufig und hat den Himmel zu ſeiner Bedachung. Aber das ſchadet nicht. Ich werde mich, wenn ich von hier aus zurückkehre, leicht zurecht finden, weiß ich doch nun, von welcher Seite ich komme. Zugleich will ich den Regen benutzen, den heißen Kopf etwas abzukühlen, damit ich nicht jenen beſoffenen Kerls ähnlich werde, die am Boden röcheln und ſtöhnen, als hätten ſie lebendige Kröten verſchlungen, oder im ſtumpfen Schlafe vergeſſen, daß es hier noch einige einträgliche Geſchäfte

zu erledigen gibt. Chriſtian Lobegott Sperling," redete ſich der Unteroffizier laut und deutlich an, indem er ſeinen Hut in die Hand nahm, und mit Behagen fühlte, daß die Wolken nicht zögerten, ſein glühendes Haupt mit ihrem Naß zu überſchütten, „Chriſtian Lobegott Sperling, Korporal der vierten Kompagnie, antworte mir aufrichtig, biſt Du nüchtern? Weißt Du, wo Du Dich befindeſt? Beſinnſt Du Dich auf Alles, was der Dienſt von Dir erheiſcht? Dünkt es Dir nicht, als drehen ſich die Gebäude im Kreiſe umher und der Himmel ſei ein geborſtenes Faß, auf welchem das Talglicht erloſchen iſt, während der Wein in Millionen Tropfen zur Erde praſſelt?"

Der Unteroffizier wartete einige Sekunden, bevor er ſich dieſe Fragen beantwortete, ſtellte ſich in Paradepoſitur, ſtreckte den Stab von ſich und behielt den Hut ehrerbietig unter dem Arme:

„Nüchtern, mein Korporal, wie eine Jungfer, die zur Beichte geht. Kein Winkel in meinem Gedächtniſſe, aus welchem ſich das Mindeſte hinweggeſtohlen hätte. Commandire gegenwärtig ſieben und funfzig Mann, habe das Schloß eines Verräthers inne, in welchem dem Herrn Hauptmann ein mörderiſcher Hinterhalt gelegt worden iſt, beſitze die Schlüſſel zu allen Thüren dieſes ſtattlichen Herrenhauſes und werde mich derſelben zur Ehre des Königs und zum Frommen der Mann-

*ſchaft bedienen. Jetzt aber bin ich hier, um den Weg zu dem Zimmer aufzuſuchen, in welchem die Gefangenen eingeſperrt ſind.“

So beſtimmt ſich aber der Korporal auch die Verſicherung ertheilte, daß er nicht berauſcht ſei, ſo ſprach er doch, als jetzt ein Blitz vom Himmel flammte: „Holla, das Talglicht flackert noch einmal auf! Und wenn vorhin der Schlag das Schloß wirklich traf, ſo iſt es ein kalter Schlag geweſen, der nichts ausgerichtet hat. Ich ſollte der Herrgott ſein und ſtatt meines Stockes Donnerkeile vor der Fronte führen! Wie wollte ich da den Rekruten die Buckel verſengen!“

Er ging nach dieſem Selbſtgeſpräch in die Hausflur zurück, wendete ſich geſchickt nach der Rechten, tappte eine Zeitlang an der Wand dahin und ward endlich von einer kräftigen Stimme angerufen, wobei ein Gewehrkolben an den Boden klirrte. Es war die Wache, die vor dem Gemache ſtand, in welchem der Freiherr feſtgehalten ward.

„Hat man Dir von dem Weine gegeben, den wir im Keller angezapft haben?“ fragte der Korporal, griff nach der Thürklinke und riegelte auf.

Die Antwort fiel befriedigend aus und der Befehlshaber ſchritt in's Zimmer.

Die Gefangenen hatten die jüngſt verfloſſene Zeit nicht eben ſo luſtig hingebracht, als jene Perſonen, in

deren Gewalt ſie ſich befanden. Die jüngſten Augenblicke hatten ſie ſogar mit dem gräßlichſten Entſetzen erfüllt. Denn der furchtbare Blitz und Donnerſchlag, der das Zechgelage unterbrach, war auch von ihnen wahrgenommen worden, und ſie hatten nicht anders vermuthet, als daß er im Schloſſe ſelbſt oder in deſſen nächſter Umgebung gezündet habe. Hierzu das wüſte Geſchrei, welches ſich bald darauf erhob, der Ruf „Feuer!“ der vernehmlich hindurch drang, und die eingeſperrten Diener wähnten, das Haus ſtehe ſchon in Flammen und man werde ſie vergeſſen und elend verbrennen laſſen in einem Gemache, deſſen Ausgang verriegelt war.

Der Freiherr vermochte es nicht, die Angſt ſeiner Unglücksgefährten zu beſchwichtigen: mußte er doch ſelbſt ihre ſchlimmſten Befürchtungen theilen. Als der Korporal die Thür öffnete, drängten ſich die Gefangenen dem Eintretenden entgegen und ſuchten den Ausgang zu gewinnen, um dem grauſamen Schickſale zu entfliehen, unter den Trümmern eines brennenden Gebäudes umzukommen. Allein der Unteroffizier ſchleuderte ſie zurück.

„Soll ich Euch in Feſſeln werfen laſſen?“ redete er die Gefangenen an. „Wahrhaftig, es iſt nothwendig, oder ich bin nicht ſicher vor einer Meuterei! Seid gewiß, daß ich Euch bändigen werde, wie Jagdhunde, die der Jäger mit Hunger, Schlägen und Halsbändern

dreſſirt. Hab' ich Euch nicht angekündigt, daß Ihr verhaftet ſeid? Und Ihr rührt Euch noch?"

Der Freiherr winkte mit der Hand, um den Erguß des Zornes zu hemmen, deſſen Fluth außerdem einen ziemlich vollſtändigen Katalog der gangbarſten Flüche enthielt.

„Wir fürchten, das Gewitter hat gezündet," ſprach Zedlow, ſich von der Bank erhebend. „Nicht Euerer Gewalt wollen ſich dieſe armen Leute entziehen, wohl aber der Wuth des Elementes, von der ſie ſich gefährdet meinen. Sagt uns, daß kein Feuer ausgebrochen iſt, und Ihr werdet nicht Urſache haben, weitere Drohungen zu verſchwenden."

„Es iſt kein Gedanke vorhanden, daß es irgend wo brennt und eher Waſſersnoth als Feuersgefahr zu erwarten," erwiederte der Korporal, die Tropfen von ſeiner durchnäßten Kleidung abſchüttelnd. „Ich will das Licht mit mir nehmen, welches hier unnütz iſt. Ihr könnt ſchlafen, wenn Ihr Langeweile habt."

Damit verließ der Unteroffizier die Eingeſchloſſenen, die keine Einwendung gegen die Entziehung des Lichtes machten, obſchon einem Jeden ſeine Lage noch troſtloſer erſchien, als er ſich im Dunkeln ſah. Der Freiherr errieth, daß der Korporal gehe, um die Durchſuchung des Schloſſes entweder zu beginnen, oder fortzuſetzen. Er hatte Zeit gehabt, ſich über alle Schreckniſſe dieſer Nacht

klar zu werden, aber von den nächſten Augenblicken hing allzuviel ab, als daß er den heftigen Bewegungen ſeiner Seele hätte gebieten können. Das Mißgeſchick, welches ihm bevorſtand, war noch nicht gemeſſen und entſchieden. Er zitterte noch vor der Möglichkeit der Entdeckung, die ſein gewiſſes Verderben heraufbeſchwören mußte. Jenes Schweben zwiſchen Furcht und Hoffnung iſt die nagendſte Qual, die eine Menſchenbruſt empfinden kann. Sind wir einmal von dem Umfange des Elends überzeugt und von der Unabwendbarkeit unſeres Schickſals, ſo ergibt ſich wohl auch ein minder ſtarker Charakter in ſein Loos. Aber ſo lange der Schrecken noch nebelhaft undeutlich vor uns ſchwebt, erfordert es faſt übermenſchliche Kräfte, ihm mit Faſſung entgegen zu blicken.

Der Freiherr ſtützte ſeinen Kopf mit der Hand und verharrte ſchweigend auf dem hölzernen Sitze, wobei er von Zeit zu Zeit von einem unüberwindlichen Schauder durchbebt ward, oder gezwungen war, tiefer aufzuathmen, wenn der Luft die Bahn zu ſeiner Bruſt abgeſchnitten zu ſein ſchien. Vergangenheit und Zukunft ging an ſeinem Blick vorüber, zuletzt blieben alle Gedanken und Gefühle ſeiner Angſt auf dem Gegenſtand haften, der ihm theurer war, denn Alles auf Erden: auf ſeinen Kindern. Vergebens ſuchte er die ſchreckhaften Vorſtellungen mit Gewalt zu verbannen, vor denen

ſeine Seele erbebte. Unſere Einbildungskraft iſt niemals ungehorſamer, als wenn wir ihr Zwang anthun wollen. Sie gehorcht nur dem Glücklichen, ſie läßt ſich leiten, aber nicht beherrſchen, und ſo oft auch Zedlow die Laſt ſeiner Pein zurückſchleuderte, ſie wälzte ſich mit verdoppelter Schwere immer wieder auf ihn. Der Kampf, der ihm bald fröſtelnden Schweiß abpreßte, bald ſein Blut in unregelmäßigen Wellen durch die Adern jagte, währte fort, indeß ſich ein geſchäftiges Treiben durch alle Theile des Schloſſes verbreitete. Man hörte Thüren öffnen und verſchließen, Fußtritte über die Gänge eilen, Werkzeuge hämmern und pochen, Stimmen ſich zurufen und antworten. Ueber Alles aber, was geſchah, blieb gerade die Perſon in der grauſamſten Ungewißheit, deren ganzes Schickſal von dem Walten des nächſten, kleinſten Zufalls abhing.

7.

Der Magiſter hatte den Verwundeten aufgeſucht und ihn getroffen, als Feldſcheer und der Diener des Hauptmanns eben um den Letzteren bemüht waren, ihm einen zweiten kühlenden Verband um den Kopf zu legen. Heribert fragte den Arzt, ob Hoffnung da ſei, daß der Herr von Steinbach aus ſeiner Betäubung erwachen und ſich vielleicht in ſo weit erholen werde, um den Befehl ſelbſt wieder ergreifen zu können. Allein der Feldſcheer ſchien durch das Ereigniß viel mehr beſtürzt, als es dieſe Gattung von Menſchen außerdem, ſelbſt bei den gefährlichſten Verletzungen ihrer Freunde und Kriegsgenoſſen, zu ſein pflegt. Gewöhnt, Verſtümmelungen aller Art zu behandeln und an Schlachttagen das menſchliche Elend in den herzzerreißendſten Geſtalten vor ſich zu ſehen, werden ſie leicht gleichgiltig gegen klaffende Wunden, zerſchmetterte Glieder und das Wehgeſchrei der Opfer des Krieges. Sie üben ihre Kunſt mitleidlos und kaltblütig aus, unbekümmert, ob ihre Sonde in dem Fleiſche eines Kameraden oder eines

Feindes die Kugel ſucht. Der Arzt aber, der an dem Hauptmanne die Wirſamkeit ſeiner Heilmittel erproben ſollte, und einen etwas höheren Rang unter den Feldchirurgen einzunehmen ſchien, ward offenbar durch den Zuſtand des Kranken lebhaft beunruhigt. Er erklärte dem Geiſtlichen nicht unfreundlich, aber mit kurzen Worten, daß die Beurtheilung der Kopfwunde nach den Beobachtungen, die er bis jetzt anzuſtellen vermochte, einen wahrſcheinlichen Schluß noch gar nicht erlaube. Der Hirnſchädel ſei äußerlich nicht zerſplittert, jedenfalls aber ſei der Hieb durch die Knochenhaut gedrungen und habe vielleicht das Gehirn in dem Grade erſchüttert, daß eine Entzündung erfolgen und Wahnſinn eintreten könne. Dieſe Mittheilungen enthielten wenig Tröſtliches und Heribert wollte ſich entfernen, als er ſah, daß er im Krankenzimmer nur einen müßigen Zuſchauer abgeben könne. Vorher aber richtete er noch einige Worte an den Feldſcheer.

„Daß der Vorfall, der Ihren Offizier zum Verwundeten gemacht hat,“ ſprach er, „ganz außer der Theilnahme, oder auch nur der Mitwiſſenſchaft des Schloßherrn liegt, brauche ich Ihnen kaum zu erörtern, wenn Sie die Verhältniſſe eines unbefangenen Blickes würdigen. Kein Menſch würde ſo unverſtändig ſein, dem Befehlshaber einer Truppe feindlich zu begegnen, deſſen Leute das Haus und das Dorf beſetzt halten. Ich bitte Sie,

bedienen Sie ſich Ihres Anſehens, um dem Tumulte zu ſteuern und gewaltſame Maßregeln der Rachſucht zu verhüten. Man will das Schloß plündern, den Beſitzer gefangen hinwegführen. Lenken Sie dieſes Uebel von unſchuldigen, pflichttreuen Perſonen ab und erwerben Sie ſich Anſprüche auf ihre unauslöſchliche Dankbarkeit."

„Ich mag Ihren Behauptungen rückſichtlich der Schuldloſigkeit des Freiherrn nicht widerſprechen," entgegnete der Arzt, „wiewohl ich es ſehr bedenklich finde, daß ein Wachtmeiſter der ſächſiſchen Armee in der Livree der Dienerſchaft des Hauſes auftreten durfte, allein ich habe keinen Einfluß auf das Kommando. Eines Theils bin ich der Mannſchaft dieſer Compagnie fremd, da ich eigentlich einem ganz andern Corps angehöre, aber ſelbſt wenn ich der Stabsarzt des Regimentes wäre, ſo würde ich mich in keine Angelegenheit miſchen, die den Dienſt betrifft. Wir Aerzte werden nicht zu den ſtreitbaren Truppen gezählt und haben nur dann über die Soldaten zu gebieten, ſo bald ſie uns als Kranke oder Verwundete überwieſen werden."

Die Unterhaltung erlitt eine kurze Unterbrechung durch den Mann, den der Korporal abgeſendet hatte, einen Krug Wein aus dem Keller in das Zimmer des Arztes abzuliefern. Der Feldſcheer empfing jedoch den Beweis von Aufmerkſamkeit nicht gerade ſehr dankbar.

„Die Burſche haben den Keller eröffnet und werden

ſich betrinken. Die Unſinnigen, die nicht ahnen, welche Gefahren ſie auf ihre Häupter beſchwören!“ rief der Wundarzt. „Ich muß hinabgehen, um ſie zu verhindern, daß ſie ſich nicht dienſtunfähig machen, und wenn meine Ueberredungskunſt vergebens iſt, werde ich in's Dorf ſchicken, um den zweiten Korporal zu rufen, der dort einquartirt ſein muß.“

„Die Mittel fehlen Ihnen alſo nicht,“ fiel Heribert ein, „Ihr Anſehn auf die Leute geltend zu machen. Gewiß würden Sie viel vermögen, wenn Sie meinem Flehen Gehör ſchenken wollten.“

„Nichts, gar nichts, ſage ich Ihnen,“ verſetzte der Arzt und warf einen prüfenden Blick auf den Verwundeten, dann verließ er eilfertig das Zimmer. Allein er ward abgehalten, die Treppe zu ſuchen und in den Keller hinab zu gehen, wie es ſeine Abſicht zu ſein ſchien, indem ihm auf dem Vorſaale eine weibliche Geſtalt begegnete, die ihm haſtig einige leiſe Worte in's Ohr flüſterte.

„Auch das noch,“ ſprach der Feldſcheer laut. „Dann iſt Gefahr im Verzuge. Bringen Sie mich hin!“

Das Frauenzimmer ſchritt voraus, der Arzt folgte nach und Beide verſchwanden auf der Treppe, die zu dem obern Stockwerke führte.

Unterdeſſen hatte Mathilde mit Hilfe ihres Kammermädchens das Nachtgewand, in welchem ſie den

jüngſten Vorfällen beigewohnt hatte, mit einem anderen Anzuge vertauſcht, der übrigens durchaus nicht geeignet war, die edlen Formen des Mädchens zu beeinträchtigen. Vielmehr zeigten ſich die Linien, nach welchen wir die Schönheit einer Geſtalt zu beurtheilen pflegen, in ihrem ganzen Ebenmaße, und das Korſett von ſchwarzem Sammet, welches Bruſt und Schultern bedeckte, trug dazu bei, den Ernſt und den Ausdruck eines tiefen Schmerzes in ihrem etwas erblaßten Antlitze deutlicher hervorzuheben. Gewiß war ſich Mathilde im Innerſten ihres Herzens bewußt, warum ſie ſich mit einer gewiſſen Sorgfalt geſchmückt hatte. Sie hoffte ihrer Erſcheinung damit jene Würde und Hoheit zu verleihen, für welche ſelbſt das Gemüth des roheſten Mannes nicht unempfänglich iſt. Und wenn ſie dies bezweckte, ſo verfehlte ſie in der That ihre Abſicht nicht ganz.

Als das Fräulein ihr Zimmer verlaſſen hatte, ſtand ſie einen Augenblick unſchlüſſig und überdachte, was ſie zunächſt zu thun habe.

Im Schloſſe war Alles ſtill, nur das Rollen des Donners ward vernommen und ein wüſter Lärmen, der in halberſtickten Tönen aus dem Kellerraume hervordrang. Nirgends zeigten ſich Soldaten und nur unten in der Hausflur ſchritt jene Wache auf und nieder, die vor der Thür aufgeſtellt geblieben war, hinter welcher die Gefangenen feſtgehalten wurden. Mathilde wollte

die Friſt benutzen, um ſich eine Freundin zu erwerben, oder wenn dies unmöglich ſein ſollte, um wenigſtens die Vorurtheile zu zerſtören, welche der Unfall des Hauptmanns in dem Herzen einer Perſon erzeugt haben mußte, die an ſeinem Geſchicke gewiß einen näheren Antheil nahm. Das Fräulein hatte ſich nämlich der Dame erinnert, welche während dieſer Nacht im Schloſſe beherbergt ward, und welcher der darniederliegende Offizier eine zarte Aufmerkſamkeit und Fürſorge zu widmen ſchien. An dieſe Dame wollte ſie ſich jetzt wenden, vielleicht daß ihr die Unbekannte nützen konnte.

Mathilde befahl ihrer Zofe, zurückzubleiben und ihr Nachricht zu geben, ſobald die Soldaten wieder aus dem Keller emporſtiegen. Dann machte ſie ſich auf den Weg, um ihren Entſchluß in's Werk zu ſetzen. Wer auch die Dame ſein, oder in welchem Verhältniſſe ſie zum Hauptmann ſtehen mochte, das Fräulein hoffte, daß die Unbekannte der Sprache der Wahrheit Gehör ſchenken würde. War ſie nicht mächtig genug, um dem Fräulein Schutz angedeihen zu laſſen, ſo konnte ſie doch ſpäter durch ihr Zeugniß einiges Gewicht in die Wagſchale legen, und dieſe Gunſt, glaubte Mathilde, würde ihr kein weibliches Weſen in der Welt verſagen, zu dem ſie in dieſer bängſten Stunde ihre Zuflucht nähme.

Die Thüre, die in das Zimmer geleitete, welches der Dame eingeräumt worden war, war bald erreicht.

Mehrere Perſonen ſprachen drinnen mit einander und vorzüglich klang eine männliche, ſorglich ermahnende Stimme laut hindurch. Dazwiſchen ſchluchzte Jemand leis und ſchien heftigere Ausbrüche des Schmerzes mit Gewalt zu unterdrücken.

Das Fräulein klopfte an, allein man überhörte das Zeichen, womit ſie Einlaß begehrte, und als ſie mehrmals vergebens verſucht hatte, ſich bemerkbar zu machen, wagte ſie es, ohne Weiteres zu öffnen und einzutreten. Die Zeit drängte und Mathilde hatte nicht eine Minute übrig, um ſie an Höflichkeiten zu verſchwenden.

Ihre unvermuthete Erſcheinung erregte eine unverkennbare Beſtürzung bei den Anweſenden, deren drei waren: der Arzt, den man ſo eben erſt hierhergeholt hatte, ein Mädchen in der Kleidung des niedern Bürgerſtandes und eine dritte Perſon, die im Bette ruhte und deren Angeſicht allerdings rundum von einem weißen Tuche umſchloſſen war, was einige Aehnlichkeit mit einer Haube oder einer andern weiblichen Kopfbedeckung darbot. Doch konnte Niemand über das Geſchlecht und das Alter der zuletzt erwähnten Perſon im Zweifel bleiben, der den dichten, grauen Schnauzbart in's Auge faßte, welcher ſeltſam von den fieberhaft glühenden Wangen abſtach.

Mathilde war nicht minder erſtaunt und betroffen bei dieſem Anblicke als die Anweſenden, welche ſie über-

raſcht hatte. Sie entſchuldigte ihre Gegenwart durch einige Worte, in welchen ſie ihren Irrthum erklärte, und errieth ſogleich vermöge eines gewiſſen Scharfſinnes, der ein ausſchließliches Eigenthum der Frauen zu ſein ſcheint, den ohngefähren Zuſammenhang der Umſtände. Der alte Mann, den man mit der ängſtlichſten Vorſicht trotz der heißen Jahreszeit in Decken und Tücher eingehüllt hatte, war der Vater des Mädchens, welches an ſeinem Lager ſaß und die Hand des Kranken mit reichlichen Thränen benetzte. Vielleicht ein hoher Offizier der Armee, erkrankt oder ſchwer verwundet, der ſich der Maske eines Frauenzimmers bediente, um ohne Aufſehen zu erregen und die Wachſamkeit der feindlichen Truppen, die hier und da im Lande zerſtreut waren, auf ſich zu ziehen, nach der nächſten feſten Stadt zu entkommen trachtete, die im Beſitz der Preußen war. Seine Tochter begleitete ihn in der Geſtalt eines Kammermädchens, um ihm ihre Pflege zu widmen.

„Ich kam hierher, um mir den Schutz einer Dame zu erbitten, von der ich dies Zimmer bewohnt glaubte," ſprach Mathilde, „allein ich ſehe, daß ich mich täuſchte," fügte ſie ihrer Entſchuldigung hinzu. „Vielleicht aber hat der Kranke Bedürfniſſe, für die ich ihm meine Dienſte anbieten kann. Was irgend zu ſeiner Stärkung und Erfriſchung im Hauſe vorhanden — Herr Doktor, ich erſuche Sie, darüber zu befehlen."

Der Arzt dankte kurz und ablehnend. Das Mädchen hingegen, welches um das Bette des alten Herrn beſchäftigt war, ſchien von dem herzlichen Tone Mathildens ergriffen zu werden und indem ſie den Kopf einen Augenblick von dem Angeſichte des Vaters abkehrte, bot ſie Mathilden die Hand.

„Seien Sie meines innigſten Mitgefühls verſichert —" fuhr Mathilde fort und drückte die dargereichte Hand an ihre Bruſt — „ſo wahr ich ſelbſt für das Schickſal eines heißgeliebten Vaters zittere. Und wenn mich der Zufall zu einem Geheimniſſe geführt hat, welches mir wie Allen fremd bleiben ſollte, ſo genehmigen Sie die Betheuerung, daß ich es bewahren werde wie ein Heiligthum."

Jetzt wendete ſich das Mädchen zum zweiten Male vom Krankenbette zu Mathilden:

„Sie ſind zur traurigſten Stunde meines Lebens gekommen. Mein Vater iſt krank und ſchwer verwundet. Die ſorgſamſte Hilfe thut dringend Noth und die Wege, die nach Dresden führen, ſind nicht ſicher. Der Hauptmann, der uns glücklich bis hierher geleitete, liegt beſinnungslos auf ſeinem Lager, und fällt mein Vater in die Hände der Feinde, ſo wird er auch die ſchonendſte Behandlung von ihrer Seite nicht überleben. Er kann die Geſundheit, welche ihm die Mühſale dieſes Kriegs geraubt haben, nur in der Mitte ſeiner Familie wieder-

erlangen! Sehen Sie, gnädiges Fräulein, wie ihn das Fieber emporwirft! Seine Stirn iſt von kaltem Schweiße bedeckt, indeſſen ſeine Wangen wie glühende Eiſen brennen. Ach, ich fürchte, er wird nicht einmal die Anſtrengung dieſer Reiſe ertragen!"

So niedergeſchlagen die Stimmung Mathildens war, ſo bemühte ſie ſich doch, ein Herz zu tröſten, welches wenn nicht größeren, doch mindeſtens einen ähnlichen Schmerz zu tragen hatte. Allein der Zuſtand des Kranken verſchlimmerte ſich von Augenblick zu Augenblick und die Thatſache war ſtärker, als daß die wohlgemeinten Beſtrebungen Mathildens viel auszurichten vermocht hätten.

Während ſich dies im Zimmer zutrug, peitſchte der Sturm den Regen gegen die Fenſter des alterthümlichen Gemachs und brauſte in den alten Bäumen, die den Teichdamm neben dem Schloſſe beſchatteten, mit einer Wuth, als wolle er ſie zu Boden ſtrecken. Die Scene, an ſich düſter genug, ward durch die Gährung der Elemente draußen noch unheimlicher. Der Kranke wendete ſeine erlöſchenden Augen von Zeit zu Zeit gegen das Fenſter, und ſchloß ſie alsdann wieder. Seine Tochter beugte ſich über ſein Haupt und belauſchte jeden ſeiner Athemzüge.

Da zerriß jener Blitz, vor dem ſich ſelbſt die Betrunkenen in den Kellergewölben entſetzten, die Dunkelheit, und ein Donnerſchlag, der in den oberen Gemächern

des Schloſſes in verdoppelter Stärke verſpürt ward, erſchütterte das Thal, als wolle er die Berge aus ihren Fugen heben. Der Blitz hatte einen der höchſten Bäume zerſchmettert, deſſen Aeſte beinahe die Wände des Gebäudes berührten. Das Mädchen ſtieß einen gellenden Schrei aus und klammerte ſich an die Bruſt des kranken Vaters. Sie meinte, der Wetterſchlag, der das ganze Gemach mit ſeinem bleichen Lichte erfüllt hatte, habe den Kranken getödtet. Aber der Vater athmete noch, der erſchrockene Feldſcheer prüfte ſeinen Puls, doch ſchien dieſer nichts Erfreuliches zu verkünden, wenn er ſich auch noch regte.

Mathilde verweilte nur noch eine kurze Minute bei dem Kranken. Sie zitterte an allen ihren Gliedern. Zu viel des Entſetzlichen ſtürmte auf einmal auf ſie herein. Ihr Ohr horchte ängſtlich auf, ob ſich nach dem Wetterſchlage nicht jener fürchterliche Ruf verbreiten werde, der den Landbewohnern zunächſt nur als das Signal einer ſchleunigen Flucht in's Freie gilt, der Ruf: Feuer! Allein noch blieb Alles ruhig und nichts ließ ſich hören, als das Toben des Gewitters und das Stöhnen des Leidenden.

Da wurden haſtige Schritte auf der Treppe laut, das Fräulein verließ das Zimmer und traf draußen auf ihre Dienerin, die ihr mit der Meldung entgegenkam, daß die Soldaten im Anzuge ſeien. Man höre ihr Ge-

ſchrei bereits in der Hausflur. Zum Glück konnte man nicht verſtehen, was ſie riefen, ſonſt würde die Angſt vor Feuersgefahr auch hier eine Verwirrung erzeugt und in Bezug auf den Kranken vielleicht Anſtalten zur Folge gehabt haben, die nur den Tod des Sterbenden — denn ſo beurtheilte Mathilde das Befinden des alten Offiziers — beſchleunigen mußten.

Das Fräulein begab ſich in das tiefer gelegene Stockwerk, um die Ankunft der Männer zu erwarten, von denen das Geſchick ihres Vaters, ſowie des Schloſſes abhängig war. Sie hatte nicht vergeſſen, daß ihr der Freiherr den Schlüſſel zu ſeinen Papieren anvertraute, und verbarg denſelben in ihrem Kleide, weil ſie es nicht gewagt hatte, ihn irgendwo anders zu verſtecken. Es war ihr nicht unbekannt, wo der Vater ſeine wichtigeren Schriften aufbewahrte, und ſie hoffte, daß die kleine Bücherſammlung, hinter welcher, wie wir wiſſen, die geheime Thür zu dem Wandſchranke angebracht war, die Aufmerkſamkeit der Plünderer wenig erregen und ſich auf dieſe Weiſe einer genaueren Unterſuchung entziehen werde.

Die Ankunft der Soldaten, welcher Mathilde mit bänglichem Herzklopfen entgegenſah, verzögerte ſich ziemlich lange. Die Trunkenheit, in welche ſie der Beſuch im Keller verſetzt hatte, und der Mangel an Licht hielt ſie auf. Doch waren die Ausrufungen und das Toben

in der Hausflur, womit die Zwiſchenpauſe ausgefüllt ward, drohend genug, um auch einem ſtärkeren Gemüthe als der Bruſt eines ſiebzehnjährigen Mädchens Angſt und Schrecken einzuflößen. Der Pfarrer hatte ſich wieder zu Mathilden geſellt und ihr über das Befinden des Hauptmanns Bericht erſtattet. Leider war von dieſer Seite ebenfalls keine Unterſtützung zu erwarten und das bedrängte Mädchen blieb einzig auf die Hilfe beſchränkt, die ſie ſich ſelbſt darbieten konnte.

Ein allgemeines Beifallsgeſchrei begrüßte das Licht, welches der Korporal ſeinen Gefangenen entzogen hatte und mit welchem er jetzt unter ſeine Mannſchaft trat. Die Darniederliegenden ſuchten ſich aufzurichten, die Schwankenden nahmen eine feſtere Stellung ein, die Singenden und Jubelnden verdoppelten die Anſtrengung, ihrer rüden Freude Luft zu machen, nur Einige, die bereits ohne Rückſicht auf die geringe Bequemlichkeit des Lagers auf den Quadern des Fußbodens entſchlafen waren, erwachten auch jetzt nicht, ſondern ſchnarchten ungeſtört fort.

Der Unteroffizier überblickte ſeine Leute mit einem ſtrengen Angeſichte und würde gewiß den Korporalsſtock mit Erfolg gehandhabt haben, wäre es ihm ernſtlich darum zu thun geweſen, daß alle ſeine Untergebenen bei der nächſten Unternehmung mitwirkten. Der halbberauſchte Zuſtand aber, in welchem ſich Chriſtian Lobe-

gott Sperling ſelbſt befand, milderte ſeinen Zorn, und überdies war es ja nicht unumgänglich nothwendig, daß er ſeine eigenen Anſprüche auf Beute dadurch vermindern ſollte, indem er die Soldaten mit Gewalt antrieb, ſich mit ihm zu bereichern.

„Was ſeid Ihr für erbärmliche Schwächlinge!“ rief er verächtlich aus, nachdem er den Platz gemuſtert und jede Perſon einzeln betrachtet hatte, welche zu der widerlichen Gruppe gehörte. „Da glotzt Ihr mich mit halbgeöffneten Augen in ſtarrer Betäubung an, oder bewegt Euch und brüllt wie Kälber, die man der Mutterkuh entwöhnt. Einige ſind ſogar zu Boden geſtürzt, als ob ein Kartätſchenfeuer unter ihnen gewirthſchaftet hätte. Pfui über Eure Völlerei! Auch vermiſſe ich etliche, die vermuthlich im Keller zurückgeblieben ſind. Daß mir bei anbrechendem Tage Keiner die Trommel überhört, das will ich einem Jeden gerathen haben. Iſt auch der Hauptmann nicht an der Spitze unſeres Zuges, ſo muß doch Alles in der Ordnung vor ſich gehen, als ob er uns ſelbſt führte! Und jetzt vorwärts Marſch, damit wir uns überzeugen, welche gefährliche und verrätheriſche Dinge dies Schloß verbirgt. Dies zu erforſchen iſt der einzige Zweck unſerer Unterſuchung. Merkt Euch das, Burſche, und richtet darnach Eure Antwort ein, wenn Ihr jemals darum befragt werdet.“

Durch dieſe Wendung beſchwichtigte der Korporal

den letzten Zweifel über die Art und Weiſe, auf welche er ſein Verfahren darzuſtellen gedachte, wenn ihm dieſer Umſtand überhaupt Bedenken erregte. Dann ſchritt er die Treppe empor und ihm ſtolperten diejenigen ſeiner Leute nach, die irgend noch über ihren Körper willkürlich zu verfügen vermochten.

Als Mathilden dieſe Rotte nahte, ſank ihr der Muth. Mit Grauſen blickte ſie auf die Geſichter der Soldaten, welchen die Trunkenheit keineswegs einen ſanften und leidenſchaftsloſen Ausdruck verliehen hatte. Sie wich zurück und ſtützte ſich auf den Arm des Pfarrers. Aber ſogleich faßte ſie ſich wieder und redete den Korporal an:

„Wenn Ihr nicht beabſichtigt, das Eigenthum eines friedlichen Mannes zu verwüſten, ſo will ich Euch ſelbſt die Gegenſtände ausliefern, die allerdings für ihren Beſitzer einen viel größern Werth haben, als ſie Euch Nutzen bringen können. Sprecht, was verlangt Ihr?"

Die Antwort, welche der Haufe ertheilte, fiel ſehr verſchieden aus. Einige minder Berauſchte zollten der Schönheit des Fräuleins ſchweigend den Tribut der Bewunderung und Ehrfurcht, auf welchen Mathilde ſowohl durch ihr Unglück als durch die Anmuth und Würde ihrer Erſcheinung den gültigſten Anſpruch hatte. Andere riefen: „weg mit der Mamſell! wir werden

ſelber zulangen, wo etwas zu finden iſt. Weg mit ihr und dem ſchwarzen Spion an ihrer Seite!“

„Es iſt ein Fräulein und keine Mamſell!“ bemerkte Einer aus der Mitte der Soldaten. Ein Anderer verſetzte, ſich vordrängend und die Arme ausbreitend: „Mamſell oder Fräulein, das macht mir nichts aus. Sie iſt hübſch genug, um einen Kuß von ihr zu verlangen!“

Die Umſtehenden hielten den Mann ab, ſich Mathilden aufzudringen. Sie ſtießen ihn zurück, durchaus nicht aus Zartgefühl und um eine wehrloſe Jungfrau zu beſchützen, ſondern nur vermöge einer gewiſſen eiferſüchtigen Mißgunſt.

Ganz im Hintergrunde rief ein Soldat, der ſich an's Treppengeländer anklammerte und vergebens gegen das Schluchzen ankämpfte, welches ſeine Worte unterbrach:

„Geld, gebt das baare Geld heraus, Fräulein! Wenn Ihr uns damit befriedigt, könnt Ihr Eure bunten Lappen behalten, für die man in der Stadt nicht ſo viel löſ't, daß das Trägerlohn bezahlt wird!“

Der Korporal, auf deſſen Meinung das meiſte Gewicht zu legen war, wollte ſich in keine Unterhandlung mit Mathilden einlaſſen. Er verſicherte, daß er nicht da ſei, um zu rauben, ſondern um eine geſetzliche und nothwendige Unterſuchung vorzunehmen, bei welcher er allerdings nicht für jede Handlung ſeiner Leute ein-

ſtehen könne. „Wer vermöchte es, ſie zu beaufſichtigen?“ fügte er hinzu, „und wer wird es ihnen am Ende auch verargen, wenn ſie ſich eine Kleinigkeit von dem Ueberfluſſe ihrer Feinde aneignen?“

Dennoch hoffte der Pfarrer, daß ſich die Mannſchaft vielleicht von der Durchſuchung des Schloſſes werde abbringen laſſen, wenn man ihr eine baare Summe anbieten könnte. Er fragte mit leiſer Stimme, ob Mathilde über Geld zu verfügen wiſſe, allein das Mädchen erwiederte, daß dies der Vater bei ſeinen Papieren zu verſchließen pflege, die man der Aufmerkſamkeit der Soldaten um jeden Preis zu entrücken habe.

„So will ich meinen Sparpfennig herbeiholen,“ fuhr Heribert fort, während ſich die Soldaten nach verſchiedenen Richtungen zerſtreuten und die Brauchbarkeit der empfangenen Schlüſſel an den Thüren und Kaſten erprobten, die ſich ihnen zunächſt bemerklich machten.

„Es iſt wenig, was ich beſitze, und ich gedachte es zu einem beſſeren Zwecke zu verwenden in dieſer Zeit der Armuth und des Elends meiner Gemeinde, allein wenn ich Ihnen damit irgend etwas retten kann, will ich es mit Vergnügen hergeben.“

„Opfern Sie Ihr Eigenthum nicht ohne Noth,“ entgegnete Mathilde und beobachtete die Bewegungen der Soldaten. „Ich fürchte, daß man Ihr Geld nehmen, aber deshalb nichts verſchonen wird, was die Habſucht

dieſer Trunkenbolde oder ihren Muthwillen reizt. Dort erbrechen ſie den Schrank für das Tafelgeſchirr, weil die Schlüſſel nicht gleich paſſen wollten, und werfen Vaſen und Teller auf den Fußboden. Wenn man uns am Morgen gefangen nach Dresden ſchleppt, ſo wird dies wenig zu beklagen ſein, denn wir werden nur eine unbewohnbare Ruine verlaſſen."

Der Pfarrer ſah, wie die Preußen Tiſchtücher und Gefäße umherſchleuderten, Vorhänge und Gardinen zerriſſen, die Tapeten von den Wänden abtrennten und die Dinge zertrümmerten, die ſie zu gering achteten, um ſich ihrer zu bemächtigen. Er zitterte, wenn er ſich den Gedanken vergegenwärtigte, daß ſein Zimmer eine gleiche Behandlung erfahren ſollte, wo ſein Schreibtiſch ſtand, in welchem er Alles aufbewahrte, was er mit Lebensgefahr aus ſeinem flammenden Hauſe gerettet hatte. Gellerts eigenhändige Briefe, die er ſo hoch verehrte, daß er ſich ihrer nicht entäußert haben würde, und hätte man ſie ihm mit Schätzen aufwiegen wollen, eine deutſche Ueberſetzung der „Correſpondenz des Cicero mit ſeinen vertrauten Freunden," an welcher der Geiſtliche ſeit länger denn fünfzehn Jahren arbeitete und welche mit gelehrten Notizen ſo reichlich geſpickt war, daß der deutſche Text als die unbedeutendſte Nebenſache erſchien. Die Frucht des Fleißes von einem halben Lebensalter durch den Vandalismus einer berauſchten

Schaar von Kriegsknechten vernichtet! — Dieſen Gedanken konnte Heribert nicht faſſen, ohne daß ſich ſein Haar emporſträubte. Er wußte nicht, was er thun ſollte, um ſeine Habſeligkeiten zu ſchirmen.

„Gnädiges Fräulein," ſprach er, „ich will dennoch gehen und mich mit dem Gelde verſehen, was ich beſitze. Vielleicht bedürfen wir deſſelben. Außerdem aber bekümmert mich etwas Anderes: der gelehrte und koſtbare Inhalt meines Schreibetiſches! Vielleicht iſt es Eitelkeit von mir, wenn ich mit ganzem Herzen an den Arbeiten hänge, denen ich alle meine Mußeſtunden widmete, ſeit ich mich von der Akademie entfernte. Allein ich bin nicht fähig, ſie unvertheidigt zerſtören zu ſehen!"

Mathilde hatte den Sinn dieſer Worte kaum verſtanden, denn ihre Beſorgniß war auf ein Zimmer zur Seite gerichtet, aus welchem raſche Hammerſchläge erſchollen und wo man eine Wand mit Gewalt zu eröffnen ſchien. Sie ertheilte dem Prediger die Erlaubniß, von ihr zu gehen, da ſie ihre Jungfer in der Nähe bemerkte und eilte in das Gemach hinüber, wo die Soldaten jenes furchtbare Geräuſch der Zerſtörung erregten.

Eine dichte Staubwolke wälzte ſich ihr entgegen, als ſie über die Schwelle trat. Mehrere Schränke, mit Kleidungsſtücken des Freiherrn gefüllt, waren aufgeſchloſſen worden. Der Inhalt aber ſchien den Erwar-

tungen der Soldaten nicht ganz entſprochen zu haben. Sie hatten ihn bis jetzt unberührt gelaſſen und nach werthvolleren Gegenſtänden geſucht, als Hüte, Mäntel, Schuhe, Degen und Gallaröcke waren. Das Beſſere und Koſtbarere, riethen die Plünderer, wird man auch ſorgfältiger verſteckt haben. Daher ſchlug man mit den Werkzeugen, die der Zufall darreichte, die Wand ein, an welcher keine Thür zu entdecken war, und fand ſich allerdings in ſo fern getäuſcht, als man nur auf eine leere Höhlung ſtieß. Jedoch führte in derſelben eine geheime Treppe in's zweite Stockwerk empor.

Mathilde ſelbſt hatte nichts von dem Vorhandenſein der verborgenen Stiege gewußt. Das Fräulein war überraſcht und noch mehr erſchrocken, denn die Soldaten näherten ſich durch dieſelbe der Bibliothek und ſomit dem Orte, wo die Papiere des Freiherrn lagen. Bei der Art, wie ſie verfuhren, konnte ihnen der Schrank nicht entgehen.

Die Preußen drangen in die Höhlung ein und ſtiegen auf der ſchmalen Treppe empor, doch war der Ausgang nach oben vermauert. Die Waffen und Geräthe, die dazu gedient hatten, eine hölzerne Bekleidung mit leichter Mühe zu durchbrechen, waren zu ſchwach, um gegen eine ſteinerne Mauer etwas auszurichten. Außerdem hinderte der enge Raum jede freiere und nachdrück-

lichere Bewegung. Da die tieferſtehenden Soldaten nachdrängten und die Vorderleute ermunterten, einen Ausweg zu bahnen, ſo ward die Beklemmung noch größer. Diejenigen, die auf den oberſten Stufen ſtanden, konnten kein Glied rühren, ſo feſt preßte man ſie im Getümmel aneinander und vergebens tobten ſie und riefen, man ſolle ihnen den Paß frei machen und von der Treppe zurückweichen. Einige Soldaten, die im Keller ſo viel von dem Weine zu ſich genommen hatten, als ihr Mägen irgend zu faſſen vermochte, ließen ſich in ihrer an Wahnſinn grenzenden Tollheit nicht davon abbringen, daß man den Weg, den man in der Wand aufgefunden, weiter verfolgen und oben auf dieſelbe Weiſe durchbrechen müſſe, wie unten geſchehen. Sie lehnten ſich mit den Schultern gegen den vollgeſtopften Kanal und ſuchten durch Stöße und Püffe das Vorwärtsſchreiten der Maſſe zu erzwingen.

Es fehlte wenig und der Korporal, der mitten in dem Haufen ſchwitzte und ächzte, wäre erdrückt worden. Die Verzweifelung der Eingeſchloſſenen überwältigte endlich den lebensgefährlichen Eigenſinn der Hintermänner. Es ward ein förmlicher Schock nach rückwärts ausgeführt, der die Betrunkenen zurückſchleuderte und den Geängſtigten die Freiheit verſchaffte. Ungerechter Weiſe kehrte ſich die Wuth derer, die aus der Höhlung hervorſtürzten, gegen einen Gegenſtand, der durchaus

unſchuldig an dem Bedrängniß der jüngſten Minuten war.

„Das iſt eine wahre Diebsſpelunke;“ polterte der Korporal, Mathilden entgegentaumelnd und mühſam Athem ſchöpfend. „Ein Schloß nennt Ihr dies Haus, — ein Aufenthalt von Räubern iſt es. Wo iſt es Sitte, die Treppen in die Mauern hineinzulegen? Wir erkennen jetzt, auf was für Boden wir ſtehen und werden darnach verfahren. Sprecht, wohin geleitet die geheime Stiege?“

Das Fräulein antwortete dem Unteroffizier durch einen ſtolzen Blick und kehrte ihm den Rücken zu. Aber der Korporal eilte an ihr vorbei und verſicherte, daß man die ſeltſame und unerwartete Entdeckung auch ohne ihr Zuthun wenigſtens als Fingerzeig beſtens benutzen werde. Die Soldaten folgten ihm nach und in der gewiſſen Hoffnung, daß man eine ganze Schatzkammer aufzufinden habe, ſuchte man nach der Lage der unteren Zimmer, die Gemächer des oberen Stockwerks zu erkennen, die der Richtung der Treppe entſprechen mußten.

Die rohe Begegnung des Korporals hatte Mathilden ſo tief verletzt, daß ſie ſich entfernen und ungehindert geſchehen laſſen wollte, was ſie nicht abzuwenden im Stande war. Allein die Worte des Freiherrn klangen in ihrer Seele wieder, mit denen er ihr den Schlüſſel

übergeben hatte: „Deines Vaters Schickſal hängt von ihm ab.“ Eine Ahnung ſtieg in ihr empor, die ihr ſagte, daß es ſich vielleicht um mehr, als um Armuth und Reichthum handle. Jetzt, wo die Soldaten im Begriffe waren, das obere Stockwerk ihrer Unterſuchung zu unterwerfen, nahte der entſcheidende Augenblick. Die Unruhe Mathildens wuchs, je mehr ſich die Gefahr ſteigerte. Sie wollte wenigſtens einen Zuſchauer bei den Ereigniſſen abgeben, deren Bedeutung ihren Buſen mit tauſend Aengſten belaſtete, und begleitete daher den vorausſtürmenden Troß.

Als ſie auf den Gang kam, der die Verbindung aller Zimmer des obern Stockwerks herſtellte, riſſen die Soldaten die erſte beſte Thür auf, die ihnen in's Auge fiel. Aber von einem Gefühle der Scheu ergriffen, prallten ſie zurück. Sie ſtanden vor dem Gemache, in welchem Mathilde vorhin einen Kranken verlaſſen, um jetzt einen Todten wieder zu finden. Die Trennung der unſterblichen Seele von ihren irdiſchen Banden ſchien eben erſt erfolgt zu ſein, denn der Feldſcheer brachte noch die erſchlafften Hände des Leichnams in die Lage, die wir ihnen bei Geſtorbenen zu geben gewohnt ſind, und mit thränenloſem Jammer wimmerte die Tochter des Hingeſchiedenen auf ihre Knie geſunken zu Häupten des Bettes.

„Was iſt das?“ rief der Korporal, ſich die Augen

reibend. „Ein Todter hier oben und unten ein Schwerverwundeter? Iſt denn dies ganze Geniſt von Mord und Entſetzen erfüllt?“

„Weicht zurück, Elende!“ kehrte ſich der Arzt gegen die Plünderer. „Stört die heilige Ruhe des Todten nicht! Erkennt Ihr ſeine Züge? Weicht zurück, Achtung vor dem Schmerze eines verwaiſ'ten Kindes! Der, welchen Ihr beſchützen ſolltet, lebt nicht mehr. Es wird Euch jetzt klar werden, was unſer Zug und was der bedeckte Wagen zu bedeuten hatte, der Eurem Marſche folgte. Der Todte iſt dem Schickſale entgangen, welches ihm Eure Unbeſonnenheit gewißlich noch bereitet hätte. Die Schlacht iſt verloren worden, in welcher er die Wunde empfing, die ſein Ende herbeiführte, der König bei Kunnersdorf geſchlagen, die Feinde umſchwärmen uns kühner als je zuvor. Ihr würdet den Oberſten an ſie verrathen haben, hätte ihn nicht der letzte und unbezwinglichſte Feind aller Menſchen der Schmach entriſſen, nach einem thatenreichen Leben voll tapfer ausgefochtener Kämpfe als Gefangener zu ſterben. Ihr könnt nur noch Euch ſelbſt und Euern Hauptmann opfern und deshalb gebe ich Euch zu bedenken, ob Ihr noch länger hier verweilen, oder ſogleich aufbrechen wollt.“

Der Korporal hörte des Neuen zu viel auf einmal, um ſich ſogleich ſammeln zu können. Eine verlorene

Schlacht, die Feinde näher und zuverſichtlicher, als er gemeint hatte, der Leichnam des Oberſten vor ſeinen Augen, — er ſuchte aller dieſer Eindrücke Herr zu werden und dann ſeinen Entſchluß zu nehmen.

„Beſinnt Euch ſo raſch als möglich,“ fuhr der Feldſcheer fort. „Es iſt ein zweiter Unteroffizier bei der Truppe, ruft ihn herbei, ſo wie die Leute, die im Dorfe einquartiert wurden und den Vorfällen dieſer Nacht bis jetzt fremd blieben.“

„Es werden ihrer wenige fehlen,“ verſetzte der Korporal. „Die Mannſchaft ward zum größten Theil ermuntert, als wir nach dem Flüchtlinge ausſchickten. Auch der Unteroffizier würde gegenwärtig ſein, hätte ich ihm nicht den Schlaf gegönnt, nachdem er geſtern die Wache hatte, und es deshalb verboten, ihn zu allarmiren. Wir wollen den Marſch vor Tagesgrauen antreten, wenn Sie dies für rathſam halten, Herr Doctor, und ich werde ſogleich die erforderlichen Maßregeln anordnen. Wir brauchen einen Wagen für den Hauptmann.“

„Und ein zweites und drittes Fuhrwerk für den Leichnam und die Tochter des Oberſten,“ fiel der Feldſcheer ein.

„Es ſoll herbeigeſchafft werden,“ betheuerte der Korporal, der im Laufe dieſer Verhandlungen ziemlich nüchtern worden war. „Der Freiherr hat Pferde genug im Stalle und er bedarf derſelben nicht, ſo lange er unſer

Gefangener iſt. Doch muß ich mich ſeiner Papiere verſichern — das iſt einleuchtend, Herr Doktor, und gehört nothwendig zur Verhaftung ſeiner Perſon — während man die Wagen anſchirrt und die Mannſchaft verſammelt, will ich dies zu bewerkſtelligen ſuchen."

Der Arzt, erfreut, daß ſeine Mahnungen ihren Zweck in der Hauptſache nicht ganz verfehlt hatten, ſtimmte bei. Die Soldaten verließen das Zimmer, worauf der Korporal die tauglichſten derſelben in allerlei Aufträgen verſendete. Er ſelbſt verlangte von Mathilden, daß ſie ihm den Ort anzeige, wo der Freiherr ſeine Briefſchaften verwahre. Das Fräulein, durch dieſe Frage aus den Betrachtungen aufgeſcheucht, in welche ſie durch den Anblick des Todten und ſeiner troſtloſen Tochter verſetzt worden war, antwortete, daß ihr dieſer Ort unbekannt ſei.

„So geh und befrage den Baron ſelbſt!" gebot Sperling einem der Soldaten, die ihn umringten. Der Mann machte ſich auf, doch fand er es angemeſſen, auf einem Ummwege zum Freiherrn zu gehen. Da er ahnte, daß der Aufenthalt im Schloſſe nur noch von kurzer Dauer ſein dürfte, ſo gewannen die Gegenſtände, die man vorher mißachtet hatte, einen größeren Werth für ihn. Er kehrte zu den Kleiderſchränken zurück und entnahm aus denſelben, was er fortbringen konnte. Seine Kameraden waren nicht minder klug und jetzt erſt ward

das Geſchäft der Ausraubung des Schloſſes mit rechtem Eifer betrieben.

Indeſſen verſuchte der Korporal, wenn auch nicht gerade die Correſpondenz des Präſidenten zu entdecken — denn an ihr lag ihm im Grunde für ſeine Perſon wenig, wenn er nicht vermuthet hätte, daß ſich neben derſelben auch Pretioſen, Uhren, Ringe und dergleichen ſicherer bewahrte Dinge finden würden, — doch irgend eine Kiſte oder Schublade zu eröffnen, die ihm Gelegenheit bot, nicht ärmer aus dem Schloſſe zu gehen, als ſeine Untergebenen. Er war aber in dieſen Beſtrebungen nicht ſehr glücklich. In einer Kammer, die er eilfertig genug erſchloß, traf er auf eine Menge von Säcken, die den Bewohnern einer ausgehungerten Feſtung vermuthlich werthvoller erſchienen ſein würden als Diamanten und Perlen. Da aber der Unteroffizier ſeinen Magen mehr als nöthig beladen fühlte, auch keinen Mangel für die Zukunft fürchtete, ſo betrachtete er die Gemüſe, das Mehl und gedörrte Obſt, wovon er hier einen beträchtlichen Vorrath erblickte, mit verdrießlichem Geſichte. Das Zimmer, welches er hierauf beſuchte, war zwar nicht dazu beſtimmt, die Bedürfniſſe der Küche aufzubewahren, allein weder die Betten, die man übereinandergehäuft hatte, noch die dazu gehörigen linnenen Ueberzüge und Weißzeuge entſprachen ſeinen Erwartungen. Da er jedoch unter den mancherlei Gegenſtänden von

Wäſche auch Mannshemden bemerkte, ſo entlehnte er einige derſelben, und richtete ſich bei ſeiner Wahl mehr nach der Dauerbarkeit des Stoffes, als daß er auf die feine Arbeit, die zierlichen Buſenſtreifen und Handkrauſen großen Werth legte.

Ein lauter Wortwechſel, der in dem unteren Stockwerke losbrach und endlich in ſo heftige Drohungen überging, daß eine ſofortige Auseinanderſetzung des Streites mit den Waffen unvermeidlich ſchien, rief den Korporal aus der Kammer ab, in welcher er eben ſeine Garderobe durch einige Paar Strümpfe zu vervollſtändigen im Begriffe war. Er ging, die erzürnten Soldaten zur Ruhe zu verweiſen; die Sache aber, um deretwillen ſich der Zwiſt entſponnen hatte, entflammte die Habgier des Kriegsmannes im höchſten Grade. Zwei Plünderer rangen um einen ſilbernen Becher, deſſen Vergoldung und reiche Verzierung Sperlings Wünſche eben ſo lebhaft erregte, als der Kelch die Leidenſchaft ſeiner beiden gegenwärtigen Beſitzer entzündet hatte. Ein Jeder hielt ihn gepackt, Keiner wollte ihn losgeben, bis der Korporal durch ſeine Dazwiſchenkunft den Unfrieden beſchwichtigte, indem er das Kleinod an ſich riß und erklärte, daß er den Betheiligten ihren Betrag von dem Erlöſe zumeſſen werde. Die Raufbolde beklagten ihren Feuereifer aufrichtig und ſahen mit unverhehltem Bedauern, wie der Becher in die Taſchen des Unteroffiziers

glitt. „Folgt mir,“ ſprach der Korporal, nachdem er ſich überzeugt hatte, daß der Ort, wo der Becher entnommen worden war, ähnliche Gegenſtände weiter nicht verbarg. „Wir wollen die geheime Treppe nochmals unterſuchen. Während Einer von Euch auf ihr emporſteigt und oben an die Mauern klopft, ſuchen wir Anderen den Platz zu entdecken, wo ſich dies Geräuſch hören läßt. Wir dürfen wichtige Erfolge von dieſem Verfahren erwarten.“

Die mißvergnügten Burſche gehorchten. Der Mann, der den Freiherrn befragen ſollte, kehrte zurück, als Sperling, das Ohr an die Wand gelehnt, auf das Geräuſch horchte, welches die Schläge des Soldaten hervorbringen ſollten. Er war von Zimmer zu Zimmer gegangen und hatte ſich bis jetzt vergebens angeſtrengt, etwas zu vernehmen. Eben war er in der Bibliothek angelangt und lauſchte mit athemloſer Bruſt, als man ihm die Meldung brachte: „der Freiherr beſitze keine anderen Papiere von Wichtigkeit, als einige wenige Rechnungen, Verträge, Quittungen und dergleichen, die ſich auf die Verwaltung des Gutes Munsheim bezögen. Dieſe werde man in dem Pulte finden, welches im Wohnzimmer Zedlows ſtehe und wozu der Schlüſſel vorlängſt abgeliefert ſei.“

„Still,“ flüſterte der Korporal. „Wir werden hinter die Geheimniſſe des Barons kommen, ohne daß er uns

dabei unterſtützt. Horch' auf, klopft es nicht innerhalb dieſer Wand?"

„Ganz recht. Es hämmert Jemand jenſeit."

„Raſch denn, die Bücher herabgeworfen und die Mauer eröffnet," ermunterte Sperling und ſtürzte ein hohes Regal zu Boden. „Hinter den Tapeten werden wir auf merkwürdige Dinge ſtoßen."

Die Soldaten, deren ſich noch etliche einfanden, leiſteten dem Korporal hilfreiche Hand und begannen die Wand mit einem Küchenbeile zu bearbeiten.

Mathilde hatte den Magiſter Heribert wieder angetroffen, der ſeine unſchätzbaren Manuſcripte nicht beſſer zu verwahren wußte, als daß er ſie aus ſeinem Schreibtiſche nahm und unter dem Mantel mit ſich umhertrug, den er zu dieſem Behufe, trotz der warmen Sommernacht, angelegt hatte.

„So eben iſt man in das Bibliothekzimmer eingedrungen," jammerte das Fräulein, ſich an den Prediger anklammernd, denn nach allen den Leiden dieſer Nacht vermochte es Mathilde kaum, ſich noch aufrecht zu erhalten.

„Man wird es ſo wenig verſchonen, als die übrigen Gemächer," verſetzte Heribert und unterſtützte das Mädchen, damit es nicht darniederſank.

„Es iſt ſchrecklich. Sie wiſſen vielleicht nicht, daß meines Vaters Papiere dort eingeſchloſſen ſind. Er gab

mir den Schlüſſel und bat mich, ihn um jeden Preis zu verbergen.“

Der Pfarrer konnte eine Bewegung des Schreckens nicht unterdrücken. Ihm ſchwebte die ganze Gefahr vor Augen, die über ſeines Freundes und Wohlthäters Haupte hing. Sein Benehmen vermehrte die Angſt des Mädchens.

„Glauben Sie, daß mein Vater Schriften dort verbarg, die mit ſeiner politiſchen Meinung in Verbindung ſtehen?“

„Ich fürchte nicht,“ ſtotterte der Pfarrer, da er bemerkte, wie richtig das Fräulein den Grund ſeiner Beſtürzung errieth.

„Sie ſind nicht fähig zu lügen!“ verſetzte das Mädchen und das Blut ſtockte in ihren Adern. „Ihre Verwirrung ſagt mir, was Ihre Lippen verſchweigen. Laſſen Sie uns einen Verſuch machen, die Briefſchaften zu retten.“

Der Prediger folgte der jungen Dame mit willenloſer Nachgiebigkeit.

Die Soldaten hatten ſchon einige Steine aus der Wand gebrochen, die glücklicher Weiſe die entgegengeſetzte von der Mauer war, in der ſich der Schrank befand. Sie verdoppelten ihre Anſtrengungen, um zum Ziele zu gelangen, denn die Zeit drängte, aber das Mauerwerk war eben ſo feſt als alt. Die Zerſtörung deſſelben machte ſehr geringe Fortſchritte und als Mathilde mit

dem Geiſtlichen eintrat, raſteten die Bemühungen einen Augenblick.

„Was treibt Ihr hier?“ redete Heribert die Soldaten an, ohne jedoch viel Aufmerkſamkeit zu erfahren. „Dies iſt das Heiligthum der Wiſſenſchaft, Ihr Barbaren, und ich werde nicht dulden, daß Ihr Bücher und Kupferſtiche verderbt, indem Ihr ſie mit Schutt vermiſcht und mit den Füßen auf den Meiſterwerken vergangener Jahrhunderte umherwandelt. Dies Zimmer verbirgt keine Schätze für Euresgleichen. Entfernet Euch, Kriegsknechte, ſchlimmer als die des Mummius! Ich ſage Euch, daß ihr hier vergebens nach Gold und Koſtbarkeiten ſucht. Bedenkt, daß der Freiherr Gelegenheit finden wird, Euch für Euren muthwilligen Frevel verantwortlich zu machen.“

„Kriegsknechte des Mummius nennt uns der Mann Gottes? Ich kenne keinen König Mummius, — was will er damit ſagen?“ ſpottete Einer der Preußen. „Du ſelbſt ſtehſt einem Mummius ähnlich in Deinem alten ſchäbigen Mantel, den Du mehr gegen die Hitze als gegen den Froſt umgeworfen zu haben ſcheinſt.“

„Es wird einen Richter Eurer Thaten geben!“ rief Heribert, ohne ſich auf eine geſchichtliche Erörterung einzulaſſen. „Ein Geſetz, das auf Euch angewendet wird, eine Strafe, die Euch trifft.“

„Die Briefſchaften des Barons ſind es, die wir

ſuchen und wenn Ihr uns über dieſelben keine Auskunft ertheilen wollt, ſo packt Euch aus dem Zimmer. Wir werden das Oberſte zu unterſt kehren, um die Papiere zu finden, welche der Gefangene vor uns verſteckt, denn unten, in ſeinem Pulte, auf das er verwies, liegen kaum ein Paar alte Zeddel, zu ſchlecht, um einen Gewehrpfropfen daraus zu drehen."

„Wenn Ihr dieſem ehrwürdigen Prieſter keinen Glauben ſchenken wollt, ſo laßt Euch von meinen Thränen bewegen und zerſtört unſer Eigenthum nicht weiter," flehte Mathilde, ſich an Sperling wendend, der zuletzt das Wort gehabt hatte.

Die Bitte des Fräuleins blieb nicht ohne Eindruck auf den Korporal. Er fühlte ſich geſchmeichelt durch dieſelbe, und war im Begriffe zu vergeſſen, welche Vorſätze ſich in ſeinem Herzen erneuert hatten, als er vorhin den Becher erblickte, den er den Soldaten entriß. Der Schmerz und die Angſt hatten Mathildens Schönheit ſo wenig beeinträchtigt, daß der Korporal ihr Antlitz mit einem gewiſſen achtungsvollen und wohlwollenden Mitleid betrachtete, ſowie er der Anmuth ihrer Formen ſeine Anerkenntniß nicht verſagte.

„Fräulein," erwiederte er, in einem etwas weniger trotzigen Tone, den er ohne Zweifel für höchſt artig hielt, „erſchweren Sie mir die Erfüllung meiner Pflichten nicht. Ich bin überzeugt, daß ich die Papiere Ihres

Vaters in Beſchlag nehmen muß, ſo wie ich gezwungen bin, ſeine Perſon von Ihnen zu trennen. Nicht meine Willkür, ſondern die Umſtände gebieten mir dieſe Schritte."

Der gute Pfarrer kämpfte mit einem großen Entſchluſſe. Er war ſo ehrlich, daß er den Worten des Unteroffiziers vollen Glauben beimaß, und in der That meinte, es handle ſich einzig um den Beſitz der Briefſchaften. „Mein armer Freund iſt verloren," ſprach er bei ſich ſelbſt, „wenn man die Dokumente entdeckt; das Vertrauen, deſſen ich bei Zedlow genoß, gibt mir die traurige Gewißheit, daß ihn ſeine Correſpondenz in dem Auge der Gewalthaber zum Verbrecher ſtempelt. Ich will mich ſtatt Seiner opfern, die Wiſſenſchaft kann meiner Arbeit, aber die unglückliche Tochter kann ihres Vaters nicht entbehren."

Während Heribert mit dieſen Gedanken umging, hatte er, zerſtreut wie er war, den Mantel zurückgeſchlagen und das Bündel ſeiner Schriften hervorgezogen, um es mit zärtlichen Blicken zu betrachten. Sein Entſchluß war noch nicht völlig zur Reiſe gediehen, als ein Soldat nach ſeinem Paquete griff und ihm daſſelbe zu entziehen ſuchte. Allein der Pfarrer gab ſeinen Schatz nicht ſo leichten Kaufes aus den Händen.

„Laß ab," ſchrie er dem Soldaten entgegen. „Nur in die Hände des Befehlshabers geb' ich dieſe wichtigen Schriften, deren Bewachung mir der Beſitzer des Schloſ-

ſes anempfahl, und die ich jetzt, der Uebermacht weichend, ausliefere. Ihr habt übel genug in dieſem Zimmer gehauſ't," fuhr er fort, als er bemerkte, daß Einer der Preußen die Pauſe benutzte, um die Bücher von der andern Seite der Wand abzuräumen, wodurch er ſich dem Schranke näherte, deſſen Schloß ihm alsbald in die Augen fallen mußte, „ich erſuche den Korporal, alles weitere Verfahren zu hemmen. Kommt her und überzeugt Euch ſelbſt, welcher Art die Gegenſtände ſind, die ich Euch ausantworte."

Mathilde war halb erſtaunt, halb erſchrocken, als ſie den Prediger alſo reden hörte. Indeſſen überreichte dieſer dem überraſchten Unteroffizier das Paquet und man ſah es an dem Zittern ſeiner Hände, mit welchem Schmerze er ſich von demſelben trennte.

„Wenn dies die Papiere des Barons ſind, ſo haben wir allerdings nicht nöthig, länger nach denſelben zu ſuchen," ſprach Sperling, durch dieſe Wendung der Dinge unangenehm überraſcht.

„Sie ſind es," entgegnete der Pfarrer und das Bewußtſein, ein gutes Werk zu thun, verlieh ihm eine Dreiſtigkeit im Lügen, die einem verſchlagenen Diplomaten Ehre gemacht haben würde. „Es würde viel Zeit erfordern, wolltet Ihr alle Blätter einzeln durchmuſtern. Allein betrachtet dieſe Aufſchriften: „Der rö-

miſche Bürgermeiſter Marcus Tullius Cicero an den Feldzeugmeiſter" —

Der Korporal unterbrach mit Eifer den Leſenden, ſo daß Heribert ſchon auf klaſſiſche Kenntniſſe zu ſtoßen und ſeinen Betrug enthüllt fürchtete. Allein die Worte Sperlings beruhigten ihn.

„Urtheilt ſelbſt, Fräulein, ob mein Verfahren zu hart war. Ein Brief des römiſchen Bürgermeiſters unter den Papieren Eures Vaters! Wir wiſſen recht wohl, wie der Papſt gegen den großen König geſinnt iſt, nachdem er dem Feldmarſchall Daun einen goldenen Degen für ſeinen ſchurkiſchen Ueberfall bei Hochkirch überſandt. Und was bedeuten dieſe Buchſtaben," wendete er ſich an den Pfarrer, auf eine lateiniſche Anmerkung deutend, die der deutſchen, nach dem Geſchmacke jener damaligen Zeit, gewiß höchſt eleganten Ueberſetzung beigefügt war.

„Eine franzöſiſche Note," erläuterte Heribert und ließ es geſchehen, daß man das dicke Heft in eine Leinwand packte, um es nach Verdienſt zu bewahren.

„Zum Sammeln getrommelt," befahl Sperling, das gelehrte Werk unter den Arm nehmend und in der ſichern Hoffnung aus dem Zimmer ſchreitend, daß ihn die Belohnung des Generals reichlich für den Verluſt entſchädigen werde, den er etwa erlitt, indem er die Plünderung aufgab. Ihm folgten ſeine Leute nur lang-

ſam nach, Einige machten ſogar Miene, zurückbleiben. Heribert wußte auch dieſe zu entfernen.

„Meine Bibliothek, ſo nenn' ich ſie wenigſtens, da ich ſie beinah ausſchließlich benutze, mein einziger Troſt in dieſer greulichen Zeit des Kriegsdrangſales! Meine Bibliothek wollt Ihr mir nicht in noch größere Unordnung bringen, brave Männer! Nehmt dieſe Goldſtücke und überzeugt Euch in meinen Taſchen, daß ich Euch das Letzte gebe, was ich beſitze, nehmt ſie, die kleine Summe und verderbt dieſe Bücher nicht weiter. Ich werde wochenlang arbeiten müſſen, um das wieder herzuſtellen, was Ihr in einigen Minuten durch einandergeſtürzt habt. Wahrhaftig, da zieht Ihr mir noch ein Goldſtück aus der Taſche, — behaltet es, es war für Euch beſtimmt!"

Als das Gemach geräumt war und ſich Mathilde und der Magiſter allein ſahen, reichte das Mädchen dem Geiſtlichen die Hand und ſprach mit tiefer Rührung:

„Sie haben der Sicherheit meines Vaters Alles dargebracht, was Sie beſaßen. Worte ſind zu ſchwach, um Ihnen meinen Dank auszuſprechen. Empfangen Sie den Schüſſel zu dem Schranke, denn da ich meinen Vater begleite, ſo wird er am Beſten in Ihren Händen aufbewahrt ſein. Vielleicht iſt mein Vater im Stande, Ihnen einen Wink zu ertheilen, wie Sie über ſeine Correſpondenz verfügen ſollen. Leben Sie wohl. Möch-

ten wir uns glücklich wiederſehen. Sie werden das Schloß indeſſen verwalten. Was unſerer Seits geſchehen kann, um Ihnen Ihre Papiere zu retten, ſobald die Täuſchung an den Tag gekommen iſt, wollen wir thun. Wir wiſſen, wie viel Fleiß Sie an Ihre Arbeiten verwendet haben.“ —

„Gellerts Briefe, ſeine eigenhändigen Briefe befinden ſich in dem Paquete,“ ſeufzte der Prediger, von Freude und Schmerz gleicherweiſe bewegt.

„Verlaſſen Sie ſich auf Ihre Freunde!“ betheuerte das Fräulein.

8.

Es war ein ſchwerer, trauriger Weg, zu welchem ſich, eine kurze Zeit nach dieſen Vorfällen, der Freiherr anſchickte. Er hatte alle Gründe der Ueberredung erſchöpft, um ſeine Tochter von dem Entſchluſſe abzubringen, ihn zu begleiten, aber vergebens. Mathilde beſtand darauf, das Loos ihres Vaters zu theilen und verſicherte, daß ihr die Angſt der Ungewißheit über ſein Schickſal tauſendmal unerträglicher ſein würde, als die Beſchwerden des Weges und die Beſchränkung der Gefangenſchaft. Heribert vergaß über dem Entzücken, ſeinen Freund gerettet zu haben, was ihm die Ausführung ſeines Plans gekoſtet. Er war bei den Gefangenen und erwartete mit ihnen das Zeichen zum Abſchiede, während ſich im Hofe die Soldaten aufſtellten, Wagen gerüſtet und alle Vorbereitungen getroffen wurden, welche die Begleitung der Gefangenen, die Hinwegſchaffung des Todten und des Kranken erforderlich machten.

Der Abmarſch verzögerte ſich bis zur Dämmerung. Eine Menge Betrunkener hatten ihren Rauſch noch nicht

verſchlafen und ſie nahmen die ganze Sorgſamkeit ihrer Kameraden in Anſpruch. Schon entſchied ſich das Zwielicht für die Helle des Tages, als die Preußen noch immer nicht vollzählig unter das Gewehr treten konnten. Man erkannte immer mehr die nachtheiligen Folgen des nächtlichen Zechgelages und den Mangel eines Oberhauptes, deſſen Befehle mit gehöriger Pünktlichkeit vollſtreckt worden wären. Hierzu kam ein Zwieſpalt zwiſchen Sperling und dem zweiten Unteroffizier, den man gefliſſentlich die Nacht in ungeſtörter Ruhe hatte verträumen laſſen. Als dieſer die außerordentlichen Vorfälle im Schloſſe erfahren hatte, brach er in einen heftigen Zorn gegen den Korporal Sperling aus, beſchuldigte ihn der Mißgunſt und des Ehrgeizes und behauptete, man habe ihn nur deshalb nicht gerufen, um ihm ſeinen Antheil an der Beute zu entziehen und ihn der Auszeichnung verluſtig gehen zu laſſen, auf welche ſich Sperling alle Anſprüche allein zu erwerben gewußt habe. Daher verweigerte er gegenwärtig ſeine Mitwirkung bei den Maßregeln, durch die der Aufbruch beſchleunigt werden ſollte, und blieb taub gegen alle Vorſtellungen und Drohungen ſeines Kollegen.

Während jedoch Sperling bald auf den Hof eilte, um den Zug zu ordnen, bald in's Haus zurückkehrte, um durch die gewandten und flinken Schwingungen ſeines Korporalſtockes Bewußtſein und Bewegung in die Körper

betäubter Trunkenbolde zu zaubern, begab ſich an einem anderen Orte etwas, zu deſſen Verſtändniß es nöthig wird, die Geſchichte des Wachtmeiſters Bayer fortzuſetzen.

Es war vor dem Fenſter des einſamen Jagdhauſes, wo er ſich zu ſeiner nicht geringen Ueberraſchung plötzlich in der Gewalt eines Menſchen erblickte, von deſſen Gegenwart er bis dahin nicht die geringſte Ahnung hatte. War Bayer vorhin zweifelhaft geweſen, ob er in die Wohnung des Forſtmannes eintreten ſollte, da er in ihr eine ungewöhnliche Regſamkeit und ein Leben wahrnahm, welches weder zu der Zahl der Inſaſſen, noch zur Abgelegenheit des Ortes in einem richtigen Verhältniſſe zu ſtehen ſchien, ſo ward jetzt jeder Unſchlüſſigkeit ein Ende gemacht, indem der Soldat, welcher den Wachtmeiſter erfaßt hatte, ſeinen Gefangenen über die Schwelle der Hausthüre ſtieß, wobei er die Klinke etwas zurückdrückte, um den Eingang zu öffnen.

Dies geſchah auf eine ſehr derbe Weiſe und der Soldat hatte dem Flüchtlinge einen ſolchen Ruck verſetzt, daß Bayer ſich durch das Gewicht ſeines Körpers von der Hand losriß, die ihn noch immer im Nacken feſthielt, und einige Schritte in die Tiefe der Hausflur hineintaumelte, ohne daß es dem Nachſchreitenden gelang, ſeiner ſogleich wieder habhaft zu werden. Der Wachtmeiſter war nicht der Mann, der eine Gelegenheit, ſich

wieder in den Beſitz ſeiner Freiheit zu bringen, unverſucht vorüberſtreichen ließ. Deshalb kehrte er ſich nicht an das Geſchrei ſeines Verfolgers, der auf Unterſtützung aus dem Wohnzimmer her zu rechnen ſchien, ſondern bemühte ſich, trotz der Finſterniß, die in der Hausflur herrſchte, die Hinterthür zu erreichen, von wo er ſich wieder in den Wald zu flüchten gedachte. Er erraffte auch wirklich einen hölzernen Riegel, womit man auf dem Lande die Seitenthüren zu verſehen pflegt, und glitt über eine Schwelle, allein die Dunkelheit, die ihn hier noch unverändert umgab, der weiche Fußboden und der Geruch überzeugte den Wachtmeiſter, daß er ſich in einem Stalle befand. Zum Glück waren es keine Gänſe, die er aus ihrem Schlafe emporſcheuchte, ſonſt würde ihn jenes durchdringende Geſchrei empfangen haben, welches einſt das Kapitol rettete und noch heute den Gänſediebſtahl zu einer mißlichen Aufgabe macht, ſondern friedliche Ziegen, zu denen er ſich geſellte. Er tappte einige Fuß vorwärts und ſeine gehörnten Gaſtfreunde ließen ihn durch ihre Mitte paſſiren, ohne ein verrätheriſches Meckern laut werden zu laſſen. Entweder aber hatte der Stall keinen Ausgang nach außen, oder Bayer fand ihn nicht auf, der Flüchtling war gezwungen zu bleiben und den Verlauf der Dinge abzuwarten. Er hörte bald, daß mehrere Perſonen aus der Stube traten, das Licht ſchimmerte durch die Fugen der Thür-

gewände, man forderte den Entflohenen auf, herzu zu kommen und durchſtöberte alle Winkel der Hausflur. Der Wachtmeiſter aber fürchtete nicht, daß ſich ſeine Lage ſehr verſchlimmern könnte durch die Schweigſamkeit, die er zu beobachten für gut fand, und hegte noch immer eine ſchwache Hoffnung, daß ihn irgend ein Zufall befreien werde.

Er hatte die Thür ohne Geräuſch hinter ſich angelehnt, und da es ihm unmöglich war, einen Ausgang zu entdecken, ſo ſuchte er einen Schlupfwinkel, in welchem er ſich verbergen könne, wenn man den Stall eröffne. Eine Krippe war es, auf welche er traf, in der er mehrere Bündel Heu bemerkte, die man dort hingeworfen hatte, um ſie den Ziegen bei ihren Mahlzeiten zuzutheilen. In dieſe Krippe ſtieg er und ſo unbequem ihm auch das Lager ſein mochte, er ſtreckte ſich der Länge nach in derſelben aus und bedeckte ſeinen Körper mit Heu.

Kaum hatte er ſeinen Platz eingenommen und die grüne Decke über ſich hingebreitet, als die Thür aufgethan ward und ein Mann, einen flammenden Kienſpahn in der Hand, in den Stall trat. Ihm folgten mehrere Perſonen und darunter die des Förſters, der große Sorge trug, daß man ihm das Haus in Brand ſtecken werde, wenn man nicht mit aufmerkſamer Vorſicht mit dem Kienſpahne umgehe, deſſen Funken in die dürre

Waldſtreu herab zu fallen drohten. Man beleuchtete den engen Raum und der Jäger verſicherte den Soldaten, daß ſich kein Menſch in dem Stalle verſtecken könne, ohne daß er ſogleich ſichtbar ſein müſſe.

„Nichts als die kahlen vier Wände und meine Ziegen,“ — ſagte er. „Ein einziger Blick kann Euch überzeugen, daß Ihr auf der falſchen Fährte ſeid. Vielmehr glaube ich, daß der Mann, welcher der Wache entwichen iſt, neben derſelben wieder aus dem Hauſe ſchlüpfte.“

„Ich habe die Thür beſetzt gehalten, das war unmöglich!“ entgegnete eine andere Stimme.

Der Kienſpahn flackerte zu ſehr, um ein deutliches Licht auf die Krippe zu werfen. Die Soldaten hätten ſich gewiß nicht länger mit der Durchmuſterung des Stalles abgegeben, wenn ſie nur irgend eine Vermuthung abgezogen hätte. Allein das Verſchwinden des Gefangenen war gar zu räthſelhaft und kein Ort weiter denkbar, wohin er ſich verborgen haben konnte, deshalb wollten ſie nicht weichen.

„Was iſt denn auch an dem Burſchen verloren,“ beruhigte der Förſter ſeine Begleiter, „was hat er verbrochen? Er ſchlich um das Haus und ſchielte durch die Fenſter. Vielleicht Einer meiner Buſchläufer oder Holzſpalter, der mir einen Beſuch abſtatten wollte und

ſich die helle Beleuchtung meiner Wohnung und die Gegenwart ſo vieler Herren nicht erklären konnte."

„Meine Hand iſt von Blut befleckt worden und der Mann war ſo furchtſam und ängſtlich, als ich ihn packte, daß wir gewiß einen wichtigen Fang gethan hätten, wär' er uns nicht mit dieſer unbegreiflichen Schlauheit entwiſcht," erwiederte die Wache.

„Was ſagſt Du, Dummkopf? Aengſtlich, furchtſam? Ich?" ließ ſich zum Erſtaunen der Anweſenden eine tiefe Stimme aus dem Hintergrunde vernehmen und das Heu, welches der Wachtmeiſter über ſeinen Körper geſtreut hatte, flog über die Krippe herab, den genäſchigen Ziegen eine ſehr willkommene Entſchädigung für den Einbruch in ihre Behauſung. „So reicht mir die Hand, daß ich mich aus dieſer widerlichen Klemme hervormache. Furchtſam — Du biſt ein Lügner, wenn Du das behaupteſt und Du wirſt nicht gut mit mir fahren, ſobald Du Deine alberne Erzählung wiederholſt."

Der Wachtmeiſter ſprang aus der Krippe herab und nachdem die Soldaten ihrer Betroffenheit Herr geworden waren, umringten ſie ihn und erklärten ihn für ihren Gefangenen.

„Das iſt ſo unnöthig, als meine Flucht vor Euch. Draußen war es finſter und ich erkannte Eure Uniform nicht eher, als bis Ihr in den Stall tratet, wo es mir noch ſauer genug worden wäre, hätte ich nicht an

Eurer Sprache gehört, daß Ihr Kaiſerliche ſeid. Wißt, ich hielt Euch für Preußen, und da ich ſo eben einen ihrer Offiziere darnieder geſchlagen hatte, daß er wohl das Aufſtehen vergeſſen wird, und ich überdies an der Schulter verwundet bin, ſo wollte ich mich ferneren Verdrießlichkeiten entziehen, bei welchen der Vortheil nicht auf meiner Seite geweſen ſein würde."

„Und wer ſeid Ihr?" fragte Einer der Oeſterreicher. „Wo ſtehen die Preußen? Und wie geriethet Ihr mit dem Offizier zuſammen, da Ihr doch, Eurer Tracht nach, kein Soldat ſeid?"

„Wo die Preußen ſtehen," verſetzte Bayer, ſich das Heu abſchüttelnd, welches ſich an ſeinen Rock angehängt hatte, „das ſollt Ihr bald genauer erfahren, wenn Euer Anführer ſo viel Muth hat, um einen tapfern Handſtreich zu wagen. Es ſind ihrer kaum eine halbe Kompagnie von den Feinden und ſie übernachten in Munsheim, eine halbe Stunde von hier. Ich bin der Wachtmeiſter Bayer von den ſächſiſchen Kuiraſſiren: Regiment Prinz Xavier," fuhr der Redner nicht ohne einigen Stolz fort, „und der Hauptmann, dem ich den Kopf geſpalten habe, wie ich hoffen darf, wollte mich feſtnehmen, weil ich vor etwa drei Jahren den kurſächſiſchen Fahnen den Vorzug vor den preußiſchen Standarten gab. Jetzt denke ich, habe ich Eure Neugierde indeß befriedigt und ſo laßt uns denn aus dem

Stalle gehen, damit ich mir meine Wunde an der Schulter verbinden kann, die doch anfängt, ſich beſchwerlich zu machen."

Der Jäger nahm ſeinen Landsmann mit um ſo aufrichtigerer Freude auf, als dieſer bei dem Regimente diente, zu welchem der junge Baron gehörte. Die Oeſterreicher behandelten den Wachtmeiſter als ihren Kameraden und führten ihn in das Wohnzimmer, um ihn zu der Abendmahlzeit zu ziehen, die durch ſeine Ankunft unterbrochen worden war. Die Wunde in der Schulter ward zuvor von einem alten Soldaten unterſucht, der an ſeinem eigenen Körper recht ſchätzbare chirurgiſche Erfahrungen geſammelt hatte, die Blutung durch einfache Mittel geſtillt und ein Verband angelegt. Dann ſetzte man ſich zu Tiſche und Bayer war mit der Sinnesart ſeiner Bundesgenoſſen bekannt genug, um erſt nachdem die Vorräthe aufgezehrt waren, die der Förſter ſeinen Gäſten bieten konnte, von ernſteren Dingen zu ſprechen und ſie an das Geſchäft zu mahnen, bei welchem er auf ihre Theilnahme rechnete.

„Wer commandirt Euch und wie viel Leute bringen wir zuſammen, um den Preußen in Munsheim einen Beſuch abzuſtatten!" Es fand ſich, daß ſechzehn Mann im Jägerhauſe waren. Die Offiziere mit dem größten Theile der Kompagnie befanden ſich in einem Dorfe, welches eine Stunde hinter dem Walde lag. Mit dieſer

kleinen Anzahl ließ ſich allerdings nichts ausrichten, wenn auch der Wachtmeiſter im Stande geweſen wäre, die Oeſterreicher zu einem Ueberfalle zu bereden. Man entſchied daher, daß ein Bote an den kaiſerlichen Hauptmann abgefertigt würde, um dieſen von der Gegenwart der feindlichen Truppe in Kenntniß zu ſetzen. Aber Bayer verſprach ſich nur geringen Erfolg von der Sendung. Er entſchloß ſich, ſelbſt in's Quartier des Befehlshabers zu gehen, um dieſen um jeden Preis zu vermögen, die Preußen noch im Laufe der Nacht zu überrumpeln, denn es war ihm ſehr wahrſcheinlich, daß ſeine Gewaltthat Maßregeln zu Folge gehabt hätte, die den Beſitzer von Munsheim oder ſein Eigenthum gefährdeten.

Einer der Oeſterreicher begleitete ihn und der Wachtmeiſter ließ ſich weder durch den herabſtrömenden Regen, noch durch die Blitze, die den Horizont nach allen Richtungen durchkreuzten, abhalten, ſeinen Weg ſogleich anzutreten. Die Nachricht von dem glänzenden Siege bei Kunnersdorf, die er eben jetzt im Jagdhauſe empfangen hatte, gab ihm die Hoffnung, daß es keine Schwierigkeiten haben würde, den öſterreichiſchen Hauptmann zu einem Unternehmen zu bereden, deſſen Erfolg unzweifelhaft war. Uebt doch die Kunde eines Triumphes auf alle Mitglieder eines Heeres jenen befeuernden und ermuthigenden Einfluß aus, der oft mächtiger wirkt und

umfaſſendere Reſultate erzeugt, als der Sieg ſelbſt. Unfälle machen eine Truppe ſchüchtern, glückliche Kämpfe hauchen ihr Zuverſicht und Selbſtvertrauen ein.

Bayer verließ das Forſthaus kurze Zeit vor Mitternacht. Er hoffte vor erwachendem Tage mit einem Kommando in Munsheim einzutreffen und die Preußen im Morgenſchlafe zu überraſchen.

Die Soldaten, die im Jägerhauſe lagen, blieben munter, um in jedem Augenblicke bereit zu ſein, ſich der Truppe anzuſchließen, mit welcher der Wachtmeiſter zurückkehren ſollte. In zwei Stunden konnte man ihrer Ankunft entgegenſehen, allein die hölzerne Wanduhr des Jägers zeigte bereits die dritte Morgenſtunde an und noch immer ließ ſich nichts vernehmen. Die Oeſterreicher ermüdeten in ihrer Aufmerkſamkeit und ſtreckten ſich auf die Bänke, oder auf den Fußboden nieder, um ihre Ruhe nicht nutzlos aufzuopfern.

„Jetzt hat ſich der Regen verzogen, der Tag dämmert und es wäre die höchſte Zeit aufzubrechen,“ ſprach Einer der Soldaten und rückte ſich den Torniſter unter den Kopf, „ſonſt treffen wir ein leeres Neſt, wenn wir kommen.“

„Der Hauptmann hat im Schlafe gelegen,“ bemerkte der Veteran, der Bayer's Wunde verbunden hatte. „Wer weiß, ob man den Wachtmeiſter mit ſeiner Angelegenheit nicht auf den Morgen verwieſen hat.“

„Der Sachſe ſcheint mir nicht der Mann zu ſein, der ſich ſo leicht beruhigen und ſeine Sachen auf die lange Bank ſchieben läßt," erwiederte der vorige Redner. „Ich denke, er wird den Hauptmann wohl aus den Federn gelärmt haben."

„Und dann iſt es die Frage, ob man für angemeſſen gefunden hat, ſeinen Vorſchlägen Folge zu leiſten," ſagte der alte Soldat gleichmüthig. „Das Wetter war ſehr ungünſtig, die Wege ſtehen voll Waſſer und nach einer guten Mahlzeit iſt die Ruhe ſüß." So wenig der jüngere Kriegsmann den Anſichten des älteren Kameraden beipflichten wollte, ſo ſchien der Erfolg doch die Meinung des Veteranen zu beſtätigen, für welchen Trägheit und Bequemlichkeitsliebe keine neuen und unerhörten Hinderniſſe des öſterreichiſchen Heeres waren. Der Zeiger der Uhr hatte ſeinen Umkreis abermals vollendet und es ſchlug die vierte Stunde, ohne daß ſich etwas begab. Die Soldaten waren endlich alle entſchlafen, auch der Jäger hatte ſein Lager aufgeſucht, und im Walde wurden die Vögel mit ihrem Geſange lebendig, denn die Sonne nahte.

Wenn ſchon die kleine Truppenabtheilung im Forſthauſe einige Ungeduld empfunden hatte, da ſich das kriegeriſche Unternehmen ſo lange verzögerte, ſo befand ſich der Wachtmeiſter Bayer zu derſelben Zeit in einer noch viel mehr aufgeregten Stimmung. Als er in das

Dorf gelangte, von Schweiß und Regen triefend, wollte ihn die Ordonnanz des Hauptmanns nicht anmelden. Wie dringend auch der Sachſe ſeine Sache vorſtellte, ſo hütete der dienſtthuende Unteroffizier doch den Schlaf ſeines Befehlshabers viel zu ſorgſam, als daß er geſtattete, die Ruhe eines Mannes zu ſtören, der das ausdrückliche Gebot ertheilt hatte, ihn vor Tagesanbruch mit Dienſtangelegenheiten nicht zu behelligen. Alle Verſuche, den Oeſterreicher zu einer Meinungsänderung zu bewegen, waren fruchtlos und Bayer ward unwiderruflich für den nächſten Morgen beſchieden, ganz wie es der Veteran vermuthete. Gezwungen, von ſeinem Vorhaben abzuſtehen, faßte der Wachtmeiſter einen andern Plan. Er wollte ſo raſch als möglich in's Forſthaus zurückkehren und den dort übernachtenden Soldaten den Befehl zum Aufbruche überbringen. Konnte er ſich mit dieſer Mannſchaft bis in das Herrenhaus von Munsheim ſchleichen und dies in Beſitz nehmen, bevor die Preußen es verhinderten, ſo war ſein Zweck erreicht und der Freiherr gegen jede Beleidigung des feindlichen Corps ſicher geſtellt.. Daß das Schloß gegen eine Ueberzahl mit Glück vertheidigt werden konnte, ſah er recht wohl ein, und er würde dieſen zweiten Plan ohne Weiteres ausgeführt haben, hätte er nicht an der Willfährigkeit und Leichtgläubigkeit der Leute gezweifelt, die er zu täuſchen gedachte. Doch

blieb ihm dieſer Verſuch noch immer als letztes Mittel übrig und da er den Hauptmann nicht ſprechen durfte, ſo erkundigte er ſich nach den Quartieren der übrigen Offiziere. Ein Lieutenant ſchien bei der Kompagnie in beſonderer Gunſt zu ſtehen. Bayer ließ ſich in ſeine Wohnung geleiten und weckte ihn.

Der Lieutenant war ein junger Mann von raſchem Weſen. Während ihm der Wachtmeiſter ſeine Erzählung vortrug, kleidete er ſich an, und der Sachſe bewunderte die biegſame und kräftige Geſtalt des Offiziers, die alle Eigenſchaften zu beſitzen ſchien, ſowohl um einen ſchönen Soldaten im Aeußern zu repräſentiren, als auch die Strapatzen eines Feldzuges mit Leichtigkeit auszuhalten.

Als der Wachtmeiſter ſeinen Bericht geendet, war auch der Lieutenant bereits ſo vollſtändig in ſeiner Uniform und in ſeinen Waffen, daß er aufbrechen konnte, um ſich mit dem Hauptmanne in Einverſtändniß zu ſetzen.

„Wenn ich irgend Etwas über den Kommandanten der Kompagnie vermag,“ verſicherte er dem Sachſen, ohne ſich in lange Erklärungen einzulaſſen, „ſo werden in einer Stunde funfzig Mann auf den Beinen ſein, um mit Euch nach Munsheim zu ziehen.“

„Ich vertraue ganz auf Ihren Eifer, mein Herr Lieutenant,“ erwiederte Bayer, „und ich glaube Ihnen

die Urſachen bemerkich gemacht zu haben, die eine beſondere Eilfertigkeit erfordern."

Der Offizier nickte mit dem ſchwarzen Lockenkopfe, dem der Zopf natürlich, nach der Sitte jener Zeit, nicht fehlte, drückte ſich ſeinen Hut tief in die Stirn und begab ſich zum Hauptmann, um ſich von ihm die Erlaubniß für das Unternehmen auf Munsheim zu erbitten.

Die Ordonnanz konnte dem Offizier den Eintritt nicht verweigern und wenn ſich auch die Verhandlung mit dem Hauptmanne nicht ſo raſch beendigen ließ, als es der Lieutenant und noch weit mehr der Wachtmeiſter wünſchte, ſo bewies doch der Befehl, daß die Hälfte der Kompagnie unter die Waffen treten ſollte, der nach einiger Zeit ertheilt ward, der Angriff auf die Preußen ſei genehmigt.

Mit ängſtlichem Auge beobachtete Bayer den Himmel, während die Oeſterreicher ſich zum Abmarſche bereiteten. So willkommen ihm auch die heitere Witterung ſein mochte, die jetzt an die Stelle einer wilden Gewitternacht trat, ſo brannte ihm doch der Boden unter den Füßen, als das Licht der Sterne erloſch, um der Tageshelle zu weichen. Er erſtickte die Flüche der Ungeduld zwiſchen ſeinen Zähnen, da die Schnelligkeit der Truppe, mit welcher er aufbrechen wollte, weit hinter ſeinen billigen Erwartungen zurückblieb, und fand

nur einigen Troſt in dem Charakter des Lieutenants, der den Zug befehligen ſollte. Der junge Offizier entwickelte ſo viel militairiſchen Scharfſinn und Eifer, daß der Sachſe ein feſtes Vertrauen zu ſeinem Muth und ſeiner Geſchicklichkeit faßte. Auch ſchien der Lieutenant den Aerger des Wachtmeiſters hinſichtlich der behaglichen Trägheit ſeiner Leute zu theilen, obſchon er nichts hierüber verlautbaren ließ, ſondern ſich begnügte, durch ſeine Thätigkeit die Langſamkeit in Eile zu verwandeln.

Der Hauptmann muſterte zum Beſchluſſe noch die Schaar, die nach Munsheim ausrücken ſollte, der Lieutenant gab dem Sachſen einen Degen und ein Paar Piſtolen, da er wohl errieth, daß dieſer den Zug nicht als müſſiger Zuſchauer zu begleiten gemeint war, und gegen die vierte Morgenſtunde ſetzte ſich die Kolonne in Bewegung.

Der Lieutenant hatte kaum das Dorf und den Hauptmann hinter ſich, als ein ganz anderer Geiſt in die Truppe zu kommen ſchien. Das Corps ward ſelbſtändig und lebendig. Man ging mit Eilſchritten vorwärts, die Mannſchaft ſtimmte ihre nationalen Lieder an und ſuchte ſich den Weg durch fröhlichen Geſang abzukürzen. In wenig Minuten war der Wald erreicht und hier theilte ſich der Pfad.

„Wir könnten eine Seitenbahn einſchlagen," erklärte Bayer dem jungen Anführer, „auf welcher wir freilich

das Forſthaus nicht berühren, dafür aber ſchneiden wir den Preußen die Straße nach Dresden ab. Da ſich unſer Abmarſch während der Nacht nicht bewerkſtelligen ließ, ſo bin ich nicht mehr ſicher, ob wir die Feinde noch in Munsheim antreffen. Auf dem Wege zur Linken jedoch müßten wir auf ſie ſtoßen, wenn ſie auch bereits ausgerückt ſein ſollten, und Sie hätten nur zu bedenken, ob Sie ſich ohne die Verſtärkung aus dem Forſthauſe den Preußen gewachſen fühlen."

„Ihr gabt mir ihre Zahl auf Funfzig bis Sechzig an, Wachtmeiſter," verſetzte der Lieutenant. „Wäre die Nachricht begründet, ſo wollt' ich's wohl mit ihnen aufnehmen. Die Burſche, an deren Spitze wir uns befinden, ſind ſo brav, daß ich meine Rechnung nicht gar genau zu machen brauche."

„Nicht mehr, Herr Lieutenant, als ich Ihnen ſagte, nicht mehr rückten in Munsheim ein," entgegnete der Sachſe und der Lieutenant ließ zur Linken abſchwenken.

Die Hohlwege waren von dem Regenguſſe der letzten Nacht unterwühlt worden. Von den Bäumen und Sträuchern perlten noch die Tropfen, mit denen ſie der Himmel überſchüttet hatte, und der Wald ſah ſo grün und friſch aus, wie am Schöpfungsmorgen. Der Häher ließ ſein eintöniges Geſchrei in den Gipfeln der Fichten erſchallen, der Specht klopfte mit ſeinem Schnabel an die Rinde der Kiefern, um das Gewürm aus ſeiner

ſicheren Wohnung zu ſcheuchen, die Sonne warf ein ſchönes wechſelvolles Licht durch das Laubgewölbe der Eichen und Buchen, die Soldaten aber blickten wenig um ſich und die Herrlichkeit der Natur ging für ſie verloren.

Deſto aufmerkſamer ſchauten ſie auf ihren Weg, um den Waſſerbächen auszuweichen, die im Gleiſe abſtrömten, und deſto flinker ſetzten ſie ihren Marſch fort.

„Wenn wir die Höhe erreicht haben,“ ſprach Bayer und deutete auf einen Hügel, der vor dem Angeſichte des Zuges lag, „ſo iſt die Straße gewonnen, auf welcher die Preußen von Munsheim heraufziehen.“

„Ich werde meine Maßregeln darnach ergreifen,“ erwiederte der Offizier.

„An den Spuren des Weges würden wir auch gleich erkennen, ob uns die Feinde zuvorgekommen ſind,“ fuhr der Sachſe fort.

„Dank dem Gewitter dieſer Nacht! Es kann kein flüchtiges Reh über den feuchten Boden jagen, ohne ihm ſeine Fährte einzuprägen,“ beſtätigte der junge Offizier.

„Und hätten uns die Preußen überholt, ſo gält' es noch immer den Verſuch, ihnen nachzuſetzen,“ fügte er ſeiner Bemerkung nach einer Weile hinzu.

„Wahrhaftig, ich bin auf den rechten Mann geſtoßen!“ entgegnete der Wachtmeiſter mit Wärme. „Als ich in meiner Bedrängniß zu Ihnen meine Zuflucht

nahm, durfte ich kaum hoffen, ſo vieler Bereitwilligkeit zu begegnen!“

„Nur ich bin Euch zu Danke verpflichtet, indem Ihr mir die Gelegenheit gezeigt habt, mit dem Feinde zuſammen zu treffen,“ erwiederte der Andere und ſchritt mit behendem Fuße vorwärts.

„Dies alſo iſt der Weg, den Ihr „die Straße“ nennt,“ ſagte der Offizier mit einem leichten Lächeln, als der Zug an einen ſchmalen Paß gelangte, der gerade nichts weiter als frei von Bäumen war und ſtatt deſſen tiefe Löcher und dazwiſchengeworfene Steinklumpen enthielt, die eher als Hinderniſſe für das Fuhrwerk gelten, als ſeine Bewegung befördern konnten.

„Man ſagt ſo,“ verſetzte Bayer und betrachtete den Lehmboden des Pfades mit großer Genugthuung, denn er war nur von wenigen Fußtritten bezeichnet. Eine Truppenabtheilung war ſeit der Nacht gewiß nicht über dieſen Weg gegangen und es blieb kein Zweifel, daß man den Preußen in Munsheim ſelbſt oder auf der Straße dorthin begegnen mußte.

Der Lieutenant gab ſeinem Zuge jetzt eine andere Eintheilung und Geſtalt. Er breitete ihn zu beiden Seiten des Weges aus, ſandte einige Mann voran mit der Weiſung, ſogleich zurückzukehren, wenn ſie die herannahenden Preußen gewahr würden, die Geſänge, die bisher hier und da durch die Schwierigkeiten des Pfades

unterbrochen worden waren, verſtummten und der Hauſe machte ſich fertig, mit dem Feinde handgemein zu werden, ſobald ſich ſein erſter Poſten zeigte.

Der Krieg hat ſo viel Verwandtes mit der Jagd, daß unſere tapferen Vorfahren außer dieſen beiden Beſchäftigungen, wovon ſie die eine als Beruf, die andere als Erholung und Vergnügen, beide aber gleich eifrig betrieben, keine höhere Ergötzlichkeit kannten. Als die Oeſterreicher, die Feuerröhre geſpannt, die Taſchen mit Patronen gefüllt, den Berg hinabſtiegen, der ſich gegen das Thal von Munsheim abdachte, glichen ſie ganz einer Schaar von Jägern, die ein Rudel Wild überraſchen will. Lebendige Aufmerkſamkeit in allen Geſichtern, die Hand am Schloſſe des Gewehrs, blitzende Augen, deren Blicke die Reihen der Bäume durchdrangen, aus welcher Schatten die Feinde heraufkommen ſollten, und raſches geräuſchloſes Vorwärtsſchreiten.

Am Ausgange des Waldes erwarteten die vorausgeſandten Poſten den Zug. Ein offener Weg führte von hier nach Munsheim hinab, deſſen Häuſer ſich im langen Kranze am Fuße des Berges hinabſtreckten. Auch das Schloß war deutlich zu erkennen, ein lieblicher Mittelpunkt der Landſchaft.

„Ich habe mich nicht getäuſcht, es iſt etwas Ungewöhnliches im Herrenhauſe vorgefallen," ſagte der Wachtmeiſter, nachdem er die Gegend überblickt hatte.

„Und woraus wollt Ihr das erkennen?“ fragte der Offizier.

„Bemerken Sie nicht, daß aus allen Gehöften und Hütten der Rauch der Morgenfeuer emporſteigt?“ antwortete Bayer. „Nur über dem Herrenhauſe ſchwebt auch nicht die dünnſte Wolke.“

Der Offizier beſtätigte die Wahrnehmung des Wachtmeiſters und berieth mit ihm, ob man die Ankunft der Preußen im Walde erwarten, oder das Dorf beſetzen und das Schloß einnehmen wolle.

„Es geleitet ein verſteckter Weg nach dem Gehölze hinter dem Herrenhauſe und von dort in's Schloß. Ich meine, wir gehen auf ihm hinab und überraſchen die Feinde vor ihrem Abmarſche.“

Der Vorſchlag wäre vielleicht zur Ausführung gebracht worden, hätten ſich nicht in dieſem Augenblicke die vorderſten Glieder eines Zuges gezeigt, der ſo eben das Dorf verließ. Dieſer Umſtand gebot ein von Bayer's Plane verſchiedenes Verfahren.

Der Lieutenant zog ſeine Mannſchaft nicht aus dem Gebüſche heraus, ſondern beſetzte mit derſelben den Eingang und die Linien des Waldweges von beiden Seiten. Er wollte den Zug erſt vollſtändig in das Gehege eindringen laſſen und ihn überfallen, wenn er umzingelt wäre. Die Oeſterreicher verbargen ſich hinter den Bäumen und in dem Geſtrüppe. Sie erwarteten

das Zeichen zum Angriffe. Indeſſen rückte die feindliche Kolonne aus dem Dorfe hervor und betrat das freie Feld.

Ihr Marſch war ſehr langſam, weil er mit mehreren Wagen beſchwert war, deren Zweck ſich der Wachtmeiſter nicht erklären konnte. Wohl wußte er von einem Wagen, mit welchem die Preußen geſtern nach Munsheim gekommen, aber da ihm die Vorfälle fremd geblieben waren, die ſich ſeit ſeiner Flucht ereignet hatten, ſo war ihm das Erſcheinen von drei anderen Fuhrwerken ein Räthſel.

„Ihr habt die Anzahl der Feinde völlig richtig angegeben,“ ſagte der Lieutenant zu dem Sachſen. „Funfzig Mann, ohne was zum Troß gehört.“

„Irre ich mich nicht, ſo führen die Preußen Gefangene mit ſich,“ antwortete der Wachtmeiſter. „Unter der Nachhut erblick' ich einige Unbewaffnete.“

„Sie ſollen bald frei ſein,“ verſetzte der Offizier.

„Und der Präſident geht in ihrer Mitte,“ fuhr Bayer fort. „Man hat ihm nicht einmal erlaubt, ſich ſeiner Pferde zu bedienen.“

Während der Pauſe, die auf dies Geſpräch folgte, näherten ſich die Preußen dem Walde bis auf Schußweite. Der Weg, der ſich hier gegen den Berg etwas erhob, und welcher auch bei trockenem Wetter einer Kunſtſtraße nicht im Entfernteſten glich, war durch das ablaufende Waſſer in einen noch traurigeren Zuſtand verſetzt worden. Kaum vermochten es die Pferde, die

Wagen über den Hügel hinauf zu bringen, obſchon die Soldaten ſelbſt Hand anlegten, das Stocken des Marſches zu verhindern. Die Anſtrengung, welche dies erforderte, veranlaßte zugleich, daß die Feinde den Wald ohne weitere Vorſicht betraten.

Zuerſt kamen zwölf bis ſechzehn Soldaten, die Augen beſtändig rückwärts gewendet auf die Fuhrwerke, die ihnen nachfolgten. An dieſe ſchloß ſich eine Abtheilung von ohngefähr gleicher Stärke an, die ihre Waffen auf die Wagen geworfen hatte und aus deren beſchmutzten Kleidern man die Unterſtützung ermeſſen konnte, die ſie den Speichen der Räder hatten angedeihen laſſen. Endlich rückte die Nachhut in das Gehölz, die Gefangenen umringend und langſam fortſchlendernd, daß ein mäßiger Zwiſchenraum zwiſchen ihr und den Wagen blieb.

Kaum hatte der Wald den Zug aufgenommen, ſo wirbelte die öſterreichiſche Trommel und ein unregelmäßiges Gewehrfeuer krachte aus dem Gebüſche. Die Schüſſe wurden bei der unmittelbaren Nähe beider feindlichen Parteien um ſo verderblicher für die Preußen, als die Oeſterreicher Zeit gehabt hatten, ihre Röhre mit Muße zu richten und jeder Kugel ihr gewiſſes Ziel zu geben. Aus dem Pulverdampfe ſtürzten ſie ſich alsdann hervor und ſchlugen mit ihren Gewehrkolben auf die Preußen, die in ſolcher Verwirrung kaum wußten, wo-

hin ſie ſich zuerſt wenden ſollten. Die Pferde vor den Wagen wurden ſcheu, denn ſie waren mit ihren Lenkern verwundet worden. Geſchrei von weiblichen Stimmen erſcholl und trotz des erbitterten Kampfes, der ſich jetzt entwickelte, drängte ſich der Freiherr, auf welchen Niemand mehr achtete, an einen der bedeckten Wagen hin, um ſeiner Tochter zu Hilfe zu eilen. Mann focht gegen Mann, vergebens bot der Offizier den Ueberfallenen Pardon, Niemand hörte ihn, ein Jeder rang um ſein Leben, denn ein Jeder hatte ſeinen Gegner gefunden.

Die Kugeln aber hatten die Reihen der Preußen allzuſehr gelichtet, als daß der Streit nicht bald hätte entſchieden ſein müſſen. Auch in dieſem Augenblicke jedoch bewährten ſie die kaltblütige Unerſchrockenheit und Kriegserfahrung, welche die Heere Friedrichs II. oft dem gewiſſen Untergange entriß, wenn in Anderer Augen Alles verloren ſchien. Die zerſtreuten Kämpfer erkannten recht wohl, daß hier nicht für den Sieg, ſondern höchſtens für die Möglichkeit des Rückzugs zu fechten ſei. Allein ſie zogen ſich von allen Seiten her, ſo Viele ihrer noch übrig waren, bei den Wagen zuſammen, brauchten dieſe alsdann als Stützpunkt und ſuchten den Angriff der Oeſterreicher auszuhalten, bis ſie ſich ſtark genug fühlen würden, hindurch zu brechen und ſich einen Weg durch ihre Feinde zu bahnen. In geſchloſſenen Gliedern, das Bayonett aufgepflanzt, drängten

ſie ſich gegen die ſchwächſte Seite der Schaar vor, von welcher ſie umringt wurden. Der Weg aber war etwas niedriger, als der geränderte Boden, auf welchem die Oeſterreicher ſtanden, und gab dieſen einen neuen Vortheil. Der Lieutenant, der die Abſicht der Feinde erkannte, zog ſeine Maſſen dichter zuſammen, und nachdem der erſte Verſuch der Preußen, ſich einen Paß zu eröffnen, zurückgeſchlagen worden war, verdoppelten ſich die Reihen um ſie her, um ihnen das Entkommen noch mehr zu erſchweren.

„Nehmt Pardon!" rief ihnen der Offizier zu, indem ſich die Waffen beider Parteien kreuzten und man Stoß mit Stoß, Schlag um Schlag erwiderte.

„Gebt Raum zu freiem Abzug!" antworteten die Preußen und behaupteten ihre verzweifelte Stellung.

Eine Kugel ſtreckte einen der feindlichen Soldaten nieder, der auf den vorderſten Wagen geklettert war, um dort ſein Gewehr zu laden. Die Oeſterreicher, die außerhalb der Linie ſtanden, hatten ſich wieder ſchußfertig gemacht, und richteten ihr Feuer auf den kleinen Haufen, der die Hoffnung noch immer nicht fahren ließ, die öſterreichiſchen Glieder zu ſprengen und ſich einen Ausweg zu erzwingen, als der Lieutenant plötzlich ein weißes Tuch an ſeinen Degen bohrte und dies ſchwenkend: „Waffenſtillſtand" rief.

Die Preußen waren durch die unerwartete Wendung

ihres Geſchicks nicht minder überraſcht, als ihre Gegner, die eben im Begriffe ſchienen, die vollſtändige Niederlage des Feindes zu vollenden. Beide Parteien gehorchten dem Rufe und das Getümmel verſtummte. Die Preußen aber, ohne der Veranlaſſung lange nachzuforſchen, die ihnen in dem Augenblicke der äußerſten Gefahr einen Pfad der Rettung zeigte, rückten vor und benutzten die dargebotene Ruhe, ſich von dem Wagen hinweg in den Wald zu flüchten. Der öſterreichiſche Offizier ließ ſie unangetaſtet den Platz räumen, und ſandte ihnen dann eine Abtheilung ſeiner Leute nach, weniger, um die Feinde zu verfolgen, als zu beobachten, wohin ſie ihren Weg nahmen.

Die Urſache, die den öſterreichiſchen Offizier dazu vermochte, den Kampf, ſo günſtig für die Seinen, plötzlich aufzugeben, war in den Wagen zu ſuchen, um welche ſich das Gefecht concentrirt hatte. Kaum erſchollen nämlich vorhin die Töne der Trommel, durch welche der Lieutenant ſeiner Mannſchaft das Zeichen zum Angriffe gab, als die Pferde, die den erſten Wagen daherſchleppten, ſich wild emporbäumten und mehrere Kugeln durch das dünne Verdeck der Kutſche ſchlugen, unter welchem das Fräulein von Zedlow mit ihren Begleiterinen ſaß. Die Tochter des Oberſten, bis dahin ganz in ihren Schmerz verſunken, fuhr haſtig auf, und traf mit dem Kopfe ſo heftig gegen einen der hölzernen

Rahmen, daß ſie bewußtlos auf das Kiſſen zurückſank. Mathilde hingegen ſchrie um Hilfe und ihre Zofe vereinigte ihre Stimme mit dem gellenden Angſtrufe der Herrin. Der Freiherr achtete auf keine Gefahr, ſondern ſtürzte nach dem Wagen hin, aus welchem ein Laut zu ihm drang, der den Weg zu ſeinem Herzen nicht verfehlen konnte. Es gelang ihm unter dem Beiſtande Bayer's, welcher ſeine Perſon eben ſo rückſichtslos preis gab, die Stränge der Pferde zu durchſchneiden, ſeine Tochter aber aus dem Wagen zu ziehen, war unmöglich. Denn kaum ſchickte er ſich dazu an, als ihn das Handgemenge nöthigte, von einem Platze zu weichen, der unmittelbar darauf der Mittelpunkt des Gefechts ward.

So lange nicht Kugeln mit den Preußen mehr gewechſelt wurden, war keine unmittelbare Gefahr für die Inſaſſen des Wagens vorhanden. Als aber das Gewühl mörderiſcher ward, als ſich einzelne Gewehre der Oeſterreicher von Neuem entluden, um den Kampf mit Säbeln und Bayonetten abzukürzen, und endlich ein Schuß den Soldaten zu Boden riß, der auf den Bock des Wagens geklettert war, konnte der Freiherr dem Gefechte nicht länger zuſchauen, ohne einen Verſuch zu machen, ſein Kind aus der gräßlichen Lage zu befreien.

Er hatte den Offizier aus den Reihen der öſterreichiſchen Soldaten herausgefunden und indem er ihm

das Taſchentuch darreichte, rief er ihm mit dem beredteſten Ausdrucke ſeiner Stimme zu:

„Gebieten Sie Waffenſtillſtand, um der Angſt eines Vaters willen! Meine Tochter — dort!“

Er deutete dabei mit der Hand nach dem Wagen und obſchon dieſer verſchloſſen war und ſich die Perſonen in demſelben in die äußerſten Winkel der Kutſche gepreßt hatten, ſo begriff der Lieutenant doch ſogleich, warum es ſich handelte und rief, das Tuch an ſeinen Degen ſpießend, den Waffenſtillſtand aus, der von den Ueberfallenen ſo bereitwillig genehmigt ward, als er ihnen zum Vortheil gereichte.

Nachdem die Preußen abgezogen waren und man die Gelegenheit, den Reſt derſelben zu Gefangenen zu machen, aufgeopfert hatte, blieben die Sieger auf dem Kampfplatze ſtehen, um die Verwundeten aufzuheben, und die erbeuteten Wagen zu ihrer Wegführung zu verwenden. Die nur leicht Verletzten waren dem Truppe gefolgt, welcher dem Mißgeſchicke des Kampfes entrann. Gefangene gab es nur wenige und unter ihnen einige der Betrunkenen, die erſt im öſterreichiſchen Quartiere völlig aus ihrem Rauſche erwachen ſollten. Auch der Feldſcheer war in die Hände der Sieger gefallen, doch ließ man ihn ungeſtört ſeinen menſchenfreundlichen Beruf erfüllen, deſſen Dienſte den Oeſterreichern gleichfalls zu Statten kamen. An Todten zählte man auf

Seiten der Preußen gegen zwanzig, und dieſe waren faſt ausſchließlich von Kugeln niedergeſtreckt worden. Der Verluſt der Oeſterreicher beſchränkte ſich nur auf einige Verwundete.

Der Lieutenant war befliſſen geweſen, den Wagen, in welchem Mathilde dem Gefechte beigewohnt hatte, zu eröffnen und den Damen beim Ausſteigen zu Dienſt zu ſein. Wie bedeutend aber auch der Antheil war, welchen er ſich dem Fräulein zu widmen gedrungen fühlte, um deretwillen das Gefecht abgebrochen worden war, ſo bemerkte er doch, daß die erſte Begegnung zwiſchen Vater und Tochter jeden Zeugen in den Hintergrund treten ließ. Er wendete ſich zu den beiden andern Frauenzimmern, von denen die Eine den Wagen verließ, ohne die Hilfsleiſtung des Offiziers anzunehmen, die Andere aber eben aus einer ſchweren Betäubung zu erwachen und ſich mit Mühe auf den Zuſammenhang der Begebenheiten zu beſinnen ſchien. Sie war bei dem tiefen Kummer, der ſich in ihren Zügen ausprägte, nur um ſo reizender und der Adel ihrer Erſcheinung ſtrafte das allzueinfache und grobe Kleid Lügen, welches das Mädchen trug. Der öſterreichiſche Offizier ehrte den Schmerz, den ihr Antlitz verkündete, und wendete ſich, nachdem er den Pflichten der Höflichkeit Gnüge geleiſtet, den Geſchäften zu, die ſein Einſchreiten erforderlich machten.

Der Hauptmann, der ſich auf dem folgenden Wagen befand, war noch immer in einem ſo leidenden Zuſtande, daß er zunächſt nur des Arztes bedurfte. Der junge Anführer verweilte auch bei ihm nicht lange, ſondern kehrte ſich zur Unterſuchung des dritten Fuhrwerks und ward etwas betroffen, als er einen Todten darin entdeckte. Der Feldſcheer eröffnete ihm, was den Leichnam betraf und zur Erklärung der außergewöhnlichen Umſtände gehörte, unter welchen der Oberſt nach Munsheim gekommen war, worauf der Lieutenant den Wagen zur ungehinderten Verfügung der Tochter des Verſtorbenen ſtellte. Was außerdem auf dem Kampfplatze zurückgeblieben, beſtand in Gepäck und darunter der größte Theil der in Munsheim geraubten Gegenſtände.

Endlich waren noch einige Perſonen zugegen, denen die Niederlage der Preußen ihre Freiheit zurückgegeben hatte: die Diener des Barons. Der Wachtmeiſter Bayer hatte ihnen vorläufig die Erlaubniß dazu ertheilt, den Platz zu verlaſſen, und ſie machten ſich ſogleich auf, in das Schloß zurückzukehren, um dies für die Aufnahme des Beſitzers einigermaßen in Stand zu ſetzen.

Der Offizier hatte ſeine Muſterung über die Erfolge des Gefechtes beendet, als ihm der Freiherr und ſeine Tochter entgegen traten, um ihm den Dank auszuſprechen, den ſie ihm für ſeinen ritterlichen Beiſtand

ſchuldeten. Sie fügten ihren Worten die dringende Einladung hinzu, daß ihr Retter mit auf das Schloß kommen und den Perſonen, die er ſich für immer verpflichtet habe, die Gelegenheit verſchaffen möge, ihn näher kennen zu lernen, eine Einladung, welcher der junge Mann durchaus nicht auszuweichen Miene machte.

9.

Eine Stunde mochte nach dieſen Vorfällen verfloſſen ſein, als der Offizier nach Munsheim ging, wohin er den Wagen mit der den Preußen abgenommenen Beute vorausgeſandt hatte. Außer dem Gepäck, welches man auf den Fuhrwerken fand, hatten die Torniſter und Taſchen der Todten und Verwundeten noch manche werthvolle Kleinigkeit enthalten, die der Lieutenant dem rechtmäßigen Beſitzer wieder zuzuwenden ſuchte. Darunter war auch jener Becher, den Sperling als Schiedsrichter an ſich brachte. Man entdeckte das Geſchirr in dem Rockſchoße eines Soldaten, der durch den Kopf geſchoſſen worden war, und ſo unkenntlich auch das Blut, welches über die Uniform des Gefallenen geſtrömt war, den Leichnam gemacht hatte, ſo erſah man doch aus dem ſpaniſchen Rohre, das von der erſtarrten Hand noch feſt umklammert ward, der Getödtete habe den Rang eines Unteroffiziers bekleidet.

Die Verwundeten und Gefangenen waren in's öſterreichiſche Hauptquartier geſendet worden. Die Tochter

des Oberſten ſetzte mit dem Leichname ihres Vaters die Reiſe nach Dresden fort, und auf dem Platze, wo das Gefecht Statt gefunden hatte, gruben einige Bauern eine tiefe Höhlung in die Erde, um die nackten Körper der Gebliebenen mit der geringen Förmlichkeit des Kriegsgebrauchs einzuſenken. Wer gegen den Vormittag auf dem Waldwege nach Munsheim herabzog, hätte wohl kaum aus dem niedergetretenen Haidekraute, aus dem friſch aufgeworfenen Hügel und einigen rothen Flecken auf dem Raſen errathen, daß wenige Stunden vor ſeiner Ankunft, auf dieſem Platze, hundert Menſchen alle ihre Liſt und Kraft aufboten, um ſich gegenſeitig zu vernichten.

Der Lieutenant hatte das Dorf noch nicht erreicht, als er einem Mann in ſchwarzer Tracht und mit wohlwollenden, freundlichen Geſichtszügen begegnete, welcher in ſeinem Weſen eine ſchmerzliche Unruhe nicht zu verhehlen ſuchte, und mit der bedächtigen Aufmerkſamkeit eines Menſchen vorwärts ſchritt, der einen verlorenen Gegenſtand wiederzufinden ſtrebt. Der Offizier grüßte. Die Perſon, die auf nichts Anderes, als auf den Weg zu achten ſchien, erwiederte den Gruß des Oeſterreichers ohne aufzublicken. Ehe ſich jedoch der junge Soldat entfernte, richtete der Andere die Frage an ihn:

„Haben Sie etwa auf der Straße hierher ein Päckchen

mit Schriften gefunden? Unbedeutende Papiere, die nur für ihren Beſitzer einige Wichtigkeit haben können, — die eigenhändigen Briefe des unſterblichen Gellert ausgenommen, die in daſſelbe Faſcikulum eingeſchloſſen waren?"

„Wahrhaftig, es iſt mir, als ob ich ein Bündel von Papieren der Art geſehen hätte," verſetzte der Offizier, indem er ſtehen blieb und nachſann. „Nicht auf dem Wege hierher, ſondern am Eingange des Waldes oben, bei dem Gepäck der Preußen. War es in Leinwand eingewickelt?"

Der Pfarrer Heribert hatte die Hand des Lieutenants ergriffen und ſchaute ihm mit einem Blicke in's Auge, in welchem ſich Furcht und Hoffnung zugleich abſpiegelte: „In weiße Leinwand ward es von dem Unteroffizier eingeſchlagen, ganz richtig, — das Wappen des Barons muß in die Ecke des Tuches eingeſtickt ſein," erwiederte der Pfarrer ſo haſtig, als er kaum jemals geſprochen. „Ich hoffe, mein Herr, man wird mir dieſe Papiere aufbewahrt haben, obſchon ich ſie vergebens unter den Sachen aufſuchte, die den Preußen abgenommen und dem Herrn Präſidenten zurückgeſtellt worden ſind."

„Sie gehören alſo zu den Bewohnern des Schloſſes?" ſetzte der Offizier das Geſpräch fort. „Vermuthlich haben auch Ihnen die Plünderer in letzter Nacht Ihr Eigenthum entriſſen?"

„Ich lieferte den Soldaten meine Papiere freiwillig aus, um ſie von der Fortſetzung einer Unterſuchung abzuhalten, deren wahrſcheinlicher Erfolg das Fräulein und mich mit gerechten Beſorgniſſen erfüllte. Meine Manuſcripte galten den Feinden als die Correſpondenz des Freiherrn. Allein, wenn ich Ihre Güte in Anſpruch nehmen darf, ſo laſſen Sie uns ſogleich dorthin gehen, wo Sie ſich erinnern, das Paquet bemerkt zu haben.“

Der Lieutenant beſchwichtigte die Beſorgniſſe des Pfarrers, indem er ihm verſicherte, daß er ſich jetzt genau beſinne, das bezeichnete Bündel in den Händen gehabt zu haben. Auf dem Zimmer in Munsheim, wohin ſein Diener dieſe Gegenſtände getragen, werde es ſich ſogleich finden laſſen, und anſtatt daß der Offizier mit dem Geiſtlichen umkehrte, begleitete ihn vielmehr dieſer in's Herrenhaus.

Die Unterhaltung wurde unterwegs mit größerer Lebhaftigkeit von Seiten des Offiziers als des Pfarrers geführt, welcher Letztere häufig Antworten ertheilte, die ſeine Geiſtesabweſenheit bekundeten. Denn Heribert war immer noch in peinlichem Zweifel, ob er auch ſeine hochverehrten Handſchriften unverletzt zurückempfangen werde und nur mit ihnen in ſeiner Seele beſchäftigt, der Oeſterreicher hingegen ſo fröhlich und guter Dinge, als es irgend ein ehrgeiziger und nach Thaten begieriger

junger Mann ſein kann, dem eben ein größeres und kühneres Unternehmen nach Wunſch gelungen iſt. Der heitere Morgen ſtimmte ganz mit der muntern Stimmung des Lieutenants überein. Er bewunderte die weitläufigen Gehöfte, an denen er hinabging; der warme Sonnenſchein, welcher wie ein Himmelsſegen auf dem Thale ruhte, erfüllte ihn mit Freude, der helle Bach, deſſen von Vergißmeinnicht und Erlengebüſch eingefaßten Ufer unſere Wanderer von Zeit zu Zeit berührten, erregte durch das vertraute Plätſchern, mit welchem er über den reinlichen Kieſelboden hinabrann, ſein Wohlgefallen und ſelbſt die Bewohner des Dorfs, die mit ehrerbietigem Gruße vorübergingen, oder aus der Hausthür traten, den fremden Offizier zu ſehen, der ihren Gutsherren aus der Gewalt der Feinde befreit hatte, dünkten ihm freundlicher und liebenswürdiger, als die Bevölkerung anderer Orte.

Als die beiden Perſonen das Schloß erreichten, welches in letzter Nacht der Schauplatz ſo ſtürmiſcher Begebenheiten geweſen, mäßigte der Lieutenant ſeinen Schritt etwas, ſo ungeduldig ſich auch der Pfarrer anſtellte, in den Beſitz ſeines Eigenthums zurück zu gelangen. Der Offizier ließ der Lage des Herrenhauſes gerechte Würdigung widerfahren, betrachtete die alterthümliche Bauart des Schloſſes mit jener Ehrfurcht, die der Gebildete den Denkmälern der Vorzeit darbringt,

und äußerte das Behagen, welches ihm die mittelalterliche Architectur, inmitten dieſer hohen dichtbelaubten Bäume, an der Seite des breiten klaren Teiches und am Fuße eines waldbewachſenen Berges einflößte.

„Unſere Vorfahren wußten die Plätze gut zu wählen,“ ſagte er, „auf denen ſie ihre Burgen erbauten. Die Umgebung harmonirt vortrefflich zu dieſem ſchwerfällig tüchtigen Mauerwerke, zu dem runden, in der Höhe abgeſpitzten Thurme und dem breiten Thore, von deſſen Vorſprunge die Vertheidiger des Ritterſitzes ihre Geſchoße ſpielen ließen. Das Dorf mit ſeinen Strohdächern zieht ſich beſcheiden in den Hintergrund und auch bei der Aufführung der Wirthſchaftsgebäude hat man Rückſicht genommen, daß ihre Giebel die Ausſicht aus dem Schloſſe nicht beeinträchtigen. Hinter jenen gothiſchen Fenſtern, deren Muſter dem Kirchenſtyl entlehnt ſcheint, muß es ſich recht traulich und friedſam wohnen!“

„Wenn der Krieg ſeine Verwirrung und Noth nicht auch in dieſe ſtille Behauſung geworfen hätte,“ ſeufzte der Pfarrer und blieb neben ſeinem Begleiter ſtehen, um ihm Zeit zu gewähren, ſeine Betrachtung zu beenden. „Aber die Drangſale der Gegenwart haben die Gränzen unſerer heiteren Thäler längſt überſprungen. Die Armuth iſt an die Stelle der Wohlhabenheit getreten und der Soldat verwüſtet unſere Habe, ja er

verſchont nicht einmal die Früchte des geiſtigen Fleißes und ſeine Hand ſtreckt ſich nach der Garbe des Feldes und dem Werke des Gelehrten zugleich aus. Wir haben eine Nacht überſtanden, Herr Lieutenant, deren Folgen wir lange nachempfinden werden, und die Verluſte, die ſie uns gebracht, laſſen ſich noch keineswegs ermeſſen!"

Der junge Mann mißverſtand die verſteckte Mahnung ſeines Gefährten nicht und erwiederte:

„Seien Sie feſt überzeugt, daß Ihre Handſchriften in wenig Augenblicken wieder in Ihren Händen ſind. Aber ich kann mich von dem Anblicke eines Gebäudes noch nicht losreißen, deſſen Fuß auf den Jahrhunderten des Fauſtrechtes ruht, und von welchem mir der Wachtmeiſter von den kurſächſiſchen Kuiraſſiren mit gutem Grunde verſicherte, er wolle es heute noch gegen ein feindliches Geſchwader halten, ſobald dies ohne Geſchütz angreife. Wenn wir auch in unſern Tagen Wall und Graben nicht mehr bedürfen, um unſere Wohnungen zu ſchützen, ſo verleiht es doch ein gewiſſes Gefühl der Zuverſicht, ſein Haus als ſeine Veſte zu betrachten. Und wie reizend ſchmiegt ſich die Terraſſe an die Seite der Burg! Sie iſt mit Blumen und Gartengewächſen bedeckt. Statt der Reiſigen ſteht der Weinſtock auf ihrer Brüſtung und langt mit grünem Arme an die Wände herüber. Die Beete ſcheinen einer ſorgſamen

Pflege zu genießen, und ein ganzes Nelkengehege duftet dort oben in voller Blüthe.“

„Das gnädige Fräulein,“ unterbrach der Pfarrer den Redner, „hat den Verzierungen der Terraſſe ihre fortwährende Aufmerkſamkeit geſchenkt. Früher befanden ſich nur die Weinlauben und einige Johannisbeerbüſche daſelbſt. Seit dem Einzuge des Barons hat ſich dies verändert. Mathilde pflegt ihre Blumen dort, die ſie aus den Gärten Dresdens hierher verpflanzte.“

Es hatte nicht den Anſchein, als ob die Theilnahme des jungen Mannes vermindert würde, als man ihm die Gärtnerin nannte, welcher die Terraſſe ihren Flor verdankte.

„Mathilde heißt die Tochter des Barons? Und dies iſt dieſelbe Dame, welche die Gefahren des Gefechtes zu theilen gezwungen war?“ fragte der Lieutenant. „Ganz recht, der Präſident ſagte mir, er beſitze nur dies einzige Kind.“

„Einen Sohn außerdem, Offizier bei der Reiterei,“ verbeſſerte Heribert und bemerkte mit Vergnügen, daß der Lieutenant Miene machte, in's Schloß einzutreten.

Die verſchiedenen Zimmer des Herrenhauſes hatten theils mehr, theils weniger unter der Plünderung gelitten, nur wenige waren ganz verſchont geblieben von dem Muthwillen der Preußen. Namentlich war die Stube, in welcher der Oberſt verſchied, und das Wohn-

zimmer des Barons, wo der verwundete Hauptmann gelegen, der Zerſtörung entgangen. Einige Gemächer hatte der Zufall der Aufmerkſamkeit der Soldaten entzogen und die Diener des Präſidenten beeilten ſich, allenthalben die Ordnung wieder ſo weit herzuſtellen, als es in der Kürze möglich war. Sie räumten die Trümmer von Geſchirren und Geräthen hinweg, ſuchten die Tapeten wieder aufzukleben, die zerriſſen von den Wänden hingen, die Gardinen zu erſetzen und die nothwendigen Geräthe herbei zu ſchaffen. Wenigſtens ward das Schloß bewohnbar und bot wieder einen Theil der früheren Bequemlichkeit dar, wenn auch nicht alle Spuren der Zerſtörung ſo raſch entfernt werden konnten.

Dem Lieutenant war daſſelbe Gemach im zweiten Stockwerk in Bereitſchaft geſetzt worden, in welchem der Oberſt ſtarb. Außerdem, daß man die Fenſter ſeit der Rückkehr am Morgen gelüftet und dem Einſtrömen des kühlen Windes jedes Hinderniß aus dem Wege geräumt hatte, war das Gemach auch geräuchert worden, und als es der junge Mann betrat, für deſſen Aufnahme es beſtimmt war, wollte er in der Anordnung der einzelnen Gegenſtände, ſo wie in dem Dufte, welcher das Zimmer mit ſeinem Arom erfüllte, die Thätigkeit eines weiblichen Weſens erkennen, welches hier geſchaltet hatte. Doch war die Eitelkeit des Offiziers nicht ſo groß, daß er geglaubt hätte, das Fräulein ſelbſt habe ſich für ihn bemüht.

Die Dinge, welche der Diener des Lieutenants in dem Gemache ſeines Herrn abgelegt hatte, wurden vom Pfarrer der eifrigſten Unterſuchung unterworfen, allein ſein Angeſicht zeugte von der traurigſten Täuſchung, als ſich das Paquet, welches ſeine Heiligthümer enthielt, nicht darunter fand. Der Lieutenant war eben ſo ſehr verwundert, die Schriften zu vermiſſen, und rief vergebens nach dem Burſchen, der Auskunft über ihr Verſchwinden hätte geben können.

Heribert blieb anfangs ſtumm. Aber er rieb ſich die Hände, als kämpfe er eine heftige Bewegung ſeines Innern gewaltſam nieder, und ſein Blick war der eines Mannes, welcher auf die Trümmer ſeines Glückes herabſchaut.

„Es iſt der Wille des Herrn, daß meine Arbeiten mir und der Welt keinen andern Nutzen bringen ſollen, als die Freuden, ſo mir ihre Vollendung gewährte," ſprach er endlich. „Ich habe ſie zweimal verloren die Erfolge meines mühſamen Fleißes, doch wäre es möglich, daß mein Leben ausreichte, um den Verluſt zu erſetzen. Aber die Briefe meines edlen Freundes, Gellerts Briefe, die ich als Kleinode bewahrte, ſie ſind unwiederbringlich dahin! Jeder Schriftzug des gelehrten und gefeierten Mannes war ein Denkmal ſeines ſchönen Herzens, ſeines ſanften, menſchenfreundlichen Gemüthes. Jeder Schriftzug war eine ſüße Erinnerung für mich an mein Leben und an ihn, von dem mich Berge und

Thäler trennen, deſſen erhabener Geiſt mich aber aus ſeinen Briefen nah und vertraulich anwehte. Ich wollte dieſe Schriften nach meinem Tode irgend einer Bibliothek vererben, ich wollte ſie für künftige Geſchlechter niederlegen, den Enkeln zur Nachahmung, dem Manne aber, deſſen Feder ſie entfloſſen, zum vermehrten Ruhme — ſie ſind dahin! Irgend eine ungeſchickte Fauſt wird ſie in den Koth ſchleudern, ſie werden aufhören zu ſein, nicht nur für mich, ſondern für Alle verloren! Als ich in vergangener Nacht mein Beſitzthum freiwillig aufgab, meinte ich einem großen Zwecke zu dienen. Ich ſah nur auf den Erfolg, nicht auf das Mittel, und mit leichtem Herzen entäußerte ich mich meines Schatzes. Allein jetzt, wo ich erkenne, daß ich durch mein Opfer nichts bewirkte, weil die Vorſehung unſerem Geſchicke eine unerwartete und erfreuliche Wendung gab, jetzt iſt es mir, als hätte ich die Hoffnung meines Lebens gegen ein Schattenbild vertauſcht.“

Dem Lieutenant erſchienen dieſe Klagen keineswegs lächerlich. Er würdigte die Gefühle zu wohl, die den Prediger überwältigten, die Wahrheit und Innigkeit des Schmerzes war allzudeutlich in deſſen Geſichtszügen zu leſen, als daß er dem Manne nicht ſein herzliches Bedauern geſchenkt und ihm alle Ausſichten gezeigt hätte, die ſich entdecken ließen, um das Wiedergewinnen des Vermißten als wahrſcheinlich darzuſtellen.

„Vielleicht irrte ich mich,“ tröſtete der Offizier, „und das Paquet ging mit den Gefangenen in das Quartier unſeres Regimentsſtabes ab. Dann werde ich ſogleich dafür Sorge tragen, daß Ihnen Ihr Eigenthum zurückgegeben wird. Oder mein Diener, mit mancherlei Dingen belaſtet, ließ das Eine oder Andere im Gehölze zurück, um es erſt ſpäter hierher zu tragen. Sobald die Beerdigung der Todten Statt gefunden hat, wird er hier ſein. Der Gegenſtand, um welchen Sie ſich ängſtigen, iſt nicht von der Art, daß er die Habgier irgend eines Menſchen reizt. Iſt das Paquet nicht aus der Welt verſchwunden, ſo muß es zurückzuſchaffen ſein und ich will meinen ganzen Eifer darauf richten.“

Heribert ſchüttelte das Haupt: „Es iſt allerdings kein Gegenſtand, auf welchen der gemeine Mann einen Werth legt, und gerade deßhalb wird er mißachtet, weggeworfen, vernichtet. Es dürfte das Beſte ſein, wenn ich mich an den Verluſt gewöhne, als daß ich mir mit Hoffnungen ſchmeichle, die ſchwerlich in Erfüllung gehen.“

Der Lieutenant ſann noch darüber nach, was er thun könne, um den Pfarrer ſo raſch als möglich aus ſeiner Betrübniß zu reißen, und wiederholte dabei das fruchtloſe Geſchäft, die Sachen zu durchwühlen, als ein Bedienter des Hauſes eintrat und den Magiſter Heribert zu dem Fräulein beſchied.

Der Prediger folgte dem Rufe, aber der Lieutenant blieb nur eine kurze Weile allein. Denn mit dem beſchwingten Laufe, welcher der Botſchaft eines Glückes eigen iſt, kehrte Heribert zurück, ſein Paquet mit den Briefen Gellerts und der Ueberſetzung von Cicero's Epiſteln zärtlich mit beiden Armen an die Bruſt drückend. Er hatte ſich nur ſo viel Zeit genommen, die Richtigkeit des Inhalts zu prüfen, dann eilte er die Treppen wieder hinauf, um ſeinen neuen Bekannten von dem Funde zu unterrichten.

„Das Fräulein läßt um Entſchuldigung bitten," rief er, „daß ſie vorhin mit Vorwiſſen Ihres Dieners meine Manuſcripte aus Ihrem Zimmer entnahm. Sie glaubte ſich die Genugthuung verſtatten zu dürfen, mir die Papiere perſönlich zu überreichen."

Dazu fügte der Geiſtliche noch einige Worte des Dankes, welcher dem Antheile galt, den ihm der junge Mann bei dem vermeintlichen Verluſte bewieſen, und eilte ſodann auf ſeine Stube, um ſich dort mit Muße zu überzeugen, daß ihm Alles wohlbehalten ſei. Kein Blättchen in der That fehlte, weder von Gellerts Briefen, die Heribert zuerſt langſam und man könnte ſagen mit Andacht entfaltete, noch von der Handſchrift des ciceronianiſchen Werks.

Der Lieutenant hing indeſſen allerlei angenehmen

Gedanken nach, während er nach der Entfernung des Predigers in ſeinem Zimmer denjenigen Anſtrich von Ordnung wieder herzuſtellen ſuchte, der ihn bei ſeinem erſten Eintritte in das Gemach ſo wohlthätig angeſprochen hatte.

Sein Herz war voller Freude, ſein ganzes Weſen ging in Hoffnung auf. Ihm, der ſeit Beginn des Feldzuges nach der Gelegenheit, ſich auszuzeichnen, gedürſtet hatte, war es endlich gelungen, eine ſelbſtändige Waffenthat auszuführen. Wenn ihr auch ein hoher Glanz und jeder Einfluß auf den Gang der Kriegsbegebenheiten fehlte, ſo hatte ſie doch dem Geſchicke einer bedeutenden Perſon eine heilſame Wendung und die Veranlaſſung gegeben, daß der Name des jungen Soldaten den Anführern des Heeres genannt ward. Der Ehrgeiz, der die Jugend zu ernſten Beſtrebungen und muthigen Thaten anſpornt, war mächtig genug in dem Offiziere, daß er ſich durch das Glück dieſes Morgens keineswegs befriedigt, wohl aber zu neuer Zuverſicht angeregt fühlte. Er ſetzte ſich an das alterthümliche Pult, um den Rapport abzufaſſen, der den Gefangenen nachfolgen ſollte. Mit ſolcher Freude hatte er die Feder noch niemals geführt und er war gerade zum Schluſſe ſeiner Meldungen gekommen, als man ihn abrief, das Frühſtück mit dem Herrn von Zedlow einzunehmen. Der Soldat, der dem Hauptmann den Bericht über-

bringen ſollte, ward abgefertigt und der Lieutenant begab ſich zu ſeinem Wirth.

Hier fand er außer dem Schloßherrn zwar noch den Geiſtlichen, Mathilde aber, nach der ſein Auge ſuchte, hatte ſich zur Ruhe begeben müſſen, um ſich von den Anſtrengungen der verfloſſenen Stunden zu erholen. Der Präſident trat dem Offizier mit vertraulichem Gruße entgegen und wiederholte ihm den Ausdruck ſeines Dankes, bevor er ſeinen Gaſt einlud, das bereitſtehende Mahl mit ihm zu theilen.

„Euer Excellenz legen meinen geringen Verdienſten einen zu hohen Werth bei,“ unterbrach der Lieutenant den Redner. „Mir ward die erſehnte Gelegenheit eröffnet, einen Handſtreich auszuführen, und ich habe ſie benutzt. Daß ich bei dieſem Unternehmen ſo glücklich war, Sie und Ihre Familie einer drohenden Gefahr zu entreißen, iſt eine Sache des Zufalls und nicht mir, ſondern meinem guten Sterne beizumeſſen.“

„Ich bin Ihnen vor Allem für die Bereitwilligkeit verpflichtet,“ verſetzte der Baron, „mit der Sie das Gefecht aufgaben und mit der Sie ſich die Vortheile aus den Händen entſchlüpfen ließen, die ſchon erkämpft waren. Dies war das größte Opfer, welches Sie mir brachten.“

„Niemand an meiner Stelle würde anders gehandelt haben,“ entgegnete der Offizier und ließ ſich an der Tafel nieder. „Schont doch der Bundesgenoſſe in Freundes

Land Städte, Dörfer und Häuſer, wenn es die Nothwendigkeit nicht gebieteriſch fordert, jede Rückſicht zu vergeſſen, und ich hätte zögern ſollen, um einige Gefangene mehr zu zählen, das Leben wehrloſer Damen in Sicherheit zu bringen?"

Jedenfalls wetteiferte die Beſcheidenheit des jungen Mannes mit dem Drange, den Zedlow empfand, dem Befreier ſeiner Perſon ſeine Erkenntlichkeit an den Tag zu legen. Doch gab der Lieutenant dem Geſpräche bald eine andere Richtung, indem er es auf die jüngſten Kriegsbegebenheiten in Schleſien lenkte, von welchen er ſich einen mächtigen Einfluß auf die Befreiung Sachſens verſprach. Wenn auch über die furchtbare Schlacht, die in den letzten Tagen — am 12. Auguſt — zwiſchen dem vereinigten Heere der Ruſſen und Oeſterreicher wider die Preußen unter Friedrichs eigner Anführung bei Kunersdorf Statt gefunden hatte, noch keine offiziellen Armeeberichte eingegangen, ſo waren doch die Erfolge der Niederlage, welche die Preußen erlitten, durch mündliche Mittheilungen, Briefe und Gerüchte bereits bekannt. Der Offizier behauptete: der Feind habe ſeine ganze Artillerie verloren, alle ſeine Regimenter ſeien aufgelöſt, ja zum größten Theil vernichtet worden, der König ſelber in Gefahr geweſen, als Gefangener in die Hände der Sieger zu fallen.

„Zehntauſend Preußen," fuhr der Lieutenant fort,

„ſind getödtet, mehr denn 15,000 verwundet und 5000 Mann gefangen worden. Die Macht Friedrichs in Schleſien iſt für immer gebrochen, es bedarf nur des Nachrückens der Ruſſen und Oeſterreicher und die Provinz iſt vom Feinde geräumt.“

„Wenn der Sieg wirklich ſo entſcheidend geweſen, wie Sie verſichern,“ bemerkte der Präſident, „ſo will ich nur wünſchen, daß unſere Verbündeten diesmal den Erfolg benutzen und dem zerſchmetterten Heere keine Ruhe gönnen, um Unterſtützungen an ſich zu ziehen und die verlornen Kräfte durch neues Material und neue Mannſchaften zu erſetzen.“

„Gewiß werden die Feldherren dem fliehenden Feinde auf dem Nacken ſitzen bleiben,“ betheuerte der Offizier, „dann wird eine Feſtung Schleſiens nach der andern in unſere Gewalt fallen und Friedrich nicht im Stande ſein, Sachſen, welches er von allen Truppen entblößt hat, durch eine Armee zu decken. Iſt dann der König auf ſeine Erbländer geworfen, von den Hilfsquellen Sachſens und Schleſiens abgeſchnitten, wie lange glauben Sie, wird er noch den vereinigten Anſtrengungen von beinah ganz Europa die Spitze zu bieten vermögen? Von Breslau oder Dresden aus wird man ihm die Friedensbedingungen dictiren, wenn nicht eine öſterreichiſche Armee indeſſen auch ſchon Berlin genommen hat, und der Ehrgeiz des verwegenſten Mannes unſeres

Jahrhunderts wird ſich bald auf die Hälfte der Länder beſchränkt ſehen, welche Preußen vor dem Ausbruche dieſes Krieges beſaß."

Der Baron ſchüttelte bedenklich den Kopf. „Friedrich iſt niemals mehr zu fürchten als nach einer Niederlage," ſprach er. „Sein erfindungsreicher Geiſt wußte bis jetzt jeden Verluſt zu erſetzen, alle Lücken auszufüllen und von den Schlachtfeldern, auf welchen man ihm ſeine Truppen niedergeſtreckt hatte, zog er ſtolzer und mächtiger als ſeine Sieger zu neuen Eroberungen."

Wie mißtrauiſch aber auch der Präſident von den Früchten der Schlacht bei Kunersdorf urtheilte, ſo zuverſichtlich hoffte der Oeſterreicher: „Die Reichstruppen werden ſich mit unſerem Heere vereinigen," fuhr er fort; „der Gürtel, mit welchem wir Dresden umſchloſſen halten, zieht ſich immer enger zuſammen. Die Nachricht von dem Unglücke bei Kunersdorf, unterſtützt von einer großer Armee, die ſich vor den Wällen der Reſidenz aufſtellt, wird den Commandanten beſtimmen, nicht das Aeußerſte zu erwarten, und die Hauptſtadt des Landes für immer von den Preußen befreit werden."

„Was Ihre eigne Lage anlangt," erklärte der Lieutenant ferner, „ſo iſt jetzt Munsheim ein ſicherer Aufenthaltsort für Sie. Eine größere Abtheilung von Preußen kann ſich vor der Hand nicht in dieſer Gegend zeigen, und vor den Angriffen irgend eines verſprengten

Haufens ſchirmt Sie die öſterreichiſche Beſatzung, die vorläufig hier zurückbleibt. In kurzer Zeit wird Ihnen die Einnahme Dresdens die Wahl erlauben, entweder auf Ihrem Gute den Verlauf der Kriegsbegebenheiten abzuwarten, oder in die Reſidenz zurückzukehren."

„Wenn man Dresden nicht indeſſen in eine Ruine verwandelt hat," ſagte der Baron. „Der General von Schmettau ſcheint mir nicht der Mann zu ſein, der eine Feſtung übergibt, ſo lange von den Mauern noch ein Stein an dem andern haftet."

„Indem Sie die Verdienſte und den Charakter der feindlichen Befehlshaber überſchätzen, werden Sie ungerecht in der Beurtheilung der Tapferkeit und der Hilfsmittel der verbündeten Heere," verſetzte der öſterreichiſche Offizier mit einem Anfluge von Gereiztheit. „Es iſt nicht viel anders als ein Mißtrauen gegen die Truppen, von denen Dresden belagert wird, wenn Sie annehmen, daß eine Handvoll Preußen die weitläufige Stadt für die Dauer gegen ſie zu vertheidigen vermag. Sicherlich aber werden die Belagerten es nicht wagen, Dresden einzuäſchern, denn eine furchtbare Strafe würde ſie unausbleiblich treffen."

„Sie verkennen mich," erwiederte der Baron, „wenn Sie mir eine Vorliebe für die Preußen zuſchreiben. Allein ich kann nicht leugnen, daß auf ihrer Seite die größere Entſchiedenheit des Willens, der furchtbarſte

Nachdruck in allen Unternehmungen und jenes Bewußtſein der geiſtigen Ueberlegenheit iſt, die ihren Handlungen Sicherheit und Erfolg verleiht. Alle Heere, die ihnen gegenüberſtehen, fechten für ein getheiltes Intereſſe, die Preußen aber kämpfen um ihr Fortbeſtehen als politiſch=bedeutſame Nation, in allen ihren Schritten iſt planvolle Einheit, ein einziger Gedanke beſeelt und leitet das Ganze. Darin iſt das Geheimniß ihrer Siege zu ſuchen."

„Der Tag von Kunersdorf," rief der Lieutenant aus, „hat dem Fluge des preußiſchen Adlers die Schwingen gebrochen. Nicht nur von der Einnahme Dresdens werden Sie hören. Die öſterreichiſche Hauptarmee wird ſich aus der Lauſitz gegen Schleſien hinaufziehen und mit dem ruſſiſchen Heere vereinigen, die Feſtungen erobern, die noch in der Gewalt der Preußen ſind, und ſich im Herzen der Erbländer Friedrichs ihre Winterquartiere ſuchen. Berlin, eine offne Stadt, iſt gewonnen, ſobald nur die Truppen dahin aufbrechen, und ſelbſt Magdeburgs Wälle dürften nicht ſtark genug ſein, die Verbündeten in ihren Fortſchritten aufzuhalten. Schon iſt Leipzig von der Reichsarmee genommen, Wittenberg und Torgau von den Preußen geräumt, die Elbe von Mühlberg bis Dresden von jedem Feinde befreit. Niemals, ſeit dem Ausbruche dieſes Krieges, ſtand unſere Sache günſtiger und wer in dieſem Augen-

blicke nicht guter Hoffnung voll iſt, der müßte nicht erkennen wollen, was klar von ſeinen Augen liegt."

Der Baron hielt es nicht für angemeſſen, ſeinen jungen Freund durch neue Zweifel aufzuregen. Auch war er ſelber mehr geneigt zu hoffen, als die Wiederkehr von Unfällen zu befürchten. Das Mißtrauen, welches er zeigte, war gern bereit, der Zuverſicht Platz zu machen. Nur eine lange Reihe der trübſten Erfahrungen und die Bedächtigkeit des vorgerückteren Alters hielt den Präſidenten ab, jede gute Botſchaft ſofort als Gewißheit hinzunehmen und die Erwartungen eines feurigen Jünglings daran zu knüpfen. Das Geſpräch wendete ſich im weiteren Verlaufe verſchiedenen andern Gegenſtänden zu, die auch dem Pfarrer ein unmittelbares Eingehen in die Unterhaltung verſtatteten. Wein und Speiſen mundeten doppelt nach den Anſtrengungen der Nacht und das beſte that bei den Schloßbewohnern das wiedergewonnene Gefühl der Selbſtändigkeit und Sicherheit, um ihre Stimmung in Einklang zu bringen mit dem heiteren Muthe ihres Gaſtes.

10.

Ein ſonnenheller Nachmittag folgte dem klaren Auguſtmorgen. Die Befehle, die der Lieutenant aus dem Stabsquartiere und zunächſt von ſeinem Hauptmann erwartete, und die ihm ſein ferneres Verfahren vorſchreiben ſollten, waren noch nicht eingetroffen. Er benutzte die kühleren Stunden, die dem Abende vorhergingen, zu kleinen Spaziergängen in der Nähe des Schloſſes und kehrte ſo eben von einem Ausfluge auf den Berg zurück, als er den Baron und ſeine Tochter auf der Terraſſe erblickte. Sein Gruß ward mit der Aufforderung erwiedert, die kleine Geſellſchaft zu verſtärken, und der Offizier beeilte ſich, den gebotenen Platz an der Seite Mathildens einzunehmen.

Die erſten Augenblicke des Zuſammentreffens beider junger Perſonen verriethen eine gegenſeitige und gleich große Befangenheit. Der Präſident ſuchte die verlegene Stimmung zu beſeitigen, indem er eine nähere Bekanntſchaft mit ſeinem Gaſte vermittelte, was er zugleich in der Hoffnung that, auf dieſem Wege zu erfahren, wie

er ihm ſeine Dankbarkeit am wirkſamſten beweiſen könnte: „Sie werden eine Frage nach Ihrer Familie und Ihren Ausſichten für die Zukunft nicht zudringlich finden, wenn Sie erwägen, daß wir blos Ihren Stand, aber kaum Ihren Namen kennen und uns doch zur innigſten Theilnahme an Ihrer Perſon verbunden fühlen.“

„Mein Name iſt leicht zu behalten, wenn Sie ihn dieſer Ehre werth achten, denn er iſt ein ſehr gewöhnlicher,“ entgegnete der Lieutenant. „Ich heiße Schmidt, und da der Name oft genug in der Armee vorkommt, um verwechſelt zu werden, ſo füge ich hinzu: Leopold Schmidt. Familie hab' ich weder ſelbſt,“ fuhr der Offizier mit einem leiſen Lächeln fort, „noch gehör' ich einer ſolchen an. Denn ich lernte weder meinen Vater, noch meine Mutter kennen, ward von einem Profeſſor in Brünn erzogen, dann in das Regiment gebracht und nach der Schlacht bei Kollin zum Lieutenant befördert. In dieſen Worten haben ſie meine ganze Geſchichte.“

„Sie werden dem Namen, den Sie führen, bald eine Bedeutung verleihen, daß er vereinzelt daſteht,“ antwortete der Freiherr mit weltmänniſcher Artigkeit, „allein welchem unglücklichen Zufalle iſt es zuzuſchreiben, daß Sie Ihre Eltern nicht kennen lernten? Verloren Sie dieſelben ſo frühzeitig durch den Tod?“

„Ich weiß es nicht, Excellenz,“ verſetzte der junge Mann. „So weit meine Erinnerung reicht, entſinne ich

mich nur meines Pflegevaters, dem ich zur Erziehung übergeben worden war. Eine vornehme Perſon, die mir niemals genannt worden iſt, zahlte dem Profeſſor Schmidt, der mich in einem ſehr zarten Alter empfing, ein kleines Jahrgehalt aus, wofür er die Verpflichtung übernahm, mich als ſeinen Sohn zu betrachten. Dies hat er denn redlich gethan, mich gekleidet, ernährt, unterrichtet, bis ich einen Poſten im Regimente erhielt. Sogar ſeinen Namen hat er mir ertheilt und mein Aufrücken zum Lieutenant war ein um ſo glücklicheres Ereigniß für mich, als ich nun dem Profeſſor den Genuß des Jahrgeldes wieder allein überlaſſen konnte. Denn der Mann iſt alt und ſein Pflegeſohn ſein einziges Beſitzthum."

In dieſer Mittheilung war etwas enthalten, was Mathilden zur Rührung, wenn nicht ſogar zum Mitleiden für den Offizier ſtimmte. Sie richtete einen warmen, langen Blick auf das offene Soldatengeſicht und ſprach:

„Ich bedaure Sie recht herzinnig, daß Sie die Liebe leiblicher Eltern entbehren mußten. Auch ich verlor meine Mutter bei meiner Geburt. Aber die Zärtlichkeit meines Vaters und die Sorgfalt meiner Tante ließen mich dieſen Verluſt niemals in ſeinem ganzen Umfange empfinden. Auch hab' ich einen Bruder, den ich liebe und mit welchem ich alle meine Jugendfreuden theilen

konnte. Aber Sie zählen, wie es ſcheint, weder Geſchwiſter noch Verwandte.“

„Kein Band feſſelt mich an die Menſchen, als die Dankbarkeit für meinen Erzieher. Daher bin ich auch mit Leib und Seele Soldat. Führt man uns in die Schlacht, ſo hoffe ich kühnen Thaten, Auszeichnungen und Belohnungen entgegen zu gehen, falle ich, ſo beweint mich nur ein armer Mann, der ſelbſt dem Grabe nahe ſteht.“

Der Baron betrachtete den Lieutenant in der Abſicht, irgend ein Zeichen von Armuth an ihm zu entdecken, welches ihn berechtigte, dem jungen Manne auf einem gutgewählten Wege eine Unterſtützung zuzuwenden. Aber es gibt Leute, die auch bei dem beſchränkteſten Einkommen eine ſo außerordentlich gute Wirthſchaft zu treiben wiſſen, daß ſie niemals an etwas Nothwendigem Mangel leiden. Schmidt ſchien zu dieſen Perſonen zu gehören. Seine Tracht, ſeine Waffen, ſelbſt die kleinen Schmuckſachen, zu denen in jenen Zeiten hauptſächlich eine Uhr mit einer bemerkſamen Kette gerechnet ward, ließen eher auf Wohlhabenheit, denn auf Dürftigkeit ſchließen. Dennoch meinte der Präſident, daß das Anerbieten einer Summe Geldes dem Lieutenant vielleicht erwünſcht kommen möchte, und er ſagte deshalb:

„Ich habe ſelber einen Sohn, der Ihrem Berufe angehört, und weiß daher, wie groß die Ausgaben eines

Offiziers vorzüglich während eines Feldzuges ſind. Wenn Sie mir erlaubten, bei Ihnen künftig die Stelle eines Vaters oder eines Oheims zu vertreten, dem es geſtattet wird, den Verlegenheiten abzuhelfen, die ſich wohl hier und da einſtellen, ſo würde ich einen ſolchen Beweis Ihres Vertrauens nach ſeinem vollen Werthe ſchätzen. Der Krieg hat mich allerdings um manche Rente ärmer gemacht. Doch iſt mir, Gott ſei Dank, noch immer ſo viel geblieben, daß ich meine Familie um ein Glied erweitern darf, ohne das Erbe meiner Kinder deshalb auf eine bedenkliche Weiſe zu ſchmälern.“

„Wenn Sie mir das Vertrauen und die Liebe ſchenken wollen, die Sie einem jungen Manne vergönnen würden, der ſich zu den Angehörigen Ew. Excellenz zählen dürfte, ſo eröffnen ſie mir die Ausſicht auf ein viel größeres Glück, als ich zu hoffen wagte. Was meine Ausgaben anlangt, ſo reicht mein Sold vollkommen hin, um alle meine Bedürfniſſe zu befriedigen. Jedermann weiß, daß ich arm bin, deshalb erwartet Niemand, daß ich einen überflüſſigen Aufwand zeige. So lange der Feldzug dauert, erhalten wir eine Zulage, von der ich ſogar noch Erſparniſſe zu erübrigen im Stande bin. Fehlt doch ſelbſt die Gelegenheit, Geld auszugeben, bei der Art des Dienſtes, zu welchem mein Regiment ſchon ſeit mehreren Monaten verwendet wird, und ich bin gerade gegenwärtig ein ſehr wohlhabender

Mann. Anders verhält ſich das, wenn ein junger Mann von vornehmer Abkunft bei einer größeren Heeresabtheilung und vollends neben Franzoſen ſteht, wie Ihr Herr Sohn. Und außerdem iſt ein Reiteroffizier leicht bedeutenden Verluſten hinſichtlich ſeiner Pferde ausgeſetzt. Aber ich habe weder ein altes Geſchlecht zu vertreten, noch kann ich viel auf's Spiel ſetzen, wenn ſelbſt der Feind einmal unſer Gepäck plündern ſollte."

Der Freiherr glaubte nicht tiefer auf die Erörterung eingehen zu dürfen. „Ich höre wohl, Herr Lieutenant," ſagte er, „daß Sie in dem Stolze Ihrer glücklichen Unabhängigkeit beharren wollen, und mein Anerbieten zurückweiſen. Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen meine Bereitwilligkeit ſo offen erklärte: die Schuld der Dankbarkeit, die Sie mir auferlegt haben, ſchien mich dazu zu ermächtigen. Denn nachdem der Krieg dieſe unglücklichen Veränderungen in meinem Vaterlande hervorgebracht hat, hab' ich über nichts mehr zu gebieten, als über meine Hochachtung und Liebe, ſo wie über den Theil meines Vermögens, den ich mir noch mitten in der allgemeinen Bedrängniß gerettet. Früher hätt' ich Ihnen vielleicht mit meinem Einfluſſe nützen können. Aber ein Mann von Ihren Eigenſchaften macht ſelbſt die Empfehlungen ſeiner wärmſten Freunde überflüſſig. Im Kriege bricht ſich das Talent von ſelbſt raſch genug Bahn. Die Rückſichten der Verwandtſchaft und Hofgunſt

müſſen dann einem höheren Grundſätze weichen und wenn ich auch manchmal klagen hörte, daß im Frieden bei Beförderungen in Ihrem Heere mehr auf Reichthum und Familienverbindungen, als auf Verdienſt geachtet werde, ſo haben doch gewiß die Feldzüge der letzten Jahre dieſe Angelegenheit umgeſtaltet."

„Ich habe keine Urſache," verſetzte Schmidt, „mich über Vernachläſſigung zu beklagen. Von den Kadetten meines Regimentes war ich nach dem Siege bei Kollin der Einzige, der ſofort zum Offizier ernannt ward, obſchon meine Kameraden auf dieſe Auszeichnung gewiß nicht geringere Anſprüche hatten."

„Und wie es den Anſchein hat, iſt das Vernehmen, in welchem Sie zu Ihren nächſten Vorgeſetzten ſtehen, das glücklichſte."

„Im Allgemeinen wohl, obſchon ich nicht immer mit dem Hauptmanne, der meine Kompagnie befehligt, einer und derſelben Meinung bin," erwiederte der Lieutenant. „Unſere Charaktere haben zu viel Widerſprechendes. Er iſt langſam, ohne Noth bedenklich und keines raſchen Entſchluſſes fähig. Ich hingegen mag wohl häufig zu raſch verfahren, wenigſtens behauptet er es. Doch in einem Punkte bin ich mir meiner beſſeren Ueberzeugung mit vollkommener Sicherheit bewußt, in ſofern ich nämlich die Pflichten meines Berufes niemals meiner Bequemlichkeit unterordne. Dazu hat ſein Hang zur

Ruhe und zum Wohlgenuß das Gute, daß ich dadurch einen größeren Antheil an der Führung der Truppe erlange und leichter Gelegenheit finde, ſelbſtändig aufzutreten. Wäre mein Hauptmann von derſelben Unternehmungsluſt beſeelt, ſo würde jetzt er, anſtatt meiner, an Ihrer Seite ſein. Allein er überläßt mir gerne die Arbeit, die ihm beſchwerlich erſcheint, und hat noch keine Eiferſucht über dieſe Erweiterung meines Wirkungskreiſes bezeigt.“

Leopold Schmidt war zu beſcheidener Natur, als daß er die Perſonen länger mit ſich und ſeinen Verhältniſſen unterhalten hätte, als es die Höflichkeit vorſchrieb. Nachdem er die letzte Frage des Barons beantwortet hatte, wendete er ſich an das Fräulein:

„Der glückliche Sieg unſerer Waffen bei Kunersdorf wird Ihnen nicht unbekannt geblieben ſein.“

„Mein Vater hatte die Güte, mir vorhin zu erzählen, was er von Ihnen darüber gehört,“ verſetzte Mathilde.

„Aber,“ fuhr Schmidt fort, „Sie werden noch nicht wiſſen, welchen Verluſt wir bei der Niederlage der Preußen zu beklagen haben.“

„Die genaueren Umſtände der Schlacht,“ antwortete das Fräulein, „ſind mir in der That fremd.“

„Wir müſſen den Tod eines Mannes betrauern, der, obſchon er im Heere des Feindes focht, dennoch auch

für uns, wie für ganz Deutſchland, verloren ging. Ich ſage den Tod, wiewohl der Schwerverwundete zu der Zeit noch lebte, als die Nachricht von ſeinem Eintreffen in Frankfurt an der Oder hierher abging. Sein Zuſtand war jedoch ſo hoffnungslos, daß man ſeinem Dahinſcheiden mit jedem Augenblicke entgegenſah."

„Sie ſpannen meine Neugierde. Wer iſt es, dem wir eine Wichtigkeit für das geſammte Deutſchland zuſchreiben dürfen, eine Wichtigkeit der Art, daß ſie uns zur Trauer auffordert? Ein feindlicher Heerführer? Sein Verluſt würde nur den Preußen empfindlich ſein. Ein Fürſt, eine Perſon, die von Bedeutung für das Geſchick unſeres Vaterlandes iſt? Ich weiß Niemanden zu nennen, für den dieſe Beziehungen paßten."

„Das Gedicht: „der Frühling" darf ich bei Ihnen als bekannt vorausſetzen, wenn nicht alle jene Hymnen, Oden und Elegien deſſelben Verfaſſers."

„So iſt Kleiſt gefallen!" unterbrach das Mädchen den Redner.

„Der Major Chriſtian Ewald von Kleiſt!" beſtätigte der Offizier und eine Thräne rann aus dem Auge Mathildens, der ſchönſte Zoll der Dankbarkeit und Verehrung, der einem ſterbenden Dichter gewidmet werden kann.

„Sie hatten ſehr Recht, dieſen Todesfall als einen Verluſt der Nation zu beklagen. Wie theuer war der

ſanfte, gefühlvolle Sänger jedem Herzen! Jetzt erſt werden ſeine Bewunderer die ganze Schönheit ſeines Geiſtes und den Reichthum ſeines Gemüthes erkennen lernen.“

„Er ward an der Spitze des Bataillons, das er anführte, nachdem er an dem Tage Wunder der Tapferkeit mit ſeinen Leuten verrichtet und drei Batterien erobert hatte, von einer Kugel getroffen, die ihm die rechte Hand zerſchmetterte. Darauf faßt er den Degen mit der Linken und ſchickt ſich an, auch die vierte Batterie mit Sturm zu nehmen. In dieſem Augenblicke ſtreckt ihn eine Kartätſchenlage zu Boden. Seine Mannſchaft ſcheint ihn für todt gehalten zu haben. Er blieb auf dem Schlachtfelde liegen. Allein noch regte ſich das Leben in ihm. Man hatte ihn aus dem Getümmel getragen und in einem Graben vor dem Kugelregen geborgen. Hier erwachte er aus ſeiner Betäubung, als die Preußen bereits das Feld geräumt und ſich die Koſacken plündernd über daſſelbe verbreitet hatten. Der Major ſchwamm im Blute, ſeine Wunden brannten, hilflos, ohne Verband, ohne Erquickung, ſah er ſehnſüchtig einem mitleidigen Arme entgegen, der ihn aus dem Sumpfe und in ein Lazareth geleiten ſollte. Allein die wilde Horde, die beutedurſtig die Körper der Gefallenen beraubte, kannte kein Mitleid für die Schwäche, kein Erbarmen mit dem menſchlichen Elende. Die Ko-

ſacken entkleideten ihn. Selbſt das bluttriefende Hemd riſſen ſie mit viehiſcher Grauſamkeit von des Verwundeten Leibe. Nackt und bloß ließen ſie ihn dann im Moraſte verblutend zurück. Und Kleiſt wünſchte, von unſäglichen Schmerzen gepeinigt, von der Näſſe und dem Froſte gequält, den Tod herbei, der ihn aus ſeiner Noth erlöſen ſollte. Aber ſein Schickſal war nicht ſo gnädig. Die Wunden, die an ſich ſelbſt das Leben nicht gefährdet hätten, verſchlimmerten ſich bis zur Unheilbarkeit, doch führten ſie den Tod ſo raſch nicht herbei. Der Kampf hatte ſich weit entfernt, die Kanonen ſchwiegen, nur das Stampfen der Reiterei und das Knattern des Kleingewehrfeuers bezeichnete die Richtung, in welcher die Preußen flohen. Keine Hilfe war von dieſer Seite zu erwarten und es näherte ſich die Nacht. Da ſprengten ruſſiſche Huſaren am Graben vorüber. Gerührt von dem kläglichen Zuſtande Kleiſt's warfen ſie ihm einen alten Mantel zu, und etwas Geld und Brod. Aber es kehrten die Koſacken zurück. Ihre kannibaliſche Rohheit beraubt den Verwundeten deſſen wieder, was ihm das Mitleiden geſchenkt hatte, und die Finſterniß brach ein. Eine entſetzliche Nacht, die Kleiſt mitten unter Sterbenden und Leichen zubringen mußte, nur von ſeinem Blute bedeckt! Erſt am Morgen des folgenden Tages fand man ihn auf und er war kaum noch im Stande, einem ruſſiſchen Soldaten, der der

deutſchen Sprache mächtig war, ſeinen Stand und Namen zu nennen. Man hat ihn nach Frankfurt gebracht und es war, wie geſagt, keine Hoffnung vorhanden, daß er die Schlacht um mehr als einige Tage überleben konnte.“

Mathilde ſtreckte bei dieſer Schilderung ihre kleinen, weißen Hände vor die Augen, als wolle ſie ihr Geſicht vor dem Anblicke einer entſetzlichen Scene ſchützen:

„Sie ſind allzu grauſam in Ihrer Schilderung. Welche Opfer fordert der Krieg!“ rief ſie aus. „Welches Elend führt er in ſeinem Gefolge!“

„Und Kleiſt hätte die deutſche Literatur, die ſeit Kurzem erſt ihre Schwingen zu regen beginnt, noch mit manchem Werke beſchenken können. Er war jedenfalls eine ihrer Stützen, obſchon ich ſeinen Geſchmack nicht theile,“ ſagte der Baron.

Dem Fräulein ſchwebte das Bild der Leiden, unter welchen der Dichter geendet, noch immer zu lebhaft vor, als daß ſie ihren literariſchen Liebling gegen den Vater hätte in Schutz nehmen können:

„Gewiß ſterben viele Krieger auf dieſelbe gräßliche Weiſe, aber ſie ſind nicht hochgeſtellt und berühmt genug, als daß ihr Schickſal allgemein bekannt würde!“ klagte Mathilde. „Ein einziger Schlachttag, wie viel menſchliche Qualen mag er koſten! Ich darf mir den Gedanken nicht vorhalten, daß ich einen Bruder und

Freunde habe, die tagtäglich einem ähnlichen Untergange ausgeſetzt ſind.“

Der Offizier ſuchte das Mädchen zu beruhigen:

„Kleiſt's grauſame Behandlung iſt in der Kriegsgeſchichte der neuern Zeit, wenn auch nicht gerade eine Seltenheit, doch Gott ſei Dank, keine gewöhnliche Erſcheinung. Jedem anderen Heere gegenüber, als dem ruſſiſchen, wäre ſein Schickſal ein milderes geweſen. Die Krieger gebildeter Völker achten die Schwäche, leiſten der Hilfloſigkeit ihren Beiſtand. Iſt der Sieg errungen, ſo ſucht man die Verwundeten beider Parteien mit gleicher Menſchlichkeit zu retten, und mit dem Kampfe endet der Haß. Allein der unglückliche Dichter fiel den Koſacken in die Hände, einer Truppe, die eher den Namen von entmenſchten Räubern, als von Soldaten verdient. Feig vor dem entſchloſſenen Feinde, üben ſie ihre entſetzliche Wirkſamkeit nur an Verwundeten und Verſprengten aus und bezeichnen ihre Spur durch Brandſtätten und Trümmer der Verwüſtung. Möchte Deutſchland niemals durch ihre Anweſenheit entwürdigt worden ſein!“

Der Pfarrer Heribert kam und verwickelte den Baron in ein Geſpräch. Der Lieutenant ging mit Mathilden auf der Terraſſe umher, um ihre Blumenanlagen zu betrachten. Der Eindruck der Erzählung von Kleiſt's Ende war noch nicht überwunden und Mathilde

einſilbig in ihrer Unterhaltung. Sie konnte ſich nicht von dem Eindrucke befreien, den ihr die Erzählung des Offiziers zurückgelaſſen hatte.

„Ich habe mich darüber anzuklagen, daß ich Ihre heitere Stimmung störte,“ ſagte Schmidt, „denn ich hätte mich begnügen ſollen, Ihnen ganz einfach den Tod des Majors von Kleiſt anzukündigen, ohne die näheren Umſtände ſeines Endes mitzutheilen.“

„Glauben Sie, daß mir die Verhältniſſe, unter denen der Dichter ſtarb, für immer verborgen geblieben wären?“ verſetzte Mathilde und ſtellte ſich neben den jungen Mann an die ſteinerne Brüſtung der Terraſſe, die auf den Teich hinabſchaute. „Der Vorwurf, den ich Ihnen machte, ging aus einer Schwäche hervor. Wenn es das Schickſal Kleiſt's war, auf die grauſamſte Weiſe zu enden, hat er nicht wenigſtens Anſpruch auf das Mitgefühl, auf die Thränen derer, die ſein Genius entzückte? Nur einen ſchuldigen Tribut bring' ich ſeinem Verdienſte dar, indem ich mir ſeine Leiden vergegenwärtige. Allein ſie erinnern mich zugleich an die Gefahren, denen mein Bruder, denen Sie ſelbſt und alle die unzähligen Krieger, die ſich auf dem großen Schauplatze der jüngſten Begebenheiten bewegen, preis gegeben ſind. Und dieſer bedrückende Gedanke iſt es, der ſich mir aufdrängt.“

Der Lieutenant erfaßte die Hand des Mädchens und drückte ſie an ſeine Lippen:

„So ſchmerzlich ich es bereue, eine trübe Vorſtellung in Ihnen hervorgerufen zu haben, ſo macht es mich doch überaus glücklich, bei der Veranlaſſung zu hören, daß mich Ihr Mitgefühl und Ihre Beſorgniß einſchließt, ſei es auch immer in den weiteſten Kreis Ihrer Bekannten!“

„Nicht in den weiteſten Kreis, in den engſten Cirkel derjenigen, deren Loos ich mit inniger Theilnahme verfolge,“ erwiederte Mathilde mit unverkennbarer Wahrheit des Ausdruckes. „Sie haben mir vielleicht mein Leben erhalten, noch mehr, Sie haben meinem Vater die Freiheit zurückgegeben. Meine Erinnerung an dieſe ritterliche That wird nur mit meinem Leben erlöſchen!“

„Nie iſt ein geringes Verdienſt überſchwenglicher belohnt worden,“ entgegnete Schmidt unter dem hellſten Aufblitzen ſeiner Augen und hielt die Hand des Fräuleins noch immer feſt in der ſeinigen. „Ich handelte als Soldat, wie es mir Pflicht und Gefühl geboten, und der Himmel ſchenkt mir dafür eine Freundin, deren ich ſtets und überall mit Entzücken gedenken werde.“

„Auch einen Freund, der Ihnen viel ſchwerer wiegen muß, als ein junges, ſchwaches Mädchen,“ verſetzte Mathilde.

„Mit allem Eifer werde ich bemüht ſein, mir das

wohlwollende Vertrauen des Herrn Präſidenten zu erhalten," ſprach der Offizier, „denn dadurch allein kann ich die Rechte eines Gliedes ſeiner Familie behaupten, durch deren Verleihung er mich ſo hoch geehrt hat."

„Es iſt ſpät geworden unter unſerem Geplauder," bemerkte Mathilde, ſich gegen die Terraſſe zurück wendend, die von den beiden älteren Herren indeſſen verlaſſen worden war. „Die Sonne iſt ſchon verſchwunden und die Dämmerung hat ſich über das Thal gelagert. Hat mich der Schrecken der verfloſſenen Nacht ſo tief erſchüttert, oder erfüllt mich die herabſinkende Finſterniß mit Furcht: ich kann ein banges Vorgefühl nicht unterdrücken, als ob mir ahnte, daß wir neuen Bedrängniſſen entgegen gehen. Kommen Sie in's Schloß. Ich weiß, das helle Kerzenlicht wird meine ängſtliche Empfindung zerſtreuen."

„Der Eintritt der Nacht hat für mich vielmehr etwas Trauliches und Beruhigendes," ſprach Schmidt wie verklärt und begeiſtert um ſich ſchauend. „Eine milde Luft weht vom Gewäſſer herüber und die Bäume, die auf dem Damme ſtehen, ſcheinen ſich Frühlingslieder zuzuflüſtern, wie Kleiſt ſie ſang. Sie hegen ohne Grund Beſorgniſſe, gnädiges Fräulein, und ich könnte Ihnen aus dem Stande der Armeen nachweiſen, daß die Lage der Verbündeten nie vortheilhafter war.

Aber was ſoll ich Sie mit der Aufzählung von Truppen und Feſtungen langweilen. Glauben Sie meiner Verſicherung, daß die Gegend von Munsheim außer jeder Kriegsgefahr iſt. Vergönnen Sie mir noch einige Augenblicke Ihre Geſellſchaft. Der nächſte Tag kann mich für immer aus Ihrer Nähe führen. Ich habe ſelten mein Herz zu einem Herzen reden laſſen dürfen und indem ich mit Ihnen ſpreche, dünkt es mir, als ſei auch ich nicht heimathlos in die Welt geſtoßen, als dürfe auch ich mich zu den Glücklichen zählen, die ihre Freude, wie ihren Schmerz mit einem anderen, ſchöneren Gemüthe zu theilen haben."

An der linken Seite der Terraſſe befand ſich eine Bank; Mathilde ſetzte ſich darauf. Rund um dufteten die Blumen und erfüllten die Luft mit ihrem gewürzigen Hauche. Ein Waldvogel ſchlug in dem Gebüſche hinter dem Teiche. Er ſchien vergeſſen zu haben, wie lange der Lenz ſchon Abſchied genommen. Schmidt blieb vor der Bank ſtehen, ſein Angeſicht forſchte in den Mienen des Mädchens. Aber beide ſchwiegen, bis auf die kleinen Bemerkungen, die bald der Klarheit des Himmels galten, dem Aufflammen der Geſtirne, oder den einzelnen Lichtern, die ſich im Dorfe nach und nach entzündeten.

Von einem anderen Feuer, welches ſich in ihrem Herzen entflammte, ſprachen ſie nicht. Aber ſie em=

pfanden ſeine wohlthuende Wärme. Darum verſtrich ihnen bei einer ſtockenden Unterhaltung die Zeit ſo ſchnell und die volle Dunkelheit der Nacht war da, ehe ſie es gewahrten. Mathilde erhob ſich, in's Schloß zurückzukehren. Stumm geleitete ſie Schmidt in's Haus.

11.

Mathilde, auf ihrem Zimmer angelangt, ſchritt einige Zeit auf und ab. Der freundliche Schimmer der Lampe, die ihr der Diener gebracht hatte, war nicht im Stande, das wunderbare Gemiſch von geheimer Luſt und ſtiller Sorge aus ihrer Seele zu verbannen. Sie wußte nicht, was ſie fürchtete, und dennoch erbebte ſie vor der Ahnung eines neuen Unheils. Schien es doch, als ſei Alles wieder in's alte Gleis zurückgelenkt, was die Vorfälle der letzten Stunden verrückt hatten. War es nicht ein großes Glück für Vater und Tochter, daß ſie ſich heut Abend, anſtatt in einem Gefängniſſe Dresdens, in ihrem ſichern Hauſe befanden und von jeder Gefahr entfernt? Dennoch dies unruhige Zagen in ihrer Bruſt und zugleich eine Freude, die der Wehmuth glich und eher in Thränen anſtatt in Jubel auszubrechen drohte. Um ihrer Aufregung Herr zu werden, ſetzte ſich das Mädchen an den Tiſch und ſuchte ihr Schreibzeug hervor. Der Wachtmeiſter Bayer wollte nicht länger in Munsheim verweilen, ſondern zum Heere

nach Weſtphalen zurückreiſen, ſobald er die Briefe für den jungen Baron empfangen hätte. Mathilde verſuchte es, ihrem Bruder Bericht zu erſtatten über die Ereigniſſe des verfloſſenen Tages. Mit der Einleitung war ſie bald fertig, — ſie ſchilderte ſehr kurz die Ankunft der Preußen, die Verwundung des Hauptmannes, die Plünderung des Schloſſes. Aber als ſie auf die Befreiung zu ſprechen kam, ward ihr Brief von Zeile zu Zeile ausführlicher. Endlich ſchrieb ſie den Namen Leopold Schmidt's nieder und plötzlich raſtete ihre Hand unwillkürlich. Die Worte fehlten ihr, oder ſie konnte vielmehr dem Ueberfluſſe von Gedanken und Empfindungen nicht gebieten, der auf ſie einſtürzte. Der rechte Ausdruck, die klare Verbindung ſchien ihr zu mangeln. Sie legte die Feder weg und ſtarrte auf das Papier.

„Die Gefühle ſind noch zu neu in mir, die Begebenheiten zu jung für die geordnete Darſtellung. Ich thue beſſer, den Brief morgen zu vollenden," ſprach ſie bei ſich.

Sie ſaß eine Weile in Nachdenken verſunken.

Die rythmiſch tönenden Schritte einer bewaffneten Truppe, die ſich dem Schloſſe zu nähern ſchien, ſchreckten Mathilden auf. Sie eilte an das Fenſter, um in den Hof hinab zu blicken, in welchem ein öſterreichiſcher Wachtpoſten aufgeſtellt war. Wenn Feinde in Anmarſch geweſen wären, ſo hätte der Soldat ihr Anrücken

gewiß nicht ſo ruhig abgewartet, als es der Fall war. Dennoch konnte ſich das Mädchen der Idee nicht ſogleich entſchlagen, daß ein Unheil drohe.

Der Oeſterreicher aber hatte in der heranziehenden Mannſchaft, trotz der Dunkelheit, von Weitem ſchon ſeine Landsleute erkannt. Ein lauter Anruf, eine eben ſo laute Antwort und er blieb ſtill auf ſeinem Platze ſtehen und ſchulterte das Gewehr. Die Soldaten ſtellten ſich im Hofe auf und ihr Befehlshaber verſchwand im Schloſſe.

Es währte eine kurze Zeit, ſo kehrte er zurück und zwar von einer Perſon begleitet, in welcher Mathilde den Lieutenant Schmidt zu errathen glaubte. Eine Laterne beleuchtete die Scene und der Offizier ſchien dem Andern ſo raſch gefolgt zu ſein, daß er vergeſſen hatte, ſeinen Degen anzuſtecken. Die Truppe im Hofe empfing hierauf einige Befehle, dann zerſtreute ſich der größere Theil derſelben und nur drei oder vier Mann blieben zurück, bei denen ſich der Lieutenant befand. Endlich ſetzten ſich auch dieſe in Bewegung und die Ruhe der Nacht trat wieder ein, kaum durch ein leiſes Geräuſch von Menſchen im Schloſſe unterbrochen.

Mathilde athmete erleichtert auf und ſchickte ſich an, zur Ruhe zu gehen. In Kurzem hatte ſie ihr Lager gefunden.

Die Erziehung und das Familienleben unſerer Vor-

fahren war religiöſer als heute, der öffentliche Gottesdienſt eine Pflicht, tägliches Gebet eine unerläßliche Vorſchrift. Auch der Freiherr hatte ſeine Kinder in einer Frömmigkeit erzogen, daß es Mathilde nimmer verſäumt hätte, ihre Hoffnungen und Wünſche dem Himmel gläubig anzuvertrauen, bevor ſie dem Schlummer in die Arme ſank. Beſonders dringend ward ſie heute durch die Erinnerung an die überſtandenen Mühſeligkeiten aufgefordert, ſich in einem brünſtigen Gebete an Gott zu wenden und ihn für die glückliche Rettung ihres Vaters zu preiſen; dann empfahl ſie ihren Bruder, mit dem ſie ſonſt täglich vereint das Abendgebet zu ſprechen gewohnt geweſen, dem Schutze einer höheren Macht und eben ſo wenig vergaß ſie des Mannes, den ſie als ein Werkzeug der Vorſehung betrachtete. Sie flehte die Segnungen des Himmels auf ſein Haupt herab und entſchlief während des Gebets, von deſſen Erfüllung träumend.

Das Fräulein ward am Morgen zeitig geweckt. Sie meinte, dies geſchehe des Briefes wegen, der dem Schreiben des Vaters an Heinrich beigeſchloſſen werden ſollte. Als ſie in das Zimmer des Barons kam, fand ſie zwar den Wachtmeiſter daſelbſt, allein er hatte ſeinen Plan geändert, um einen dringenden Auftrag zu übernehmen. Er empfing ſo eben ein Schreiben von dem Präſidenten, welches mit einer äußerſt

förmlichen Adreſſe verſehen war, und entfernte ſich damit ſo eilig und ſchweigſam, wie eine Perſon, die ein wichtiges und unaufſchiebbares Geſchäft zu beſorgen hat.

„Du wirſt gehört haben, daß geſtern Abends ziemlich ſpät noch eine Abtheilung öſterreichiſcher Soldaten bei uns eintraf," ſagte der Herr von Zedlow.

„Ganz wohl," entgegnete Mathilde. „Ihre Ankunft ſetzte mich anfangs in einigen Schrecken. Doch ſah ich bald ein, daß ich eine Thörin ſei und mich ohne Urſache mit Beſorgniſſen quäle."

„Eine leider richtige Ahnung ſagte Dir, daß uns die neuen Gäſte nichts Erfreuliches brächten," fuhr der Freiherr fort und ſtrich eine braune Locke, die über die Schläfe des Mädchens herabgefallen war, unter das weiße Morgenhäubchen zurück. „Der Hauptmann von Schmidt's Kompagnie iſt angelangt und hat den Platz unſeres Freundes eingenommen." — Dem Fräulein war dieſer Wechſel gewiß eben ſo unangenehm als ihrem Vater:

„So hat uns der Lieutenant auf der Stelle und ohne Abſchied verlaſſen müſſen?" fragte ſie.

„Man hat ihm den Degen abgenommen und ihn in's Stabsquartier des Regimentes geſchickt," erwiederte Zedlow.

„Weshalb?" rief Mathilde und ihre Wangen entfärbten ſich. „So iſt er ein Gefangener?"

„Und ſoll vor ein Kriegsgericht geſtellt werden!“ fügte der Vater hinzu.

Das Fräulein erſchrack ſo heftig, daß ſie ſich auf einen der alterthümlichen Seſſel niederlaſſen mußte, die im Gemache ſtanden. Mathilde hatte, nach Frauenart, eine entſetzliche Furcht vor Allem, was Gericht hieß. Den äußerſten Schrecken aber flößte ihr der Name eines Kriegsgerichtes ein, welche Bezeichnung ſie vielleicht überdies mit Standrecht für gleichbedeutend hielt. Sie hatte ſo oft von Hinrichtungen gehört, die in Folge der Kriegsgeſetze vollzogen wurden und wo die Kugel oder der ſchimpflichere Strang dem Leben der Verurtheilten ein Ende machte; ſie wußte, wie ſchnell man bei ſolchen Gelegenheiten verfuhr, und bei den grauſamen Strafen, die in jener Periode über die Soldaten nur zu häufig verhängt wurden, hatte ſie es während ihres Aufenthaltes in Dresden oft nur mühſam vermocht, den öffentlichen Züchtigungen auszuweichen, die an Fahnenflüchtigen, Meuterern oder Ungehorſamen vollſtreckt wurden. Kein anderer Stand unterlag damals ſo eiſernem Drucke und einer ſo willkürlichen Behandlung als der Soldatenſtand. Wohl Niemand lebte in einer von Militair beſetzten Stadt, der nicht geſehen hatte, wie man unglückliche Ausreißer bis auf den Tod Gaſſen laufen und die gewaltſam gepreßten Opfer der Kriegszucht von blutigen Geiſelhieben zerfleiſchen ließ. Waren auch die Offiziere

dieſen entwürdigendſten körperlichen Züchtigungen enthoben, ſo gab es doch für ihre Vergehungen Strafen, deren Härte mit dem Verfahren gegen den gemeinen Mann im Verhältniß ſtand: infamirende Entlaſſung aus dem Kriegsdienſte, Entſetzung von den bekleideten Ehrenſtellen, wobei man ihnen die Auszeichnungen ihres Ranges öffentlich von den Kleidern riß, Kerker in den unterirdiſchen Gefängniſſen der Feſtungen, oder Todesſtrafe. Eine Reihe von abſcheulichen Bildern dieſer Art ſchwebte dem Mädchen vor, als ſie die Nachricht empfing, daß Schmidt vor einem Kriegsgericht vernommen werden ſollte, und eine gute Weile hörte ſie kaum, was der Vater ſagte, um ſie über das muthmaßliche Schickſal des jungen Mannes etwas zu beruhigen.

„Weiß man denn, weſſen man den Lieutenant anſchuldigt?“ unterbrach ſie die Rede des Präſidenten. „Wir müßten uns gänzlich in ihm getäuſcht haben, oder es waltet ein Irrthum ob, der ſich bald zu ſeinem Gunſten aufklären muß! Ich halt' ihn kaum einer unklugen oder leichtſinnigen Handlung fähig, aber ganz unmöglich eines Verbrechens.“

„So ſehr ich Deine Meinung theile,“ erwiederte Zedlow, „ſo laſſen ſich doch bei einem Manne, der ſo vielfachen und ſtrengen Pflichten genügen ſoll, wie ein Soldat im Felde, manche und ſelbſt die edelſten Handlungen unter gewiſſen Bedingungen zu einem Verbrechen

ſtempeln. Ja ſie können ſogar wirkliche und höchſt ſtrafbare Uebertretungen der Kriegsgeſetze ſein. Allein ich hoffe, daß man den Lieutenant Schmidt in dieſem Falle keines Schrittes bezüchtigen kann, der nicht durch die Umſtände vollkommen gerechtfertigt werden dürfte. Die Punkte der Anklage, ſo weit ich ſie bis jetzt kennen lernte, ſind folgende: Ueberſchreiten ſeiner Befugniß als Befehlshaber des gegen die Preußen abgeſchickten Commando's, indem er nach dem Ueberfalle bei Munsheim nicht ſofort mit ſeinen Leuten in die Quartiere der Kompagnie zurückkehrte. Eigenmächtige Entſcheidung über die Gefangenen, zu denen man auch die Leiche des Oberſten rechnet, welche Schmidt ruhig weiter ziehen ließ, ohne erſt höheren Orts deshalb anzufragen. Endlich aber macht man ihm den ſchwerſten Vorwurf aus dem Umſtande, daß er das Gefecht, ohne alle weitere Veranlaſſung, als die Gefährdung einiger Frauensperſonen, muthwillig abbrach, den Preußen, die beinah ſchon als Gefangene gelten konnten, freien Abzug gewährte und ſich auf dieſe Weiſe Vortheile entſchlüpfen ließ, die bereits mit öſterreichiſchem Blute erkauft waren.“

„Gerechter Gott,“ rief Mathilde und faltete die Hände, „ſo iſt der arme Mann blos um unſertwillen in eine Lage gekommen, die ihn plötzlich aller ſeiner frohen Hoffnungen auf Anerkenntniß ſeines Verdienſtes,

auf Lob und Beförderung beraubt, wenn ſie ihn nicht geradezu in's Verderben ſtürzt! Allein iſt es denn möglich, daß man Jemanden auf ſolche abgeſchmackte Vorwürfe hin verurtheilen kann? Sitzen nicht Offiziere über ihn zu Gericht, die das Verhältniß klarer durchſchauen, die Handlungsweiſe des Lieutenants beſſer zu würdigen verſtehen? Und vor Allem, lieber Vater, ſind Sie nicht im Stande, indem Sie ſich an den Inhaber des Regimentes, oder an den General ſelbſt wenden, zu einer raſchen und günſtigen Entſcheidung in dieſer Sache beizutragen?"

„Abgeſchmackt möcht' ich die Anklagepunkte nicht in jeder Hinſicht nennen," entgegnete Zedlow, „ſo gern ich mich auch überzeugt halte, daß ſie ohne große Schwierigkeit zu widerlegen ſein werden. Eben ſo wenig bin ich des Glaubens, daß die Mitglieder eines öſterreichiſchen Kriegsgerichtes den Fall ſo leicht nehmen und ſo mild beurtheilen werden, als er Dir und mir erſcheint. Der Lieutenant Schmidt hat allerdings eigenmächtig gehandelt und das iſt im kaiſerlichen Heere, wo man ſelbſt den Oberfeldherrn von Wien aus die Kriegspläne genau vorſchreibt und ſie auch dann für das Abweichen von den gegebenen Anordnungen verantwortlich macht, wenn die Umſtände gebieteriſch andere Maßregeln erforderten, oder eine nicht im Voraus berechnete Unternehmung gelang, die nur auf dem

Benutzen der zufällig gebotenen Gelegenheit beruhte, — ein ſolches eigenmächtiges Handeln, ſage ich, iſt dort ein ſchweres Verbrechen, am meiſten bei einem ſubalternen Offiziere. Aber man müßte die Nothwendigkeit von dem Verfahren des Lieutenants nachzuweiſen ſuchen, und daß ich zu dieſem Zwecke Alles thun werde, was in meinen Kräften ſteht, brauch' ich Dir nicht zu verſichern. Vorläufig bleibt der Wachtmeiſter hier zurück, um als Zeuge auftreten zu können, und ſo eben reitet er mit einem Schreiben von mir zu dem Regimentscommandanten, worin ich um Aufſchub jedes Schrittes bitte, bis ich gehört worden bin. Hätte der Hauptmann die Maßregeln Schmidt's gebilligt, wie der Letztere zuverſichtlich vorausſetzte, ſo wäre der Lieutenant nur belobt worden, anſtatt in eine Verlegenheit zu gerathen. Allein niedrige Eiferſucht und Mißgunſt wegen des glücklichen Erfolges des Ueberfalles haben die glimmenden Kohlen in den Holzſtoß getragen. Der Hauptmann fühlt die Ueberlegenheit ſeines Untergebenen, beneidet ihn um ſein Anſehen im Regimente, mißgönnt ihm die Auszeichnung, die ihm nach den letzten Ereigniſſen geworden wäre, um ſo mehr, als er ſich ärgert, die vortreffliche Gelegenheit ſelber unbenutzt gelaſſen zu haben. Darum hat er aus dem Rapporte und den Ausſagen der Ordonnanz, die ihn überbrachte, eine Anklage zuſammengeſchmiedet, auf die der argloſe

Lieutenant, ſeinem biedern Charakter nach, nicht gefaßt ſein konnte.“

„Es iſt nicht denkbar, daß die hinterliſtige Falſchheit einen ſo plumpen Triumph feiert!“ betheuerte Mathilde. „Aber ſelbſt wenn es Schmidt nicht gelänge, ſich von jeder Anſchuldigung zu rechtfertigen, was würde man ihm denn anhaben können? Gibt es denn auch Strafen für allzu eifrige Pflichterfüllung? Oder kann man es Jemandem zum Verbrechen anrechnen, daß er menſchlich war und das Leben Unſchuldiger und Wehrloſer nicht den Gefahren eines mörderiſchen Handgemenges ausſetzen wollte?“

„Aus dieſem Geſichtspunkte wird man eben den Fall nicht betrachten,“ erklärte der Freiherr. „Welche Strafe übrigens über den Lieutenant verhängt werden dürfte, wenn er ſchuldig befunden wird, vermag ich nicht zu entſcheiden.“

Die gefährliche Lage, in die Mathilde ihren Freund verſetzt ſah, ſteigerte ihre Gefühle für ihn. Sie richtete noch hundert Fragen an ihren Vater, um ſich über Alles die genaueſte Kenntniß zu verſchaffen, was von Einfluß auf das Loos des Lieutenants ſein konnte. Aber wie bereitwillig ſich auch der Freiherr zeigte, ſeiner Tochter jede Auskunft zu ertheilen und mit ihr die Maßregeln zu berathen, die zu Gunſten des Gefangenen zu nehmen ſeien, ſo wurden dadurch doch die obwalten-

den Schwierigkeiten nicht beſeitigt, noch gelang es dem Fräulein, ihrer Bekümmerniß Herrin zu werden. Das Frühſtück, welches ſchon vor einer Stunde auf den Tiſch geſtellt worden war, blieb von ihr unberührt und Mathilde vergaß auch, ſich des Predigers Heribert zu erinnern, obſchon ſie wußte, daß er ohne ihre Fürſorge, vertieft in gelehrte Unterſuchungen, ganz beſtimmt bis zum Mittage faſten werde.

Endlich trat der Kammerdiener ein und meldete, daß der Hauptmann Graf von Mirzach dem Herrn Präſidenten ſeinen Beſuch zu machen wünſche. Mathilde eilte, dem Anblicke der verhaßten Perſon zu entfliehen, welche die Schuld aller ihrer gegenwärtigen Beſorgniſſe trug. Sie verließ das Zimmer. Draußen auf dem Vorſaale aber begegnete ſie dem Offizier, der ſeiner Anmeldung unmittelbar nachgefolgt war. Der Einfluß mächtiger Verwandtſchaft und der Beſitz anſehnlicher Güter hatten ihn zu einem Poſten erhoben, der, ſo unbedeutend er in einem großen Heere immer ſein mag, dem Grafen dennoch nicht gebührte, wenn nicht anders Liebe zum Wohlleben, Hang zur Trägheit, Stolz und kleinlicher Neid zur Erlangung von Offiziersgraden berechtigen. Der Hauptmann ſtand ſtill und grüßte die Dame. Sein erſtaunter Blick brannte auf dem Antlitze des Mädchens. Ihren flüchtigen Gegengruß und das ſchnelle Vorüberſchreiten ſetzte er auf Rechnung des

Morgenanzuges, den das Fräulein noch nicht abgelegt hatte. Als die bezaubernde Geſtalt verſchwunden war, kräuſelte ſich der Graf mit wohlgefälligem Lächeln den dunkeln Schnurrbart, fuhr mit der Hand von dem braunrothen, begehrlichen Geſichte über die Knöpfe der Uniform herab, legte ſeinen Hut in den eingebogenen linken Arm und winkte dem Diener, daß er ihm die Thüre zum Zimmer des Präſidenten öffne.

12.

Die Entfernung des Königs von Preußen ſo wie das Zurückziehen ſeiner Truppen aus Sachſen hatte in der That der Reichsarmee die lockendſte Gelegenheit zu leichten Eroberungen geboten. Ihr Feldherr, der Herzog von Zweibrücken, rückte zunächſt vor Leipzig, und der preußiſche General, der dieſe offene Stadt mit ſeiner geringen Anzahl von Mannſchaften zu behaupten nicht im Stande war, ſah ſich genöthigt, gegen die Bewilligung eines freien Abzuges den Feinden die Thore zu eröffnen. Von hier warf ſich der General Kleefeld mit fünftauſend Mann auf Torgau, welches ebenfalls keine regelmäßige Feſtung und nur durch Wälle und Mauern, ſo wie durch eine kleine Abtheilung von Preußen unter einem Oberſten vertheidigt war. Die Belagerten gaben ſich die Miene, als wollten ſie ſich auf Unterhandlungen einlaſſen, erhielten aber während des achttägigen Waffenſtillſtandes, der ihnen zugeſtanden ward, Verſtärkungen von Wittenberg her. Die Belagerer jedoch vermehrten ſich nach der Ankunft von ſechstauſend Mann friſcher

Truppen, worunter auch Oeſterreicher, über das Doppelte und der Prinz von Stollberg übernahm nun den Oberbefehl über dieſelben. Man ſuchte ſich der Vorſtädte zu bemächtigen; die Preußen ſchlugen den Angriff zurück und brannten ſie ab. Desgleichen verunglückte ein zweimaliger Sturm auf Torgau, und ein kühner Ausfall vertrieb die Belagerer von der Elbe, wo ſie eine Batterie angelegt hatten. Ein allgemeines Sturmlaufen, welches ſich viermal wiederholte, war eben ſo fruchtlos. Der muthige Commandant der Stadt wagte mitten im Sturme, der rund um die Mauern wüthete, einen Ausfall, kam den Belagerern in den Rücken und nöthigte ſie, ſich mit großem Verluſte zurückzuziehen. Endlich aber fehlte es den Preußen an Pulver. Sie knüpften Unterhandlungen an und übergaben die Stadt, da ſich durchaus keine Hoffnung auf Entſatz zeigte.

Wittenberg, gegen das ſich jetzt die Unternehmungen der Reichstruppen richteten, hatte eine unzuverläſſige Garniſon. Die bei Pirna mit Gewalt zu den preußiſchen Fahnen errafften ſächſiſchen Soldaten warteten nur auf die Gelegenheit, zum Feinde überzutreten. Daher räumte der General Horn die Feſtung und rettete ſeine Truppen nach Magdeburg. Auch Belgern, Strehla, Rieſa und Mühlberg ward von dem Reichsheere beſetzt, welches ſich nun an der Elbe hinaufzog, um in Gemeinſchaft mit den Oeſterreichern Dresden zu belagern.

Von dieſen Vorfällen drang die Kunde auch nach Munsheim. Wie zweifelhaft der Freiherr anfangs im Beurtheilen der Früchte geweſen, die man dem Kunersdorfer Siege zu verdanken haben werde, ſo erfüllte ihn doch die Mittheilung der Anſtalten, die zur Eroberung Dresdens getroffen wurden und über die der Hauptmann von Mirzach genau unterrichtet war, mit der größten Freude. Endlich ſchienen ſich die Hoffnungen der ſächſiſchen Patrioten in der That zu erfüllen und ſo wenig Angenehmes die Perſon des öſterreichiſchen Offiziers übrigens für den Präſidenten hatte, ſo war ſie ihm doch die Ueberbringerin willkommener Nachrichten. Fiel Dresden in die Hände der Verbündeten, ſo ſchien Sachſen befreit, der König von Preußen von ſeinen ergiebigſten Hilfsquellen abgeſchnitten und ein baldiges Ende des Kriegs zu erwarten.

Dies war der Gegenſtand, von welchem ſich der Präſident und der Hauptmann während des Morgenbeſuches unterhielten, der Mathilden von der Seite ihres Vaters vertrieben hatte. Die Höflichkeit erforderte, den Offizier als Gaſt des Hauſes zur Tafel zu ziehen, bei der auch das Fräulein nicht ausbleiben durfte. Als der Freiherr ſeine Einladung für den Mittag an den Oeſterreicher ſchon gerichtet hatte und ſich dieſer eben empfehlen wollte, ergriff Zedlow ſeine Hand und ſprach, den Blick feſt auf das Auge des Andern richtend:

„Es wird Sie nicht Wunder nehmen, Herr Graf, wenn Sie erfahren, daß mich im Augenblicke nichts lebhafter intereſſirt, als das Schickſal des Lieutenant Schmidt. Was er gethan ſowohl, als was er unterlaſſen, es geſchah für mich und ich fühle mich ſelbſt dafür verantwortlich. In Ihren Händen liegt viel, wenn nicht Alles. Handelte der Lieutenant nach Ihren Befehlen, oder wollen Sie wenigſtens, nach genauerer Kenntnißnahme von den näheren Umſtänden, ſeinen Anordnungen Ihre nachträgliche Billigung nicht verſagen, ſo iſt der Spruch des Kriegsgerichtes mit Gewißheit im Voraus zu beſtimmen, wenn nicht ganz zu umgehen. Ich wende mich an Sie als an einen Edelmann, ich rufe Ihre kameradſchaftliche Liebe für den Ihnen beigegebenen Offizier auf, Ihre Menſchlichkeit und Ihre ſichere Einſicht: laſſen Sie ſich vermögen, die Irrungen wieder auszugleichen, die Sie herbeigeführt haben und deren Nachtheil einen Unſchuldigen treffen würde, deſſen Charakter mir die größte Hochachtung eingeflößt hat.“

Der Hauptmann hatte wenigſtens die Artigkeit gehabt, der Bitte des Freiherrn ſeine volle Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Als dieſer ſchwieg, blies er gegen die Federn ſeines Hutes, neſtelte an dem Wehrgehenke und dem Portepée, drehte an den Spitzen ſeines Bartes und ſchien ſich auf eine Antwort zu beſinnen, durch die er

dem Geſuche des Barons am leichteſten ausweichen könnte. Nach einer Pauſe erwiederte er:

„Ueber das Loos des Lieutenants hab' ich nun nicht mehr zu beſtimmen. Die Anzeige iſt einmal gemacht, die Entſcheidung beruht auf den höheren Autoritäten. Und in der That hat auch Schmidt ſehr gefehlt. Ich war es meiner Stellung und Pflicht ſchuldig, ſeine Uebergriffe zur Anzeige zu bringen. Vielleicht, wenn ich gewußt hätte, mich Ihnen durch mein Schweigen zu verbinden, daß ich dann mildere Maßregeln nahm. Aber jetzt iſt jedes Bedauern zu ſpät. Der Lieutenant Schmidt kann ſich mir gegenüber nicht über den Mangel kameradſchaftlicher Geſinnungen beklagen. Stets ſah ich von ſeiner Herkunft ab. Ich behandelte ihn nur als Offizier und ließ ihm eher zu viel als zu wenig Freiheit bei der Führung der Kompagnie. Ein anderer Vorgeſetzter hätte ihn wohl fühlen laſſen, daß er ein Emporkömmling ſei. Von mir hat er dergleichen nie erfahren."

„Ich bin von der Unbefangenheit Ihrer Geſinnungen völlig überzeugt," fiel hier der Präſident in einem mehr beſtimmten als geſchmeidigen Tone ein. „Auch zweifle ich nicht, daß Sie das Vorurtheil verachten, als befähige die Geburt mehr als das Talent zur Erlangung von militäriſchen Ehrenſtellen. Eben ſo darf ich aber auch vermuthen, daß der Lieutenant Schmidt im Dienſte

und außerhalb deſſelben nicht leicht einen Vorwurf auf ſich geladen, noch es geduldet hätte, ihn anders als einen echten Kavalier zu behandeln. Daher frage ich bei Ihnen an, wollen Sie mich in dem Beſtreben unterſtützen, die Nachtheile, welche den Lieutenant aus der Anklage treffen könnten, von ihm abzuwenden?“

Der Ernſt und die Entſchiedenheit, mit welcher der Präſident seine Frage ausſprach, nöthigten dem Hauptmann eine unumwundene Erklärung ab:

„Ihr Wunſch, Herr Präſident, würde mir unter anderen Umſtänden als Befehl gelten. Aber ich begreife nicht, was ich für den Lieutenant unternehmen kann. Dazu überſchätzt Ihre Großmuth die Verdienste Schmidts. Was er hier ausführte, war nichts, als daß er auf meinen Befehl ein preußiſches Commando überrumpelte, welches ganz in ſeine Gewalt gefallen wäre, hätte er dabei etwas mehr Gewiſſenhaftigkeit und Geſchick bewährt.“

„Sie entſchuldigen, Herr Graf, wenn ich Ihrer Behauptung als Augenzeuge widerſpreche. Das Gefecht war von der Art, daß es nicht anders beendet werden konnte, wenn die Todesgefahr meiner Tochter und meine Bitte überhaupt einige Berückſichtigung finden ſollte.“

„Es iſt ſehr verzeihlich, daß Ew. Excellenz die väterliche Angſt den ſchlimmſten Ausgang vorſpiegelt,“ widerlegte Mirzach, „allein trauen Sie der Verſicherung

eines Mannes von Fach, daß eine von der Uebermacht umringte Truppe gar bald die Waffen ſtreckt.“

„Was andere Heere anlangt, ſo will ich dieſen Satz nicht beſtreiten,“ entgegnete Zedlow mit Bitterkeit, „doch ſind die Preußen daran gewöhnt, an Anzahl weit überlegene Feinde um ſich zu erblicken und ſie — zu ſchlagen.“

Obſchon der Offizier in der Bemerkung kein Compliment für ſich oder die Armee erkennen konnte, ſo ließ er ſich doch nicht aus der Faſſung bringen. Mit dem Bewußtſein der beſſeren Urtheilsfähigkeit ſprach er:

„Um ſo feſter muß man ſie halten, wenn ſie einmal gefangen ſind. Aber ich erkenne wohl, daß Sie mir in einem Falle nicht beipflichten können, Excellenz, in dem Sie auf die edelmüthigſte Weiſe Partei nehmen, und ich füge hinzu, daß ich den Fehler des Lieutenants verzeihlicher finde, nachdem ich vorhin das Glück hatte, das gnädige Fräulein, wenn auch nur flüchtig, zu ſehen.“

Der Präſident verneigte ſich mit einem kalten, faſt ſpöttiſchen Lächeln. Doch hielt er es ſchon nicht mehr der Mühe werth, Schmidts Rechtfertigung dem Hauptmann gegenüber fortzuſetzen. Indeſſen entwickelte der Graf ſeine Meinung mit Selbſtgefälligkeit:

„Kriegsgerichte dürfen auf zartere Sentiments kein Gewicht legen. Ich würde vielleicht der nämlichen Schwäche ſchuldig geworden ſein, aber unter keiner Be-

dingung hätt' ich über die Gefangenen verfügt, wie Schmidt gethan, und nach Gutdünken entlaſſen und behalten, was mir in die Hände fiel. Zu einer ſolchen Eigenmächtigkeit war kaum ein Stabsoffizier berechtigt. Was endlich das Zurückbleiben des Lieutenants in Munsheim betrifft, ſo lief dies ganz wider meinen Willen. Wollte er Ihnen eine Sicherheitswache geben, ſo reichten dazu zwanzig Mann unter einem Korporale aus. Ich muß meine Compagnie zuſammenhalten, um in jedem Augenblicke darauf gefaßt zu ſein, mit dem Regimente gegen Dresden zu marſchiren und an der Eroberung dieſer Stadt Theil zu nehmen."

„So muß ich mich wundern," konnte ſich hier der Präſident nicht zu ſagen entbrechen: „daß wir trotz dieſer Erklärung jetzt das Vergnügen haben, ſtatt eines Lieutenants den Hauptmann der Compagnie in Munsheims Mauern zu beherbergen."

„Das Regiment iſt ſeitdem um eine Meile weiter vorgeſchoben worden," antwortete der Offizier mit einem Anfluge von Verwirrung auf dem Geſichte. „Da ſich die Stellung der ganzen Maſſe verändert hat, ſo iſt auch die mir zugehörige Compagnie um ſo weiter vorgerückt."

„Alſo mit der Mittagsglocke, Herr Graf," wiederholte der Präſident, „darf ich Sie im Speiſezimmer erwarten?"

„Zu Ew. Excellenz Befehl,“ entgegnete der Hauptmann mit einer tiefen Verbeugung und empfahl ſich.

Während ſeine Schritte auf dem Vorſaale verhallten, trat der Freiherr an das Fenſter, als erwarte er die baldige Erſcheinung Jemandes. „Bei dem Hauptmann iſt nichts auszurichten,“ ſprach er bei ſich. „Hoffentlich iſt bei den höheren Offizieren eine beſſere Einſicht und beſſerer Wille vorhanden, und Bayer kehrt mit guter Botſchaft zurück. Wäre ſeine Antwort unbefriedigend, ſo müßte ich mich darauf gefaßt machen, mit meiner Verwendung bis an die äußerſten Inſtanzen zu gehen.“

Unterdeſſen ſtellte der Hauptmann ſeine Leute nicht allein zur Muſterung im Hofe auf, ſondern er begann ſodann auch mit einem Eifer, deſſen ſich die Compagnie ſeit lange nicht bei ihm zu erinnern wußte, Uebungen abzuhalten, die bis zur Mittagsſtunde währten. Märſche und Schwenkungen wurden ausgeführt, Sturmcolonnen gebildet und Vierecke zur Vertheidigung gegen Reiterei geſchloſſen, in's Dorf hinaus geplänkelt, die zerſtreuten Glieder wieder geſammelt und zu einer langen Linie vereinigt, bis ſie endlich in Parade, angeführt vom Fähnrich und dem zweiten Lieutenant, der ſein Quartier ſeit geſtern Abend in dem Forſthauſe genommen hatte, vor dem Grafen vorüber defilirten. Der Hauptmann hatte ſich dabei durch Geſchrei und Schelten ſo heftig angegriffen, daß er erſchöpfter war, als ſelbſt die jüngſten

Rekruten ſeiner Truppe, mit dem einzigen Unterſchiede, daß ſie außer ihren ermüdeten Füßen und Armen noch einige blaue und röthliche Denkzeichen an ihren Körpern mit nach Hauſe trugen.

Der Hauptmann verließ den Hof, um ſich für die Mittagstafel umkleiden zu laſſen. Gewiß wäre er viel früher von dem Uebungsplatze geſchieden und hätte denſelben nicht nur paſſender draußen auf den Stoppelfeldern ausgewählt, ſondern ſich auch nicht ſo gewaltig abgearbeitet, hätte er errathen, welches Zimmer das Fräulein von Zedlow bewohnte. Kaum war nämlich vorhin der rauhe Ton von des Grafen Stimme zum erſten Male von den alten Wänden des Schloſſes abgeprallt, als ſich eine grüne Gardine hinter einem gewiſſen Fenſter des erſten Stockwerkes niederſenkte, trotz dem, daß die Morgenſonne längſt zuvor ſchon in den Räumen jenes Gemaches heimiſch geworden war. Mathilde, auf deren mädchenhafte Neugier die Eitelkeit des Grafen gerechnet hatte, ſchloß ſich die Ausſicht auf den Hof ab und die Vorhänge wurden nicht eher wieder zurückgezogen, als bis das kriegeriſche Schauſpiel beendet war.

Es ward zur Tafel gerufen und das Fräulein mußte ihren Widerwillen gegen den unwillkommenen Gaſt für eine Stunde überwinden. Er trat bald nach ihr im Speiſezimmer ein. Aber als ihm der Baron ſeine Tochter und den Prediger Heribert vorgeſtellt hatte, knüpfte

Mathilde ein ſo lebhaftes Geſpräch mit dem Geiſtlichen an, daß die Unterhaltung des Gaſtes zunächſt ganz allein den Erzeugniſſen der Küche und der Fürſorge des Präſidenten überlaſſen blieb.

Wie ſtark auch die Abneigung war, die das Fräulein gegen den Hauptmann empfand, ſo geht doch der Haß eines Mädchens niemals ſo weit, ſich der Perſon, der ſie abhold iſt, deshalb in einer häßlichen Tracht und mit Vernachläßigung ihres Aeußern zu zeigen. Es war Sitte im Schloſſe, daß die Geſellſchaft, die bei Tafel erſchien, ſich in einer Art von feierlichem Koſtum einfand, ſelbſt wenn kein Gaſt zugegen war. Der Baron hatte den Gebrauch von der Reſidenz her beibehalten, wo er zu dieſer Zeit des Tages ſchon mehrere Stunden auf der Kanzlei gearbeitet, Beſuche empfangen oder erwiedert hatte. Auch in Munsheim ließ er ſich zur beſtimmten Stunde des Vormittags ſo ſorgfältig friſiren, als ob er bei Hofe vorfahren ſolle; dann vertauſchte er die bequemen Morgenpantoffeln mit Schuhen, deren Schnallen von Diamanten blitzten, und legte einen braunſammetnen Frack an, der mit einer Ordensdecoration und koſtbaren Knöpfen geziert war. Ein niedriges ſchneeweißes Halstuch mit geſtickten Zipfeln, das Hemd und die Handkrauſen von gleicher glänzender Farbe, eine tief hinabgehende brocatne Weſte, kurze Beinkleider, aus deren Taſche eine juwelenbeſetzte Uhrkette herabhing,

und Strümpfe von grauem Seidenſtoffe machten die übrigen Beſtandtheile des Anzugs aus. Der Magiſter Heribert ließ in ſeiner einfachen Kleidung nicht viel Abwechſelung bemerken. Doch erſchien er bei Tiſche immer in der weißgepuderten Perücke und den Hut unter dem Arme. Mathilde aber hatte ſich heute — ſie glaubte, nur um der Langeweile zu entgehen — mit einem großen Aufwande von Zeit geſchmückt. Ihr Haar war von allen Seiten glatt gegen den Scheitel emporgekämmt, wo ſich ein kunſtvolles Gebäude von Locken, Puffen und Zöpfen erhob, die mit einer blaßrothen Schleife endigten. Obſchon die natürliche dunkelbraune Farbe des Haares vom Puder verſteckt ward, ſo beraubte doch der modiſche Gebrauch des verfloſſenen Jahrhunderts ihr Geſicht keines ſeiner Reize. Vielmehr hoben ſich die zarten Züge dadurch zum freundlichſten Ausdrucke und die dunkeln Augen ſchienen deſto helleren Glanz zu erhalten. Der weiße Hals war von einer kurzen, vielfach gegliederten goldenen Kette umgeben, die ſo genau paßte, daß man hätte glauben ſollen, der Goldſchmied habe nach dem Maße gearbeitet, und welche von einem Schloſſe zuſammengehalten ward, in welchem Brillanten einen Bluttopas einfaßten. Das Kleid, welches ſich von den Schultern herab über ihre Glieder ergoß, war von Atlas und bot einen edlen Faltenwurf dar. Es hatte enge, kurze Aermel, die mit

Spitzen beſetzt waren, unter welchem ſich ein runder, blühender Arm hervordrängte, der mit einer ſchmalen, faſt durchſichtigen Hand endete.

Der Hauptmann gerieth beim Anblicke Mathildens in eine Bewegung der Bewunderung und des Erſtaunens. Selbſt dem Präſidenten gegenüber fehlte ihm die Sicherheit, die er am Morgen beſaß. Es iſt von weit bedeutenderem Einfluſſe, unter welcher äußeren Form Jemand auftritt, als von Vielen geglaubt wird. Der Miniſter in ſeiner Staatskleidung iſt ein doppelt mächtiger Herr, der König im Jagdrock nur ein vornehmer Waidmann, aber im Krönungsornate ein geſalbtes Haupt, den alle Majeſtät ſeiner Würde umgibt. Wie zauberhaft Frauen durch einen prächtigen und gutgewählten Schmuck zu wirken und die Gewalt ihrer Erſcheinung zu ſteigern wiſſen, bedarf kaum der Erinnerung. Je unſicherer die Grundlagen der geiſtigen und Herzensbildung eines Menſchen ſind, deſto mehr aber wird er von den Eindrücken einer ſinnlichen Symbolik beherrſcht.

Hätte der Freiherr dem Grafen ſeine Wünſche in Bezug auf die Anklage des Lieutenant Schmidt in dieſer Stunde vorgetragen, wo ſich der Hauptmann von der eleganten und förmlicher ausgeſtatteten Umgebung lebhafter darauf hingewieſen fühlte, daß er einer Perſon von Range gegenüberſtand, und wo ihm die Gegenwart Mathildens imponirte, ſo würde ſeine Weigerung,

wenn nicht ſelbſt verſchiedenen Inhalts, doch in der Faſſung und im Ausdrucke weniger beſtimmt geweſen ſein. Schwerlich aber hätte der Baron die Geſinnung ſeines Gaſtes ſo klar durchſchauen gelernt, als in dem offeneren Geſpräche am Morgen.

Dem Grafen war es um jeden Preis darum zu thun, zu einer Unterhaltung mit dem Fräulein zu gelangen. Deshalb erwiederte er mit Zerſtreuung die gleichgiltigen Fragen ſeines Wirthes und horchte eifrig auf die Worte, die zwiſchen Heribert und der Dame gewechſelt wurden, um darin die Gelegenheit zur Theilnahme an dem Geſpräche zu entdecken. Als ihm dies nicht glückte, wendete er ſich an Mathilden und bat um Entſchuldigung, wenn er ſie am heutigen Vormittage durch die Uebungen ſeiner Mannſchaften auf dem Schloßhofe geſtört habe.

„Wir ſind des kriegeriſchen Lärmens in unſerem Dorfe ſchon ſo gewöhnt,“ verſetzte Mathilde, „daß er uns nicht mehr bemerkbar wird.“

„Die Schuld davon liegt nicht an den Soldaten, ſondern an den Zeitverhältniſſen,“ ſagte der Graf. „Uebrigens dürfen die glänzenden Cirkel Dresdens bald auf Ihre Rückkehr rechnen, mit der Sie hoffentlich nicht zögern werden, ſobald die Reſidenz geöffnet iſt.“

„Die Kunde der Eroberung Dresdens wird uns als ein hocherfreuliches Ereigniß gelten, obſchon ich mit der

Einſamkeit meines Aufenthaltes auf Munsheim ganz zufrieden war, ſo lange ſie nicht durch die Nähe von Truppen unterbrochen und gefährdet ward."

„Sie meinen doch nur die Gegenwart feindlicher Truppen?" fragte der Graf, einer entſprechenden Antwort ſicher.

„Feindlicher und Verbündeter, denn die Anweſenheit der Einen zieht immer auch bald die Ankunft der Anderen nach ſich."

„So erfreuen ſich alſo die Soldaten Ihres Wohlwollens nicht?"

„Es kommt auf ihr Auftreten an, mein Herr, welches friedlichen Bewohnern nur zu oft furchtbar iſt."

„Ein hartes Urtheil über meinen Stand, gnädiges Fräulein," fuhr der Graf fort, den aufgenommenen Faden begierig weiter zu ſpinnen. „Aber wohl erklärlich nach den rohen Unbilden, die ſich die Feinde auf dieſem Schloſſe und gegen Ihre Perſon erlaubt. Der Lieutenant Schmidt ward vom Glück ſo neidenswerth begünſtigt, Ihnen bei dieſer Veranlaſſung von einigem Nutzen ſein zu dürfen." Bei dieſer leicht hingeworfenen Bemerkung nahm die Miene des Grafen einen lauernden Ausdruck an.

„Ich denke nicht, daß ſein Loos Ihren Neid verdient," ſprach die Dame, „nachdem der brave Offizier

verhaftet worden iſt und vor ein Kriegsgericht geſtellt werden ſoll.“

„Wollten Sie ſeine Vertheidigung übernehmen, ſo würden es die Richter nicht vermögen, ihn eines Fehlers für ſchuldig zu erachten,“ entgegnete der Graf und lächelte über ſeinen Einfall.

„Mit dem größten Eifer wollte ich mich ſeiner Vertheidigung unterziehen,“ verſicherte Mathilde ernſthaft, „wenn anders mein Geſchlecht mir einen ſolchen Schritt geſtattete.“

Der Graf ward nicht angenehm berührt durch das Feuer, mit dem das Fräulein ſprach. Ihr vorher froſtiger Ton war plötzlich in eine unverkennbare Wärme übergegangen und nicht blos ihre Augen leuchteten in einem helleren Glanze, ihr ganzes Antlitz loderte auf.

„So hatte ich vollkommen Recht, wenn ich vorhin den Lieutenant Schmidt glücklich pries. Tauſend Fehler wollt' ich begehen, um mir ſolch eine Fürſprecherin zu gewinnen!“

Der Präſident wünſchte dieſe Erörterungen nicht fortgeſetzt zu ſehen. Er kannte die Aufrichtigkeit und die geringe Verſtellungsgabe ſeiner Tochter; beinahe fürchtete er, ſie habe ſchon eine zu feurige Theilnahme verrathen. Daher ergriff er das Wort:

„Die Sache des Lieutenants iſt von der Art, daß

ſie für ſich ſelbſt redet. Beſondere Fälle rechtfertigen außerordentliche Maßregeln und eine ſorgfältige Unterſuchung wird zeigen, daß der Angeſchuldigte nur Lob, keinen Tadel verdient. Aber der Herr Graf erwähnte der Eroberung Dresdens. Ergreifen Sie Ihre Gläſer, meine Herren, und laſſen Sie uns auf das Glück der verbündeten Mächte, auf die Befreiung Sachſens und auf die baldige Rückkehr unſeres Regenten in ſeine Erbſtaaten anſtoßen!"

Obſchon ſich die Unterhaltung auf politiſche Gegenſtände hinlenkte, ſo blieb es doch feſt in das Gedächtniß des Hauptmanns eingeprägt, mit welch' glühendem Eifer ſich Mathilde für Schmidt erklärte und es kann nicht behauptet werden, daß dieſer Umſtand dazu beitrug, den Grafen wohlwollender für ſeinen gefangenen Kameraden zu ſtimmen. Als ſich nach aufgehobener Tafel das Fräulein entfernte, verweilte auch der Hauptmann nicht länger in der Geſellſchaft des Präſidenten, ſondern ſuchte die beſchauliche Ruhe ſeines Zimmers auf und kam daſelbſt nach kurzer Ueberlegung zu dem Schluſſe, daß er niemals ein ſchöneres Mädchen geſehen, als Mathilde, und daß er während ſeines Aufenthaltes auf Munsheim Alles aufbieten wolle, ihr ein gleich ſtarkes Wohlgefallen an ſeiner Perſon einzuflößen.

Während des Nachmittags herrſchte die tiefſte Stille

im Schloſſe und Niemand ſchien ſein Zimmer zu verlaſſen.

Der Präſident ward durch das Außenbleiben des Wachtmeiſters mit der Antwort aus dem Stabsquartiere bekümmert. Er machte ſich Vorwürfe, den Weg nicht ſelber zurückgelegt und ſich ſogleich perſönlich für den angeklagten Offizier verwendet zu haben. Wie unwahrſcheinlich dem Freiherrn eine ſolche Eil' auch dünkte, ſo ſtellte er ſich doch die Möglichkeit vor, daß vielleicht ſofort über den Lieutenant Gericht gehalten worden ſei, und daß Bayer im Stabsquartiere zurückgehalten ward, um ſein Zeugniß abzulegen. Nur die Anweſenheit des Hauptmanns widerſprach der Vermuthung und ließ den Herrn von Zedlow hoffen, daß noch nichts von ſeiner Seite verſäumt ſei.

Schon dämmerte es, als auf dem Pflaſter des Hofes der muntere Hufſchlag eines Roſſes hörbar ward und zugleich trat auch Mathilde in das Gemach ihres Vaters, um über den Erfolg von Bayers Sendung nicht einen Augenblick in Ungewißheit zu bleiben. Der Wachtmeiſter zögerte nicht, dem Präſidenten Bericht zu erſtatten, und erſchien, ſowie er nur aus dem Steigbügel war.

Seine Mittheilungen beſchränkten ſich auf dürftige Nachrichten. Das ganze Regiment hatte Befehl erhalten, am andern Morgen in die Gegend von Dresden

aufzubrechen, um zum Belagerungsheere zu ſtoßen. Aus dieſem Grunde waren die Stabsoffiziere auf mancherlei Weiſe von dringenden Dienſtgeſchäften in Anſpruch genommen, und es deshalb für Bayer ſchwer geworden, beim Oberſten vorgelaſſen zu werden. Als ihm dies, mit Hilfe des Briefes von dem Baron gelungen, ward ihm der Beſcheid ertheilt, daß man die Wünſche Sr. Excellenz, des Herrn Präſidenten, ſeiner Zeit berückſichtigen werde und daß ſogar ſeinem Erſcheinen vor dem Kriegsgerichte keine Hinderniſſe entgegenſtünden, ſofern er genauere Aufſchlüſſe über das Verfahren des Lieutenant Schmidt zu geben vermöge. Freilich laſſe ſich in dieſem Augenblicke noch nicht beſtimmen, wenn man Raum finden werde, die Verhandlungen vorzunehmen, da dies von den Befehlen des commandirenden Generals und von den nächſten Ereigniſſen bei Dresden abhänge.

„Uebrigens,“ fügte der Wachtmeiſter hinzu, „bedauerten Offiziere wie Soldaten, die ich ſprach, einſtimmig den Lieutenant und ſie ließen nicht undeutlich merken, daß er alle die Verdrießlichkeiten des Arreſtes und die Verlegenheiten der Unterſuchung nur ſeinem Hauptmanne zu verdanken habe, deſſen Haß aus leicht erkennbaren Quellen komme. Der Herr Graf wird übrigens morgen mit dem Früheſten von Munsheim abmarſchieren, um auf der Höhe des Ruhbergs bei dem

Regimente einzutreffen. Ich überholte vor einer Stunde die Ordonnanz, welche ihm den Befehl dazu überbringt."

„Saht Ihr den Lieutenant Schmidt? Und ſpracht Ihr ihn?" fragte Mathilde.

„Verſucht habe ich es wohl, gnädiges Fräulein, zu dem Herrn Lieutenant zu gelangen. Aber die Geſetze ſind ſtreng und die Schildwache vor ſeiner Thür hatte Ordre, Niemanden paſſiren zu laſſen. Da macht' ich mich denn etwas laut vor dem Hauſe, in dem ſich der Gefangene befand, bis er an's Fenſter trat und herausſchaute."

„Hatte ſich ſein Ausſehen verändert? War er zornig, aufgeregt oder traurig und niedergeſchlagen?"

„Er ſah wohl etwas finſter aus den Augen, allein ſeine Mienen wurden ſo heiter wie jemals, als er mich erkannte und ich ihm ſagte, daß ich im Auftrage des Herrn Barons hier ſei und daß wir in Munsheim Alle hofften, das abgeſchmackte Mißverſtändniß werde ſich bald mit Ehren gelöſt haben."

„Da habt Ihr Euch ganz gut ausgedrückt. Antwortete er auf die Verſicherung?" forſchte das Mädchen weiter.

„Nicht gerade mit Worten. Aber er dankte durch eine Verbeugung und winkte mir mit der Hand einen freundlichen Gruß zu."

Der Freiherr, der bisher ſchweigend zugehört, entzog den Wachtmeiſter ferneren Fragen ſeiner Tochter, indem er ſprach:

„Da Ihr jetzt nicht auf Eueren Poſten zurückkehren könnt, bis Schmidt's Prozeß entſchieden iſt, ſo erſuch' ich Euch, dem öſterreichiſchen Regimente zu folgen und mir ſofort Nachricht zu ertheilen, wenn mein Einſchreiten für unſeren Freund erforderlich iſt. Ihr ſeid ein erfahrener Kriegsmann, deſſen Zeugniß volles Gewicht haben muß und das Uebrige werden meine Beweiſe thun. Nehmt Euer Pferd und reitet morgen dem Regimente nach. Sucht Euch ein Quartier in der Nähe des Stabes zu verſchaffen, und ſobald etwas in der Angelegenheit geſchieht, die uns ſo nah am Herzen liegt, meldet Ihr mir davon nach Munsheim. Auf einem guten Roſſe macht Ihr den Weg in fünf oder ſechs Stunden und ich kann dann eben ſo raſch an Ort und Stelle ſein; einen ſo geringen Verzug aber wird mir das Gericht, in Folge meines Briefes, bereitwillig geſtatten."

Der Wachtmeiſter war damit einverſtanden. Noch graute am andern Morgen der Tag nicht, als die Oeſterreicher ſchon zum Aufbruche die Trommel rührten und eine Stunde ſpäter marſchirte der Hauptmann ab, ohne daß ihm nur die Zeit und Gelegenheit geblieben wäre, ſich von den Bewohnern des Schloſſes zu beur-

lauben. Vergebens lugte er nach allen Fenſtern empor, um Mathildens lauſchenden Kopf zu entdecken. Nicht das Geringſte ließ ſich blicken.

Gegen den Mittag folgte der Wachtmeiſter den Oeſterreichern nach und traf am Abende bei Weiſſig, eine Meile vor Dresden, wieder auf das Regiment.

13.

Die glänzenden Erfolge, die ſich die Verbündeten von der Schlacht bei Kunersdorf mit Recht verſprechen durften, wurden durch die Unthätigkeit der Ruſſen nach dem Siege vereitelt. Hätte Soltikoff den dringenden Vorſtellungen Laudons nachgegeben, ſo wäre wahrſcheinlich damals der Krieg durch die Vernichtung der Preußen beendet worden. Denn das Heer des Königs befand ſich in völliger Auflöſung und bald würde man nur noch gegen die aus gänzlicher Erſchöpfung hervorgehende Ohnmacht zu kämpfen gehabt haben. Allein ſo weit wollte es der ruſſiſche Feldherr nicht kommen laſſen. Entweder lag es in dem Intereſſe des Kabinets von St. Petersburg, daß die Macht Friedrich II. nur gebrochen würde, aber nicht aus der Kette der größeren deutſchen Staaten verſchwinde, oder es übte eine Hofpartei ihren Einfluß auf den Heerführer der ruſſiſchen Truppen aus, welche für die Erhaltung des Königs wirkte. Die Berichte, welche die Niederlage der Preußen ſchilderten, hatten nicht übertrieben,

wenn ſie den Verluſt der Beſiegten auf 30,000 Mann ſchätzten und angaben, daß alle ihre Schaaren zerſprengt und 165 Stück Geſchütz auf der Wahlſtatt geblieben ſeien. Der König ſah am Abende der Schlacht nur noch etwa 10,000 dienſtfähige Soldaten aller Waffengatttungen um ſich, die ſich bunt durcheinander miſchten. Er ſelbſt war ſo niedergeſchlagen, daß er an jeder Hoffnung zu verzweifeln ſchien, und in dieſer Stimmung ſchrieb er ſeinem Staatsminiſter, dem Grafen von Finkenſtein, nach Berlin: „Es iſt Alles verloren. Retten Sie die Archive.“ Einen Adjutanten vom Geſchützweſen, von welchem Friedrich durch eine Meldung über die Zahl der fortgebrachten Kanonen in ſeinen trübſinnigen Betrachtungen geſtört ward, fuhr er rauh und heftig mit den Worten an: „Er lügt, Herr. Wir haben keine Kanonen mehr!“ Ja der Eindruck des furchtbaren Unfalles auf den König war ſo ſtark, daß er den Oberbefehl des Heeres an den Prinzen Heinrich übergab und gebot, die Truppen ſollten dem Thronfolger den Eid der Treue leiſten!

Bald aber ermannte ſich ſein thatkräftiger Geiſt wieder und er benutzte mit gewohntem Eifer alle die Vortheile, die ihm ſein Scharfblick in der Unthätigkeit der Ruſſen entdecken ließ. Sie hatten die Macht Preußens zerſchmettert, aber ſie gaben das Schickſal des Königreichs aus ihrer Hand. Ein ſchleuniges Verfolgen

und Aufreiben der Schlachttrümmer unterblieb, kein Bataillon ſetzte ſich gegen die Mark Brandenburg und gegen Berlin in Bewegung und es gelang Friedrich wieder, eine ſtreitfertige Armee um ſich zu verſammeln. Viele von den Zerſprengten fanden ſich bei ihm ein; von Frankfurt aus nahte der General Wunſch mit friſchen Truppen und ſchon am Tage nach der Schlacht ſtand der König abermals an der Spitze von 18,000 Mann.

Nur mit Mühe ließ ſich Soltikoff bewegen, bei Frankfurt über die Oder zu gehen. General Haddick behauptete ſeine Stellung bei Mühlroſe und der König ward dadurch von Schleſien und vom Heere des Prinzen Heinrich abgetrennt. Daun mahnte jedoch die Ruſſen vergebens zu neuen Fortſchritten, Alles, was er erreichte, war das Verſprechen Soltikoffs, ſich nach Schleſien zu wenden. Die Gefahr für Brandenburg und deſſen Hauptſtadt verſchwand. Der preußiſche General Fouqué wies den Verſuch des Generals de Ville, in Schleſien einzubrechen, zurück und die Ausbreitung des Reichsheeres an der Elbe, ſowie die Einſchließung von Dresden war das einzige mittelbare Reſultat des furchtbaren Schlachtenwüthens bei Kunersdorf. Um ſich dieſe Hauptſtadt zu erhalten, ſchickte Friedrich den General Wunſch mit einem Hilfscorps nach Sachſen, welches Dresden entſetzen ſollte.

In einem kleinen Hauſe des Dorfes Loſchwitz an der Elbe, in die Nähe welcher Ortſchaft das öſter- reichiſche Regiment ſeit geſtern verlegt worden war, hatte man dem Lieutenant Schmidt ein Zimmer einge- räumt, vor welchem ein Soldat Wache hielt. Obſchon ſeit der Wegführung des Gefangenen von Munsheim mehr denn eine Woche vergangen war, ſo hatte ſich die Anſtellung des Kriegsgerichts dennoch bis jetzt ver- zögert. Der Monat Auguſt war beinahe verſtrichen, Dresden ward von einer dreißigtauſend Mann ſtarken Armee belagert, man dachte an die Eröffnung der Laufgräben und die Kroaten hatten ſich in den Trüm- mern und Gebäuden der nächſten Nachbarſchaft der Re- ſidenz, ſo wie ſelbſt in der Neuſtadt feſtgeſetzt. Ein allgemeiner Angriff war zu erwarten, wenn die mit Schmettau eifrig gepflogenen Unterhandlungen nicht end- lich zu dem gewünſchten Erfolge führten. Und die un- beugſame Hartnäckigkeit dieſes tapferen Commandanten war wohl geeignet, die gewiſſe Erwartung eines Kam- pfes zu nähren. Denn wie ſchwach auch die Beſatzung war, welche die weitläufige und unregelmäßige Feſtung vertheidigen ſollte, ſo ſchien ihr Befehlshaber dennoch entſchloſſen, lieber das Aeußerſte zu wagen, als an eine Uebergabe zu denken.

Er hatte bei der Annäherung des Belagerungsheeres die Neuſtadt aufgegeben und beſchränkte ſich darauf, die

Altſtadt zu behaupten. Die Elbbrücke war deshalb mit einer Verſchanzung verſperrt und ein Pfeiler derſelben unterminirt worden. Die Aufforderung, die Stadt zu übergeben, die der Herzog von Zweibrücken an den Grafen von Schmettau unter Hinzufügung der Drohung gelangen ließ, daß man die ganze Beſatzung niederhauen werde, käme es zu einem ernſthaften Angriffe, erwiederte der Commandant mit der Verſicherung: „Er werde ſich von Straße zu Straße, von Haus zu Haus vertheidigen und das königliche Schloß endlich zu ſeiner Feſtung machen.“ Die Belagerer ſahen daher wohl ein, daß ſie entſchiedenere Maßregeln nehmen und es nicht bei fruchtloſen Einſchüchterungen bewenden laſſen müßten. Der öſterreichiſche Feldzeugmeiſter Graf Guaſco, von Geburt ein Piemonteſe, warf furchtbare Batterien rund um die Stadt auf; das Geſchütz für dieſelben brachte man von Leitmeritz auf der Elbe herab. Selbſt der traurige Ueberreſt der Vorſtädte, welcher dem großen Brande im vorigen Jahre entgangen war, konnte nicht gerettet werden. Als man den Grafen Schmettau durch wiederholte Drohungen von deren Einäſcherung abhalten wollte, antwortete er am 30. Auguſt mit der Feuerſäule, welche ſich über der Wilsdruffer Vorſtadt erhob und alle Gebäude außerhalb des Walles verzehrte. Am folgenden Tage und am 1. September ward ein lebhaftes Feuer von beiden Theilen unterhalten

und damit auch den 2. September fortgefahren. So groß aber immer die Uebermacht der Oeſterreicher und Reichstruppen war, ſo wünſchten ſie dennoch die Stadt lieber ſobald als möglich durch Kapitulation, als mit Sturm zu nehmen, oder ſich auf eine lange Belagerung einzulaſſen, einerſeits, weil ſie verpflichtet waren, die Reſidenz zu ſchonen, andererſeits, weil ſie von dem Heranrücken des Generals Wunſch und von ſeinen glücklichen Erfolgen in Torgau und Wittenberg Kenntniß bekamen. Der General Schmettau hingegen, der von dem Herannahen eines preußiſchen Hilfscorps keine Ahnung und vom Könige nach der Schlacht bei Kunersdorf den ausdrücklichen Befehl erhalten hatte, bei der zu erwartenden Belagerung an die Rettung der Kaſſen zu denken, da es äußerſt ſchwer ſein würde, die Stadt zu entſetzen, war einer Unterhandlung auf günſtige Bedingungen durchaus nicht ſo abgeneigt, als er ſich den Anſchein verlieh. Deshalb erklärte er auch in einer Zuſammenkunft mit dem öſterreichiſchen General Macquire, daß, wenn er jemals zur Kapitulation genöthigt werden ſollte, er ſich doch keine andere Bedingung gefallen laſſen werde, als daß er Alles, was dem Könige und deſſen Unterthanen gehöre, mit ſich nehmen dürfe. Das Zugeſtändniß, welches für die Belagerer in dieſen Worten lag, konnte im Augenblick nicht weiter benutzt werden, da der General Schmettau die Unterredung ſofort wieder abbrach.

Zwei Wochen lang hatte Schmidt die Fortdauer ſeiner Verhaftung mit der Ruhe ertragen, welche ihm die Nothwendigkeit gebot. Als aber immer noch nicht zur Zuſammenſetzung des Kriegsgerichts geſchritten ward, und der Waffenſtillſtand des 3. September einen entſcheidenden Schlachttag vorzubereiten ſchien, konnte er ſeine Ungeduld nicht länger bemeiſtern. Morgen vielleicht ſchon mußte, wenn der Graf Schmettau nicht endlich die gewünſchte Nachgiebigkeit zeigte, ein Sturm auf Dresden unternommen werden und an ſolchem Tage wollte der Offizier kein unthätiger Gefangener bleiben.

Er hielt die Ruhe, welche ſeit dem Morgen herrſchte und das Schweigen der Batterien und Feſtungsgeſchütze für die Vorboten der Kämpfe, auf welche ſich beide Parteien rüſteten, daher entſchloß er ſich, einen Brief an den General Macquire zu ſchreiben, um ſich die Erlaubniß auszuwirken, in den Reihen ſeiner Kompagnie fechten zu dürfen, wenn nicht als Offizier, doch wenigſtens als freiwilliger Soldat. Er erſuchte in dieſem Briefe zugleich um eine baldige Entſcheidung in ſeiner Angelegenheit und bat, falls ſich die Abhaltung des Kriegsgerichts noch länger verzögern ſollte, ihn wenigſtens bis dahin nicht der Möglichkeit zu berauben, ſeine Pflicht als Soldat zu erfüllen. Ein Kamerad übernahm die Beſtellung des Schreibens. Um keine Inſtanz zu übergehen, ſollte es dem Oberſten zur Behändigung an

den General übergeben und der Erſtere zugleich um ſein Fürwort in der Sache angegangen werden.

Der Tag verſtrich ſo langſam, als verdoppele er ſeine Stunden, die Spannung des Harrenden zu verlängern. Allein gegen den Abend kehrte der Freund des Lieutenants zurück, ohne den erſehnten Beſcheid zu überbringen. Zwar hatte der Oberſt verſprochen, das Schreiben zu überreichen und mit ſeinem Fürworte zu begleiten, aber der General Macquire befand ſich bald im Hauptquartiere des Herzogs von Zweibrücken, bald in der Neuſtadt und auf der Elbbrücke, die Unterhandlungen wegen der Uebergabe Dresdens erforderten eine ſolche Menge von Unterredungen und Berathungen unter den Befehlshabern des verbündeten Heeres, daß jede unwichtigere Angelegenheit in den Hintergrund treten mußte. Die Belagerten hatten ihr Feuer ſeit einigen Stunden wieder begonnen und die Feindſeligkeiten damit eröffnet, daß ſie auf die Arbeiter in den Belagerungswerken ſchoſſen. Die erneute Drohung, daß die Kroaten die Beſatzung niedermetzeln würden, ſobald die Stadt mit Sturm erobert würde, verfehlte wie früher ihren Eindruck und ein Eilbote meldete dem Herzoge von Zweibrücken, daß der General Wunſch bereits von Torgau nach Dresden aufgebrochen ſei. Seine Ankunft durfte nicht erwartet werden, denn ſelbſt die Kenntniß davon würde den Preußen die Stadt gerettet haben. Es galt,

die eingeleitete Verhandlung auf's Aeußerſte zu beſchleunigen. Der Generalfeldzeugmeiſter Guasco ward deshalb noch um zehn Uhr Nachts mit Aufträgen an den Grafen Schmettau abgeſandt und als er unverrichteter Dinge zurückkehrte, ſofort nochmals abgeſchickt, um den Entwurf der Capitulation zu holen, den man dem Commandanten früher zurückgegeben hatte, weil ſeine Forderungen durchaus unſtatthaft gefunden wurden.

Nachdem das Feuer von der Feſtung die ganze Nacht hindurch gewährt hatte, fand ſich Guasco am Morgen um fünf Uhr ſchon wieder als Parlamentair auf der Elbbrücke ein, ſchloß einen Waffenſtillſtand für einige Stunden und begab ſich alsdann zum Herzog von Zweibrücken, wo alle Generale verſammelt waren. Beinahe ſollte man meinen, daß der Graf Schmettau aus der Dringlichkeit, mit der die Belagerer die Unterhandlungen fortſetzten, die Annäherung eines preußiſchen Hilfscorps hätte errathen ſollen. Allein ihm war es darum zu thun, dem Könige die Kaſſen, deren Summen auf fünf bis neun Millionen Thaler angegeben werden, zu retten, und die Geneigtheit der Belagerer, ſich auf eine Kapitulation einzulaſſen, ſchrieb er den Rückſichten zu, die ſeine Feinde auf den ſächſiſchen Hof zu nehmen hatten. Nachmittags um ein Uhr hatten die Generale Guasco und Macquire eine Zuſammenkunft mit dem General Schmettau auf der Brücke. Sie ertheilten ihm eine

ſchriftliche Antwort auf ſeine Vorſchläge, in welcher ihm die Wegführung der Kaſſen und der Artillerie verweigert ward. Schmettau erklärte: unter keiner andern Bedingung werde er die Stadt übergeben und bald darauf erſchien Guasco und ſchrieb auf ein Blatt der Schreibtafel des preußiſchen Hauptmanns Kollas:

„Auf Befehl des Generallieutenants Macquire, Bevollmächtigten des Herzogs von Zweibrücken, bewillige ich, daß alle königlich preußiſchen Kriegskaſſen mitgenommen werden können, unter der Bedingung, daß die Capitulation binnen einer Stunde unterzeichnet iſt.“

Allerdings war dieſe Haſt von Seiten der Belagerer nothwendig, denn der General Wunſch erreichte am 4. September Großenhain, und die preußiſchen Huſaren, die an der Elbe herauf kamen, ſcharmutzirten in der Entfernung einiger Stunden von Dresden bereits mit den öſterreichiſchen leichten Truppen. Aber Schmettau, der auch jetzt noch in gänzlicher Unwiſſenheit über die Vorfälle in den Elbfeſtungen unterhalb Dresdens war, unterzeichnete Abends neun Uhr die Capitulation und der Herzog von Zweibrücken kam ſogleich nach Dresden und ſtattete dem Hofe ſeinen Beſuch ab. Die Elbbrücke und das Pirnaiſche Thor wurden von kaiſerlichen Truppen beſetzt und die Hauptſtadt Sachſens war dem Könige von Preußen entriſſen ohne ein furchtbares Blutvergießen, ja ohne daß nur ein Laufgraben eröffnet worden wäre.

Als der Gefangene dieſe Wendung der Dinge erfuhr, erhielt ſein Regiment zugleich Befehl, in Dresden einzurücken. Vergebens zeigte ſich jetzt der General Wunſch unmittelbar vor den Thoren der Stadt. Er kam zu ſpät. Die Todtenſtille, welche auf der eroberten Stadt ruhte, belehrte ihn, daß ſich ihr Kommandant ergeben haben müſſe, und nach einigen Gefechten mit den Eroberern trat das preußiſche Hilfscorps ſeinen Rückzug nach Torgau an.

In Dresden häufte ſich nun eine übergroße Truppenmaſſe zuſammen. Die Preußen konnten nicht eher abmarſchieren, bis ihnen hinlängliche Transportmittel zur Hinwegbringung ihrer Kaſſen, Geſchütze und ihres Gepäckes gegeben wurden, und obſchon die vereinigte öſterreichiſche und Reichsarmee zum größten Theil in ihren Lagern um die Stadt verblieb, ſo mußten doch mehrere ihrer Regimenter darauf verwendet werden, die Feſtungswerke zu beſetzen. Das Getümmel in den Straßen ward vermehrt durch die Einwohner, die ſich bei der herannahenden Belagerung geflüchtet hatten und jetzt zurückkehrten, durch die Beamteten, die in die Reſidenz kamen, um wieder in ihre Stellen einzutreten, und überdies hatte ſich die Bevölkerung, durch das Verbrennen der Vorſtädte, innerhalb der Ringmauern unverhältnißmäßig zuſammengedrängt.

Kaum war Schmidt mit ſeinem Regimente in das

neue Quartier gezogen, ſo richtete er einen zweiten Brief an den General Macquire, in welchem er dringend um Beſchleunigung ſeines Prozeſſes bat. Als Antwort erhielt er die Verſicherung, daß nach dem Abmarſche der Preußen das Kriegsgericht ſofort angeordnet werden ſolle und er ward ſeiner Haft bis dahin entledigt, mit der Beſchränkung jedoch, daß er zunächſt keinen Dienſt verſehe und den Umkreis der Feſtung nicht verlaſſe.

Auch dieſe engbegränzte Freiheit that dem Herzen des jungen Mannes unendlich wohl und er benutzte ſie ſogleich. Obſchon der Abend dämmerte, ſo verließ er doch ſeine Wohnung, um eine Wanderung durch die Stadt anzutreten. Zunächſt begab er ſich auf die Elbbrücke, die ihm einen entzückenden Anblick auf die Wälle und Paläſte der Stadt, ſo wie auf die anmuthigen Gebirge darbot, welche dem Laufe des Stromes auf beiden Seiten, bald in weiterer Entfernung, bald näher herantretend, folgen, bis ſie oberhalb Meißen ſo feſt zuſammenſchließen, daß der Elbe nur ein ſchmales Bette zu ihrem Durchzuge übrig bleibt. Der Himmel war heiter und das Abendroth glühte auf dem Gewäſſer. Nachdem die Belagerung den freien Verkehr Dresdens mit ſeiner Umgegend ſeit längerer Zeit unterbrochen hatte, wimmelte jetzt der Strom von auf- und abfahrenden Nachen und ſchwerbelaſteten Kähnen. Auf der Brücke herrſchte ein ähnliches Gewühl von hin und

wieder eilenden Wagen und von der Menſchenmenge, die ſich auf den breiten Fußwegen fortdrängte. Schmidt wich dem Getümmel aus, indem er ſich auf das Rundtheil eines Pfeilers begab und ſich daſelbſt auf der ſteinernen Bank niederließ. Die Glocken läuteten zum Abendgebete; in den kleinen Häuſern vor der katholiſchen Kirche entzündete man die Lichter, deren Wiederſchein den Spiegelſchimmer des Himmels auf dem Strome zu bekämpfen begann; die Schatten der mächtigen Gebäude, die dem Strom entlang emporragten, wurden ſchwärzer, nur in Weſten ergoß ſich noch eine Fluth von Purpurſtrahlen über den Horizont und in ſcharfen Umriſſen gränzte ſich das Gebirge gegen das Firmament ab. Der junge Mann, indem er bald auf das Geräuſch horchte, das an ihm und unter ihm vorüberbrauſte, bald wieder das Geſicht auf die Landſchaft wendete, hinter welcher die Sonne verſunken war, oder auf den Strom, über den ſich leichte Nebel emporhoben, gedachte des Abends, wo er dieſelbe Dämmerſtunde an der Seite Mathildens hinbrachte, deren Andenken mit unauslöſchlichen Zügen in ſein Herz geſchrieben war. Damals fühlte er ſeinen Buſen von der Ahnung eines unendlichen Glückes geſchwellt, aber wie ein Traum war die kurze Seligkeit an ihm vorübergegangen, wie ein Traum, auf den ein häßliches Erwachen folgte. Allein wie mißlich ſich auch ſeine Umſtände plötzlich geſtaltet hatten, der Traum be-

hauptete ſeine ganze Herrlichkeit, und manche Stunde der Gefangenſchaft, manche düſtere Vorſtellung der Einſamkeit hatte ſich Schmidt mit der Erinnerung an die Momente verſcheucht, die eine nähere Verbindung zwiſchen ihm und Mathilden vermittelten.

Die geraume Friſt, die ſeit ſeiner Verhaftung abgelaufen war, hatten dem Vorfalle den größten Theil ſeines Schreckens genommen. Mehr die Unentſchiedenheit ſeines Schickſals, als die Furcht vor einem harten Urtheile des Kriegsgerichtes machte ihn beklommen. Da das Regiment mit einer größeren Heeresabtheilung vereinigt worden und der Oberbefehl in die Hände eines erleuchteten und unparteiiſchen Generals übergegangen war, ſo hoffte Schmidt, daß ſeine Strafe wohl nur in einer Rüge beſtehen würde. Freilich hatte er viel eher auf eine Belobung für ſein Verfahren gerechnet, ehe die Tücke des Hauptmanns ſeine frohen Ausſichten vernichtete. Aber das ſtand klar vor ſeiner Seele: ſelbſt wenn man ihm mit dem Tode gedroht hätte, er würde auch jetzt nicht anders gehandelt und Mathilden unter keiner Bedingung einer Gefahr ausgeſetzt haben, die gegen ihre Perſon und ihr Leben gerichtet war.

Dazu war es eine ſüße Genugthuung für ihn, zu bemerken, mit welcher Theilnahme der Baron von Zedlow ſein Schickſal verfolgte und wie bemüht er war, der Sache des Angeſchuldigten mit jedem ihm zu Gebote

ſtehenden Mittel zu Hilfe zu kommen. Der Wachtmeiſter Bayer war nicht aus der Nähe des Gefangenen gewichen, und ſo oft es ihm nur gelungen war, ein Wort an Schmidt zu richten, hatte er ihn der Theilnahme und des Beiſtandes ſeiner Freunde in Munsheim zu verſichern geſucht.

Schmidt hatte den Kopf auf die Hand geſtützt und die Augen von dem Schauſpiele, welches ihn umgab, abgewendet, um deſto ungeſtörter nachzuſinnen, als eine Perſon mit raſchen Schritten vor ihn trat. Er blickte auf und erkannte die gewichtige Geſtalt des Wachtmeiſters Bayer, die ihn mit ſoldatiſcher Präciſion begrüßte.

„Die Laterne, deren Strahlen accurat auf Ihr Geſicht fallen, verrieth Sie mir. Willkommen in Dresden. Iſt es erlaubt, Ihnen zu Ihrer Befreiung zu gratuliren?“

Der Offizier ſchaute freundlich auf und ſagte:

„Ich wollte, daß Ihr mir zugleich auch zu meiner Losſprechung von der Anklage Glück wünſchen könntet.“

„Was lange währt, wird gut,“ verſetzte der Wachtmeiſter, „und es iſt doch ein Anfang gemacht, dem Herrn Lieutenant endlich Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.“

„Wann wart Ihr zuletzt in Munsheim?“ fragte der Offizier.

„Erſt geſtern, und ich denke, daß die Nachricht von der Einnahme Dresdens nicht die ſchlechteſte Botſchaft

war, mit welcher ich dem Herrn Präſidenten kommen konnte, ſo daß das gnädige Fräulein ſelbſt meinte, außer der Kunde von Ihrer Befreiung, Herr Lieutenant, hätt' ich keine angenehmere Nachricht auf's Schloß bringen können."

Bei dieſen Worten erhob ſich Schmidt: „Ihr übertreibt, Wachtmeiſter," ſprach er und ſchien erſt jetzt zu bemerken, daß die Laterne des Brückengeländers ihre Dienſte wirklich zu gut verrichtete und ſein Antlitz der genaueſten Beobachtung Preis gab, denn er kehrte ſich raſch gegen den Schatten, indem er fortfuhr: „Ihr übertreibt. Wie wäre ein ſo wichtiger Sieg mit dem Schickſale meiner unbedeutenden Perſon zu vergleichen? Das Fräulein hat höchſtens im Scherze geſprochen, was Ihr ernſthaft aufgefaßt habt."

„Mein Pferd ſoll den Spat kriegen, wenn ich nicht die glatte Wahrheit geſagt und das Fräulein ſo gut verſtanden habe, als meinen Eid, da ich zur Fahne ſchwor."

„Sie wäre zu gütig, wenn Ihr recht gehört hättet, — aber laßt uns gehen. Es iſt Nacht geworden und in den Kaſernen wird ſchon der Zapfenſtreich geſchlagen."

Sie ſchritten der Altſtadt zu. An den Pfeilern der Brücke, die zur Vertheidigung hatten benutzt werden ſollen, waren Arbeiter beſchäftigt, das Bollwerk abzutragen und den unterminirten Bogen herzuſtellen. Auf

dem Platze vor der katholiſchen Kirche wogte eine zahlloſe Menſchenmenge auf und nieder. Die Thüren der Kirche waren eröffnet, die Kerzen leuchteten von dem Hochaltare und die öſterreichiſchen Soldaten eilten, die Meſſe zu hören. Schmidt trennte ſich von Bayer, um ebenfalls in das Gotteshaus zu treten. Volle Orgelaccorde wallten ihm entgegen und feſtlicher Weihrauchduft. Er kniete vor dem Betpulte eines Seitenaltars nieder und es war ihm, als ſei ihm plötzlich alle Zuverſicht und Hoffnung zurückgegeben. Seine Seele jauchzte: „Mathilde! Mathilde!“

14.

Während der nächſten Tage blieben die öffentlichen Angelegenheiten auf demſelben Punkte ſtehen, wie ſie unmittelbar nach der Uebergabe der Stadt geweſen waren und eben ſo wenig erlitt das Geſchick Leopold Schmidts eine Veränderung. Die müſſige Ruhe, zu der er ſich verurtheilt ſah, war jedoch leichter zu ertragen mit dem Bewußtſein eines ſtillen Glücks im Buſen, und die volkbelebte Stadt bot Gelegenheit zu mannigfaltiger Zerſtreuung.

Die Preußen verließen Dresden am 8. September. Aber ihr Abmarſch ward mit den Handlungen einer Treuloſigkeit bezeichnet, die dem Obergenerale des verbündeten Heeres keineswegs zum Ruhme gereicht. Obſchon Macquire und Guasco dem preußiſchen Commandanten auf ihr Ehrenwort betheuert hatten, daß ſie ohne allen Hinterhalt beim Abſchluſſe der Capitulation verfahren und jeden Punkt derſelben gewiſſenhaft aufrecht halten wollten, wobei Macquire hinzufügte, daß er unfähig ſei, wider Treu und Glauben zu handeln, ſo ent-

ſprach ihr Benehmen ſpäter doch dieſen Zuſicherungen wenigſtens nicht vollſtändig. Außer der Hinwegführung der Kaſſen hatte ſich Schmettau auch die Mitnahme alles Geſchützes und Kriegsgeräthes ausbedungen, was nicht Eigenthum des Hauſes Sachſen ſei. Ferner war ihm nachgelaſſen, jedes bewegliche Beſitzthum preußiſcher Unterthanen mit dem Heergepäcke fortzubringen. Um dies zu bewerkſtelligen, war eine große Maſſe von Wagen nothwendig, welche die Eroberer zu liefern verſprochen, wie ſie auch den Preußen den Aufenthalt in Dresden bis zum 10. September zugeſtanden hatten, damit ſie Zeit gewännen, ihren Abzug mit vollkommener Ordnung vorzubereiten. Allein die Anweſenheit der feindlichen bewaffneten Macht ward den Eroberern ſchon in den erſten Tagen nach der Uebergabe der Stadt läſtig und drückend. Man drängte die Preußen vor der Zeit zum Aufbruche, verſäumte es, ihnen das erforderliche Fuhrwerk zu ſtellen, nahm Ueberläufer wider den Inhalt der Capitulationsartikel in die Reihen der Oeſterreicher und Reichstruppen auf, ja der Mangel an Zartgefühl einiger Offiziere ging ſo weit, daß die tapfern preußiſchen Soldaten, die ſich drohend unter ihren Fahnen zuſamenſchaarten, aus den Gliedern geriſſen, beſchimpft und gemißhandelt werden durften.

Am Morgen des 8. Septembers hatten ſich die Preußen zum Abzuge aufgeſtellt und Oeſterreicher und Reichs-

truppen eine Doppelreihe über die Brücke und durch die Neuſtadt gebildet, durch welche die Abziehenden fünf Mann hoch marſchieren ſollten. Ein öſterreichiſcher Adjutant mit einem Trompeter war zu ihrem Geleite beſtimmt; die Richtung des Marſches ſollte über Großenhain genommen werden. Allein ehe ſich die Colonnen in Bewegung ſetzen konnten, hatte ſich eine tobende Maſſe weniger von Bürgern als von Soldaten, vorzüglich der Reichsarmee, rings um ſie verſammelt. Die Zeit des Ausrückens verzögerte ſich, denn noch immer fehlte ein Beträchtliches an Pferden und Wagen und der Volksunwille und die Zügelloſigkeit der Soldateska gewannen freien Spielraum. „Feuer auf die Hunde!“ riefen einige Stimmen. „Schlagt die Blutſauger, die unſere Stadt ſo lange gepeinigt haben, todt!“ ſchrieen Andere. „Aus weſſen Taſchen iſt das Geld genommen, das ſie mit ſich ſchleppen wollen? Aus dem Säckel des ſächſiſchen Bürgers und Landmanns. Dulden wir nicht, daß die Räuber ihre Beute behaupten!“ Viele Einwohner Dresdens erſchienen, die noch Forderungen an einzelne Soldaten hatten und Zahlung verlangten; Andere, die ſich über Unbilden beklagten, deren ſich die Preußen zu Schulden gebracht, als ſie in den Häuſern der Stadt lagen und ſich als deren Herren betrugen. Die Gährung nahm zu, je länger es währte, bevor der Abmarſch von Statten ging. Die Drohungen, die

von allen Seiten her erſchallten, wurden wilder, öſter=reichiſche Unteroffiziere und Gemeine ſchlugen mit Stöcken und Seitengewehren auf die Preußen, die etwa eine Erwiederung der Schmähungen wagten, mit denen man ſie überſchüttete. Keiner der höheren Befehlshaber, die mit ihren Bataillonen auf dem Platze hielten, ſteuerte dem Unweſen. Der Graf Schmettau aber war noch nicht bei ſeinen Truppen angelangt und konnte weder durch die verzweifeltſten Drohungen, noch durch die Berufung auf's Völker= nnd Kriegsrecht die Lieferung der nothdürftigen Beſpannung erzwingen.

Der Tumult wüthete noch in ſeiner ganzen Heftig=keit, als ein preußiſcher Offizier, der ſich bis jetzt mit Eifer bemüht hatte, den Zorn ſeiner Mannſchaft zu beſänftigen und durch kluge Worte der Mäßigung die Schreier, die ſich gegen ſeine Linie herandrängten, zu beruhigen, von einem dicken Bierſchenken am Arme er=griffen und aus der Mitte ſeiner Leute geſchleudert ward.

„Kann ich den Korporal nicht erlangen, der ſich hinter die Glieder der Compagnie verſteckt, ſo nehme ich Ihn, mein Herr Hauptmann!" ſagte der Gaſtwirth und hielt den Offizier mit Rieſenſtärke feſt. „Drei Thaler neunzehn Groſchen, ſo wahr ich lebe, ſind in dieſen Zeiten nicht ſo leicht zu vermiſſen. Die Kaſſen nehmt Ihr mit fort? Wohlan, ſo bringt erſt bei den

Bürgern Eure Kaſſe in Ordnung. Seit einem halben Jahre hat der langbeinige Prahlhans täglich bei mir gezecht, wenn er auf Wache war, hat ihm die Magd den Bierkrug nachtragen müſſen, und jetzt will er ſeiner Wege ziehen und ich ſoll meine Schuld in die Eſſe ſchreiben.“

„Laßt mich los,“ rief der Hauptmann mit einem Zorne, der ſelbſt den rohen Burſchen, der ihn gepackt hielt, etwas erſchreckte. „Laßt mich los, oder, bei Gott, ich ſtoß' Euch den Degen durch den Leib!“

„Nicht eher, bis Ihr mir verſprecht, die Zeche des Korporals zu bezahlen. Ihr könnt ihm das Geld von ſeinem Solde kürzen. Wer ſich die Kehle ſchmiert, ſoll's auf ſeine Koſten thun!“ verſetzte der Schenkwirth nnd hütete ſich, dem Arme des Preußen eine freiere Bewegung zu geſtatten.

„Wenn der Korporal einräumt, Euch die geforderte Summe zu ſchulden, ſo ſollt Ihr befriedigt werden, aber laßt von mir ab, oder ich rufe meine Leute auf, daß ſie Euch zu Boden rennen und wenn wir Alle auf dem Platze niedergemetzelt würden!“

„Ihr wollt das Geld entrichten? Euer Wort darauf? So geht und fragt den Burſchen und wenn er leugnet, daß ich baare drei Thaler neunzehn Groſchen von ihm bekomme, ſo nenn' ich ihn einen Spitzbuben

und Schurken, ſo gewiß ich als ehrlicher Mann bekannt bin."

Kaum war die widerliche Scene zur Genugthuung für den Bierwirth beendet, als ſich ein junges einfach gekleidetes Frauenzimmer Bahn durch die Umſtehenden brach und ſich an den nämlichen Offizier wendete, der ſo eben die Schuld des Korporals getilgt hatte. Trotz ihres Traueranzuges und des blaſſen, verweinten Angeſichts entging ſie den Witzworten der Umgebung nicht. „Eine Soldatenliebſchaft!" lachte man. „Will das Mädchen etwa ebenfalls ihre Forderung an die Compagnie geltend machen?" — „Heda, Jungfer, es bleibt noch genug Militair in der Stadt, um Sie zu tröſten, wenn auch die Preußen abziehen! Sehe Sie ſich nur um! Die öſterreichiſche Armee zählt gerade ſo ſchmucke Leute, als irgend ein preußiſches Regiment."

Indeſſen hörte das geängſtigte Mädchen wohl kaum auf die Reden, die um ſie her laut wurden. Sie näherte ſich dem Hauptmanne und fragte ihn mit zitternder Stimme:

„Iſt's wahr, die Truppen verlaſſen ſchon heute die Stadt?"

„Sobald das Gepäck in Bewegung geſetzt werden kann," erwiederte der Hauptmann und nahm eine ſo ehrfurchtsvolle Haltung gegen die Fragende an, daß man wohl bemerken konnte, es walte kein gemeines, ja

nicht einmal ein vertrauliches Verhältniß zwiſchen den Beiden ob.

„Wie in aller Welt werd' ich aber dem Zuge folgen?“

„Rechnen Sie auf nichts, mein Fräulein, von Seiten des Generals. Er wird es kaum vermögen, das Geld und die Geſchütze fortzubringen. Aber ſicher bleibt ihm kein Wagen, um Ihnen auch nur einen Platz darin anzubieten.“

„Ich bin außer mir vor Schrecken!“ klagte die Dame. „Ohne eine weibliche Unterſtützung, ohne einen Freund, ſeh' ich mich ſogar verlaſſen von allen Bekannten, ſobald die Beſatzung ſich entfernt!“

„Die Noth iſt nach der Weigerung der Generale, uns das erforderliche Fuhrweſen zu ſchaffen, ſo groß, daß wir nicht einmal die Kranken und Verwundeten mit uns nehmen können,“ erklärte der Hauptmann.

„Was ſoll aus mir werden? Zu Fuße kann ich dem Zuge nicht folgen und die Stadt iſt erfüllt mit fremden Truppen!“ ſprach das Mädchen und rang die Hände. „So eben hat man mir angekündigt, daß ich meine Wohnung räumen ſoll, da ein Offizier der Beſatzung auf dieſelbe angewieſen iſt.“

Das Benehmen des Hauptmanns zeigte, daß er die Verlegenheit der jungen Dame in ihrem ganzen Umfange mit empfand. Er blickte ſchweigend vor ſich nieder und ſeine Mienen waren beinah eben ſo kummer=

voll, als ihr Angeſicht, von deſſen Wangen ſie wiederholt die Thränen abtrocknete, die ihren Augen entſtrömten.

„Ich beſinne mich auf Niemanden in dieſer Stadt, dem ich Ihre theure Perſon anempfehlen dürfte,“ ſagte der Offizier nach einer Pauſe. „Und hätt' ich zu einer oder der andern Perſon auch das Vertrauen, daß ſie ſich Ihrer annehmen, Ihnen Schutz und Obdach gewähren würde, bis ſich eine paſſende Gelegenheit für Sie darbietet, nach Berlin zu reiſen, ſo darf ich doch meinen Poſten nicht verlaſſen, der ohnedies für die Mannſchaft gefährlich genug iſt, bei der Treuloſigkeit, mit der wir behandelt werden.“

„Iſt denn keine Dame vorhanden, welche die Beſatzung begleitet? Hat keiner unſerer Offiziere ſeine Gemahlin bei ſich? Gern will ich jede Entbehrung und Anſtrengung des Marſches ertragen, find' ich nur eine Perſon meines Geſchlechts, der ich mich anſchließen kann!“ ſchluchzte das Fräulein.

„Die Belagerung, die wir ſchon ſo lange erwarteten, hat die meiſten Frauen verſcheucht. Die übrigen aber werden kaum in einer günſtigeren Lage ſein, als Sie ſelbſt, und außer Stande, Ihnen zu helfen.“

„So möge ſich der Himmel meiner Hilfloſigkeit erbarmen!“ rief das Mädchen, von ihrem Schmerze überwältigt. „Ich fühlte es wohl, als der Tod den Vater

mir entriß, daß ich eine verlaſſene, aufgegebene Waiſe ſein würde. — Ich will jetzt gehen und von Haus zu Haus wandern, um den Leuten meine Dienſte anzubieten. Vielleicht, daß mich eine mitleidige Herrin als ihre Magd annimmt.“

„Wahrhaftig, das ſollen Sie nicht!“ fuhr der Hauptmann empor. „Die Tochter eines Braven, der für ſein Vaterland das Leben geopfert hat, darf nicht um Magdesdienſte betteln.“

„Es gibt kein Auskunftsmittel, und ſelbſt dies iſt unſicher genug,“ entgegnete das Fräulein.

„Dort in dem Trupp, der den Tiſch des Obſthändlers umſteht, gewahr' ich ein Antlitz, zu welchem ich wohl Vertrauen faſſen könnte. Bemerken Sie den Offizier in der Uniform der öſterreichiſchen Infanterie. Er blickt gerade auf uns her. Wenn es erlaubt iſt, aus der Phyſiognomie auf den Charakter eines Mannes zu ſchließen, ſo trägt dies Geſicht den Stempel einer edlen Seele. Auch ſah ich vorhin, mit welcher Entrüſtung derſelbe Offizier Zeuge der Mißhandlungen ward, die wir erfuhren, und daß er der Rohheit ſeiner Landsleute aus allen Kräften zu ſteuern ſuchte.“

„Wir haben freilich kaum eine Wahl,“ erwiederte die Dame und ihr Blick nahm die bezeichnete Richtung an, „aber die kleinen ſtechenden Augen des Mannes,

der ſpitzige Zug um den Mund flößen mir weit eher Furcht als Zuverſicht ein.“

„Sie irren ſich in der Perſon, die ich meine. Es ſind zwei Offiziere in derſelben Uniform, auf welche ich Ihre Aufmerkſamkeit lenke, und den ſchlankeren davon, den in der Feldmütze, hab' ich im Sinne.“

„Jetzt erkenn' ich, von wem Sie reden,“ verſetzte die Dame. „Die Thränen machen meine Augen irr. Sie haben Recht — und noch mehr: es ſcheint mir, als ſei ich dieſem Manne ſchon einmal im Leben begegnet, und wie mich dünkt, in einer Weiſe, daß ich ihm einen freundlichen Dienſt verdanke.“

„Um ſo beſſer, wenn Sie ihn ſchon kennen. Ich bin entſchloſſen, ihm die Fürſorge für Sie anzuvertrauen, wenn ich Ihre Zuſtimmung vorausſetzen darf.“

„Iſt er nicht zu — jung?“ wendete das Fräulein ſchüchtern ein.

„Gerade von der Jugend iſt Edelmuth und uneigennütziger Eifer am Erſten zu erwarten. Rufen wir ihn herbei,“ ſagte der Hauptmann, und führte dieſe Abſicht auf der Stelle aus. Statt Eines Mannes traten Zwei herzu. Der Hauptmann von Mirzach und der Lieutenant Schmidt.

„Meine Herren,“ ſprach der Preuße, „nicht Beide wollt' ich Sie bemühen. Meine Bitte galt nur dieſem Offizier“ — und er deutete auf Schmidt.

„Sie werden mir eine Freude machen, ſobald Sie mich mit einem Auftrage beehren, oder mir irgend wie Gelegenheit geben, Ihnen gefällig zu ſein, Herr Kamerad," antwortete der Lieutenant, indeß Graf Mirzach das Mädchen auf eine Weiſe muſterte, daß er ihr ein Erröthen abnöthigte.

„Mein Geſuch wird zwar das Maß gewöhnlicher Hilfsleiſtungen bei Weitem überſteigen," entſchuldigte der Preuße. „Aber ſelbſt wenn wir Kriegsgefährten in demſelben Heere und Freunde wären, ſo könnt' ich kaum eine große und heilige Verpflichtung mit mehr Vertrauen auf Ihre Schultern legen, als ich eben zu thun im Begriff bin."

„Sie ſpannen meine Neugierde, indem Sie meinem Stolze ſchmeicheln," erwiederte Schmidt.

„Die junge Dame, die Sie an meiner Seite ſehen, iſt die verwaiſte Tochter eines tapferen Offiziers, deren Vater vor zwei Wochen in der hieſigen Frauenkirche beſtattet ward. Da ich keine Möglichkeit entdecke, wie ſie unſeren Abzug begleiten könnte, ſo ſuche ich einen Ehrenmann, der Bruderſtelle bei dem Fräulein von Golz vertritt, bis ſie in ihr Vaterland und zu ihren Verwandten zurückkehren kann."

Der Hauptmann ließ ein leiſes, aber deſto beleidigenderes Gelächter hören.

„Mein Herr, wenn Sie mich verſpotten wollen, ſo

iſt der Augenblick übel dazu gewählt, denn ich bin nicht im Stande, Genugthuung von Ihnen zu fordern," bemerkte der preußiſche Offizier.

„Wenn ich lachte, ſo verſpottete ich Niemand, ſondern ich wunderte mich nur über eine Schweſterſchaft, die dem Lieutenant Schmidt jedenfalls ganz erwünſcht ſein wird," erklärte Mirzach mit vornehmer Gleichgiltigkeit.

„In der That ſehr erwünſcht und bei meiner Ehre, ich werde meine Pflicht gewiſſenhaft erfüllen," fiel der Lieutenant mit feurigem Ausdrucke ein. „Dazu ſind Sie mir nicht fremd, mein Fräulein," fuhr er, ſich an die junge Dame wendend, fort. „Im Walde bei Munsheim ſahen wir uns."

„Die Großmuth Ihres Verfahrens bei jenem unglücklichen Vorfalle bürgt mir dafür, daß ich in meiner gegenwärtigen Bedrängniß zu keinem edleren Gemüthe meine Zuflucht nehmen konnte."

Der Hauptmann hatte während dieſer Eröterungen einen aufmerkſamen Zuhörer abgegeben:

„Sie ſind nicht reich, Lieutenant Schmidt, Ihr Schickſal hängt überdies von einem kriegsgerichtlichen Prozeſſe ab, deſſen Entſcheidung bevorſteht, — zum Beſten Ihrer Pflegebefohlenen bitte ich Sie: räumen Sie mir Ihren Platz, überlaſſen Sie mir die Sorge für das Fräulein."

Der preußiſche Offizier und die Dame ſelbſt erhoben ſich zugleich gegen den angetragenen Tauſch.

„Es bedarf keiner Reichthümer, ſondern was freilich mehr iſt, des feinſten Zartgefühls zur Uebernahme dieſer Aufgabe. Sollten Sie, Herr Lieutenant, wirklich in eine Unterſuchung verwickelt ſein, ſo will ich meinen Degen zerbrechen, wenn Sie ſich nicht völlig zu rechtfertigen vermögen. Das Fräulein begibt ſich unter Ihren ausſchließlichen Schutz und ich betrachte mich in Voraus als Ihren perſönlichen Schuldner.“

So verdrießlich dem Grafen dies Ablehnen ſeiner Dienſte war, ſo enthielt er ſich doch jeder ferneren Einmiſchung. Der Lieutenant reichte der Dame ſeinen Arm, um ſie aus dem Gedränge hinweg zu begleiten, nachdem er mit dem Preußen die Angabe des Namens und Corps' gewechſelt hatte, wobei ſie ſich ſo herzlich wie die älteſten Zeltgenoſſen die Hände drückten.

Das Paar verſchwand im Gewühle und Mirzach richtete ſeine Aufmerkſamkeit wieder auf die preußiſchen Truppen, die noch immer nicht abmarſchiren konnten. Inzwiſchen nahm die Ausreißerei auf der einen, die Frechheit und Zügelloſigkeit der Mannſchaft auf der andern Seite immer mehr überhand. Viele Soldaten von der Beſatzung gingen mit Waffen und Gepäck zu den Oeſterreichern über, wo ſie bereitwillig empfangen wurden, und die Preußen durften nicht murren zu dem

Wortbruche, wenn ſie nicht mit Bayonetten und Flintenkolben zurechtgewieſen ſein wollten. Der Tumult des Pöbels ſteigerte ſich, je weiter ſich der Zeitraum ausdehnte, während deſſen die Menge Gelegenheit hatte, ihre Leidenſchaftlichkeit und ihre Willkür geltend zu machen, — endlich erſchien der General Schmettau von den öſterreichiſchen Befehlshabern Macquire und Guasco begleitet. Die Truppen ſtießen ein Geſchrei des Unwillens und der Ungeduld aus, als ſie ihren Commandanten erblickten. „Wie lange will man uns noch dem Spotte dieſer Elenden ausſetzen?“ rief es durch die Glieder. „Vorwärts, daß wir der Stadt den Rücken kehren, die wir ohne Noth übergaben, um uns ſelber von den jämmerlichſten Soldaten Europas, von den Reichstruppen verhöhnen und mißhandeln zu laſſen! Solche Schmach iſt unerhört, ſeit der preußiſche Name in Deutſchland erklingt! An den Oeſterreichern werden wir uns rächen. Sie ſtehen im Felde und kämpfen täglich gegen uns. Aber wer vermöchte es, der Flucht des Reichsheeres zu folgen? Das Gefecht mit ihm gleicht mehr einer Jagd, denn einer Schlacht!“ So groß aber war die Achtung vor dem Generale und ſo viel von Kriegszucht auch in dieſem Augenblicke noch vorhanden, daß jeder drohende oder mißbilligende Laut verſtummte, ſobald Schmettau die Linien ſeiner Geſchwader erreichte.

„Kameraden,“ rief er, als er in der Mitte der Truppen angelangt, „man bricht die Capitulation, die uns das Ehrenwort des feindlichen Feldherrn und das Völkerrecht verbürgte, die Capitulation, die wir ſchlicht und ehrlich aufrecht erhielten, als die Kanonen des Hilfscorps, das uns entſetzen ſollte, vor den Thoren der Stadt erdröhnten und meine Unterſchrift noch kaum trocken geworden war unter der Urkunde. Wollt Ihr lieber den Tod oder eine ſchmähliche Behandlung?“

Ein furchtbares Getöſe des Zorns erſchütterte die Luft. „Den Tod!“ ſcholl es durch die Reihen. „Die Bayonette aufgepflanzt, Patronen ausgetheilt! Kampf bis auf den letzten Mann!“ Macquire und Guasco erſchracken vor der entſchiedenen Bewegung. „Ew. Excellenz,“ ſprach der Erſtere, „ſollen alle die Wagen erhalten, die wir irgend auftreiben können und das Lazareth ſoll Ihnen auf der Elbe nach Torgau oder Magdeburg nachgeſandt werden, ſobald es die Verhältniſſe geſtatten.“

„So ſchaffen Sie mir das Fuhrwerk ſofort zur Stelle,“ entgegnete Schmettau, die Beſtürzung der Oeſterreicher benutzend, „und geben Sie mir Angeſichts meiner Mannſchaften die Verſicherung, daß Sie treulich Sorge tragen wollen für die Kranken und Verwundeten, die wir zurücklaſſen.“

Macquire und Guasco ſagten dies zu. Die Wagen und Beſpannung, welche noch mangelte, wurden endlich

geliefert, mit klingendem Spiele und allen militairiſchen Ehren verließen die Preußen Dresden, indem ſie durch das ſchwarze Thor hinauszogen. Kein Geſchütz, kein Waffenſtück, keine Kaſſe blieb zurück. Was man dem Ehrgefühle verweigert hatte, gewährte man der Entſchloſſenheit. Acht Tage ſpäter gingen die 500 Mann, die ſich in dem preußiſchen Lazarethe befanden, auf Elbkähnen nach Magdeburg ab. Die Eroberer hatten nichts gewonnen als die Stadt und die Mundvorräthe, die in den Magazinen aufgeſpeichert waren, ſowie mehr als 12,000 Scheffel Hafer, die Marſtälle des Hofes und die Cavalleriekaſernen zu verſorgen.

15.

Der k. k. General-Feldzeugmeiſter, Graf Macquire, hatte das Gouvernement von Dresden übernommen und ſich in einem auf der Moritzſtraße gelegenen Palaſte mit aller Pracht und Bequemlichkeit eines öſterreichiſchen Großoffiziers eingerichtet. Am Thore ſtanden zwei bärtige Veteranen auf Wachtpoſten, trotzdem bewegte ſich auch noch ein ſchwerfälliger und reichbetreßter Thürſteher auf der Hausflur hin und her, um Jeden mit ſeinem gewichtigen Stabe aufzuhalten, der an dem Heiducken vorüberſchritt, ohne ihm den Grund ſeiner Anweſenheit im Palaſte darzulegen. Eine Ausnahme machte der gewiſſenhafte Diener nur dann, wenn ihm die Perſon, die das Haus betrat, durch ihr vornehmes und ſicheres Weſen Ehrfurcht einflößte, oder wenn ſie die Uniform eines höheren Stabsoffiziers trug. Dann begnügte er ſich, an die Treppe zu eilen und eine Klingelſchnur zu ziehen, deren lautſchallendes Zeichen dem Kammerdiener des Grafen galt. Und dieſer Fall trat im gegenwärtigen Augenblicke ein, wo ein Staats-

wagen an den Palaſt heranbrauſte, ein Bedienter in großer Livree vom Bocke ſprang und nachdem er ſich bei dem Heiducken erkundigt hatte, ob Se. Excellenz, der Herr General-Feldzeugmeiſter, zugegen ſeien, den Kutſchenſchlag öffnete. Der Herr, welcher aus dem Wagen ſtieg, trug ein geſticktes Hofkleid. Allein ſelbſt wenn er in einfacher Tracht und ohne beſondere Abzeichen ſeiner Würde erſchienen wäre, hätte ihn der Thürſteher wohl unangetaſtet die Treppe erreichen laſſen. Es lag etwas in dem Weſen des ältlichen Mannes, der übrigens unter dem weißgepuderten Haare noch eine jugendlich klare Stirn und in ſeiner Haltung eine unerkünſtelte und wohlbewahrte Rüſtigkeit zeigte, was dem Lakeien ſagte, daß hier jede Zudringlichkeit überflüſſig, wenn nicht gefährlich ſei. Das Bedientengeſchmeis hat einen feinen Geruch für die Atmoſphäre hochgeſtellter Perſonen. Es läßt ſich in dieſer Beziehung ſelten einen Irrthum zu Schulden kommen und lieſt es den Beſuchern im Vorzimmer von den Mienen ab, mit welchem Rechte ſie zugegen ſind.

Der Mann im Hofkleide war durch die Klingel angekündigt worden und traf daher den Kammerdiener ſchon bereit, ihn zu empfangen, als er in's obere Stockwerk gelangte.

„Der Präſident, Baron von Zedlow, wünſcht Sr. Excellenz aufzuwarten,“ ſagte der Herr.

Der Angeredete führte den Baron in ein koſtbar ausgeſchmücktes Vorgemach, in welchem ſich einige Adjutanten und mehrere Perſonen in bürgerlicher Tracht befanden, Beamtete der Stadt und Mitglieder der kurfürſtlichen Behörden. Der Präſident war den Letzteren bekannt und ſie begrüßten ihn.

„Wenn Ew. Gnaden einige Zeit lang warten müſſen, ſo wollen Sie Se. Excellenz entſchuldigen. Der Herr Graf führt ſo eben den Vorſitz bei einem Kriegsgerichte," bemerkte der Kammerdiener dem Neuangekommenen.

„Eben des Kriegsgerichts wegen bin ich hier," verſetzte Herr von Zedlow und einer der Adjutanten erhob ſich, ihn weiter zu geleiten.

Schon des Morgens um neun Uhr hatten ſich in einem Saale des Palaſtes der Oberſt des Regiments, bei welchem Schmidt ſtand, die verfaſſungsmäßigen Beiſitzer und der Auditeur verſammelt. Auch Schmidt und Mirzach waren erſchienen, mußten aber eine geraume Zeit im Vorzimmer warten, ehe ſie vorgelaſſen wurden. Zu ihnen kam eine dritte Perſon, die ſich den Eingang in den Palaſt nicht ohne Widerſtand erzwungen hatte, denn der Heiduck war zweifelhaft, ob er ſie paſſiren laſſe: der ſächſiſche Wachtmeiſter Bayer. Er war zu gut an die Beobachtung der militairiſchen Etikette gewöhnt, als daß er den Lieutenant angeredet hätte.

Indem er ſich in der neuen Uniform, die er ſich nach ſeiner Ankunft in Dresden zu verſchaffen gewußt hatte, und den langen Reiterdegen an der Seite, gar nicht ſchlecht zu gefallen ſchien, begnügte er ſich, ſeinem Freunde von Zeit zu Zeit aufmunternde Blicke zuzuwerfen. Mirzach und Schmidt behaupteten eine unbehagliche Schweigſamkeit.

Etwas mehr denn eine Stunde war verfloſſen, als man zuerſt den Wachtmeiſter vorrief. Der Soldat ſetzte ſich ſogleich mit ſtraffen, ſchallenden Schritten in Bewegung, bis er den Saal und die Tafel erreichte, an der die Mitglieder des Gerichts Platz genommen hatten. Hier blieb er ſtehen, rückte die Füße taktmäßig auseinander, griff mit der linken Hand an ſein Schwertgefäß, ließ die rechte glatt am Leibe herabſinken und erwartete mit der Regungsloſigkeit einer Säule die Fragen, die man an ihn richten würde. Der General ſaß am oberen Ende des Tiſches und ſchien mit der Durchſicht von den Papieren, die vor ihm lagen, eifriger, als mit dem Gegenſtande beſchäftigt, der verhandelt werden ſollte. Nachdem aber der Auditeur die allgemeineren und einleitenden Erörterungen abgethan, ward der Graf Macquire aufmerkſamer auf die Worte Bayer's, der ganz einfach erzählte, wie er nach ſeiner Flucht aus Munsheim auf öſterreichiſche Truppen geſtoßen ſei und den Entſchluß gefaßt habe, ihre Offiziere

zu einem Angriffe auf die Preußen zu vermögen. Er verſchwieg die Schwierigkeiten nicht, auf die er gerathen war, den Hauptmann aus dem Schlafe zu erwecken, erzählte, wie dies endlich durch die Dazwiſchenkunft des Lieutenant Schmidt gelungen ſei, und dieſer von ſeinem Befehlshaber die Erlaubniß erhalten habe, mit einer Abtheilung der Mannſchaft aufzubrechen, um zu ſehen, was in der Sache zu thun ſei.

Der General ließ ſich die Worte wiederholen, in welchen der Hauptmann ſeinen Auftrag ertheilte und fragte den Wachtmeiſter ausdrücklich, ob er ſich auch jener Vorgänge noch mit vollkommener Genauigkeit erinnere und namentlich beſtimmt wiſſe, wie der Auftrag gelautet habe. Bayer verſicherte, einen körperlichen Eid auf die Wahrheit ſeiner Ausſage leiſten zu können, denn jeder Vorfall der verhängnißvollen Nacht ſei feſt in ſein Gedächtniß eingeprägt.

„Es ahnte mir doch,“ ſetzte er hinzu, „daß die Preußen dem Schloſſe meinen Streich würden entgelten laſſen und hätt' ich keinen Beiſtand gefunden, meine tolle Uebereilung wieder gut zu machen, ſo hätt' ich mich am Morgen freiwillig ausgeliefert, damit nicht Unſchuldige anſtatt meiner in's Verderben geriethen. Ob ich wohl auf jedes Wort, welches zwiſchen den Offizieren gewechſelt ward, achtete! Ein Stein fiel mir vom Herzen, als der Lieutenant Schmidt die Bewilligung

erhielt, mich zu begleiten. Daß er der Mann ſei, auf den ich mich verlaſſen dürfte, ſah ich ſeinem beherzten Weſen ſchon an."

Die Erzählung von den Ereigniſſen des Gefechts wich wenig von den Angaben ab, auf welche der Hauptmann ſeine Anklage gegründet hatte. Doch betheuerte Bayer, daß die Preußen ſich eher bis auf den letzten Mann gewehrt, als ſich ergeben oder die Wagen verlaſſen haben würden, in denen ſich die Damen befanden. Was zuletzt die Entſcheidung des Lieutenants über die Gefangenen anlangte, ſo war nach der Meinung des Wachtmeiſters nichts natürlicher geweſen, als alle Verwundete und Gefangene in's Hauptquartier abzuſchicken, einem wehrloſen Mädchen hingegen mit der Leiche ihres Vaters die Weiterreiſe ohne Zögerung zu geſtatten. Einige Fragen, die der Auditeur in Betreff dieſes Punktes an Bayer richtete, ließen ihn ſogar vermuthen, man habe den Verdacht zu erregen gewußt, daß der Oberſt nicht todt und ſein Wagen mit Geld und Beuteſtücken beladen geweſen ſei.

Ehe Bayer abtreten durfte, nahm man ihm ſein Wort und den Handſchlag auf die Wahrheit deſſen ab, was er mitgetheilt hatte und wies ihm dann ein anderes Zimmer an, in welchem er erwarten ſollte, ob man ihn noch einmal verlangen würde.

„Das Vergehen des Lieutenants," ergriff der General,

ſich an den Oberſten wendend, das Wort — „iſt, wenn in dieſem Falle wirklich von einem Vergehen geſprochen werden kann, nach den unverfänglichen Ausſagen des Wachtmeiſters ſo gering, daß ich nicht begreife, was Sie zur Verhaftung des Angeſchuldigten vermögen konnte. Wenn Sie die beiden Offiziere einander gegenüber geſtellt und die Unterſuchung ſofort vorgenommen hätten, wäre dem Lieutenant Schmidt eine ſehr unverdiente Demüthigung erſpart worden."

Der Oberſt widerlegte den Tadel nicht, ſondern er erwiederte nur, daß ihm die Sache ganz anders vorgetragen worden ſei, als ſie ſich jetzt darſtelle.

Hierauf ward der Hauptmann von Mirzach vorgeladen. Er leugnete, den Lieutenant zu etwas Anderem ermächtigt zu haben, als zu einem Ueberfalle der preußiſchen Streifpartie, bezeichnete es als einen offenbaren Ungehorſam, daß der Offizier nicht ſogleich nach Beendigung des Gefechtes mit aller Beute und den Gefangenen zurückgekehrt ſei, ſondern willkürlich das Schloß Munsheim beſetzt, nach Gutdünken die eroberten Wagen behalten, oder ihre Hinwegführung geſtattet habe, bemerkte beiläufig, daß die gefährlichſte Unordnung im Heere daraus entſtehen würde, wollte man den Untergebenen einen ſolchen Mißbrauch der ihnen anvertrauten Gewalt ungeſtraft hingehen laſſen, endlich aber hob er die Verantwortlichkeit hervor, die Schmidt auf ſich ge-

laden, indem er den Preußen, die er von allen Seiten umzingelt hatte, freien Abzug gewährte. Von dieſer Handlung behauptete der Kapitain, daß es ſeiner Compagnie zum unauslöſchlichen Schimpfe gereiche, auf offenem Felde mit dem Feinde capitulirt zu haben, als ob es die Einnahme einer Feſtung gegolten hätte. Er ſei mit anderen Begriffen von Ehre erzogen worden und habe ein ſolches Verfahren nicht dulden können, weder als Offizier noch als Edelmann.

„Es ſcheint, daß Sie ſehr unbeſtimmte Befehle ertheilten," ſprach der Vorſitzende, ſich an den Hauptmann wendend, „und daß Sie mit dieſer Ungenauigkeit ein deſto ſtrengeres Urtheil über die Ausführung verbinden."

„Ich weiß mich nicht mehr auf jedes Wort meines Auftrags zu beſinnen," entgegnete Mirzach, „aber die gerechten Urſachen meiner Mißbilligung ſind mir deſto deutlicher."

„Ohne der Entſcheidung des Kriegsgerichts damit vorzugreifen," fiel der General in einem höheren Tone ein, „will ich Ihnen angedeutet haben, Herr Graf von Mirzach, wie Sie ſich künftig der Unannehmlichkeit überheben können, die Handlungen ihrer Untergebenen Ihrem Sinne widerſprechend, ja ſogar verbrecheriſch zu finden. Führen Sie ſchwierige Unternehmungen ſelbſt aus, anſtatt ſie Andern zuzuweiſen."

Der Hauptmann richtete ſich bei dieſem Vorwurfe

ſtraff empor. Sein Geſicht erbleichte, ſeine Lippen bewegten ſich, ohne daß er ſprach. Entrüſtet und beſtürzt, daß er plötzlich ſelbſt als Angeklagter an dem Orte ſtand, wo er gemeint hatte, als Richter aufzutreten, entfernte er ſich, um der Vorforderung ſeines Lieutenants Platz zu machen.

Alle Antworten Leopold Schmidts trugen den Stempel der Ehrlichkeit und Wahrheit. Da ihm jede ausdrückliche Vorſchrift gefehlt habe, ſei er gezwungen geweſen, nach beſter Einſicht zu handeln. Die Abſicht ſeines Ausrückens mit einem Theile der Compagnie ſei weniger auf die Vernichtung der feindlichen Truppe gerichtet geweſen, als zunächſt darauf, einem ſächſiſchen Patrioten und hohen kurfürſtlichen Staatsdiener für ſich und ſeine Familie Schutz zu gewähren. Wie habe er daher der väterlichen Verzweiflung widerſtehen können, als die Kugeln der Oeſterreicher das Leben einer Perſon bedrohten, zu deren Rettung man ausgezogen? „Schonen nicht unſere hohen Generale die Städte der Verbündeten auch dann noch, wenn ſie den Feind in denſelben beſchießen und ich hätte es geſchehen laſſen ſollen, daß die Preußen ein unſchuldiges Mädchen —“

Der General Macquire unterbrach die Vertheidigung des Lieutenant Schmidt mit der Frage: „Wem gehört Munsheim? Und zur Vertheidigung welcher Familie rief Sie der Wachtmeiſter Bayer auf?“

„Der kurſächſiſche Präſident von Zedlow und ſeine Tochter waren es, die von den Preußen gefangen fortgeführt wurden,“ ſagte der Oberſt.

„Ganz recht, ich beſinne mich, daß Sie mir davon ſprachen, und der Name iſt im Laufe der Unterſuchung ſchon mehrmals genannt worden. Von Zedlow beſitzt das volle Vertrauen ſeines Hofes. Eine Rückſicht unſerer Seits gegen ihn war mehr eine Pflicht, als daß ſie der Rechtfertigung bedürfte.“

„Und der Präſident hat um Erlaubniß gebeten, ſelbſt vor dem Gerichte zu erſcheinen. Tag und Stunde desſelben ſind ihm angekündigt worden.“

In dieſem Augenblicke meldete der Adjutant die Ankunft des Barons und dieſer ward unmittelbar darauf in den Saal eingeführt, der Lieutenant Schmidt aber bis zur Mittheilung des Erkenntniſſes über ſeinen Fall entlaſſen.

Das Urtheil aller der Perſonen, welche das Kriegsgericht bildeten, ſtand bereits ſo feſt, daß es durch die Erſcheinung des Präſidenten nur beſtärkt und beſtätigt werden konnte. Sie diente jedoch dazu, den Sieg von Schmidts Sache um ſo glänzender zu machen, und kaum hatte ſich der letzte und vornehmſte Zeuge entfernt, ſo wurde einſtimmig ein völlig freiſprechendes Erkenntniß gefällt.

Der Eindruck, welchen die Entſcheidung hervorbrachte, war ein ſehr gleichartiger und freudiger, mit alleiniger

Ausnahme des Hauptmanns von Mirzach, obſchon es ſelbſt dieſer nicht verſäumte, dem Lieutenant einen kurz hervorgepreßten Glückwunſch darzubringen.

Der Wachtmeiſter Bayer war aus dem Kreiſe verſchwunden, der den glücklichen Sieger umringte, um ihm ſeine freudige Theilnahme zu bezeugen. Aber als der Lieutenant den Palaſt verließ, traf er den Sachſen unten am Thore, wo er von ihm erwartet worden war.

„Das iſt gegangen, wie wir es nur wünſchen konnten!“ ſagte Bayer mit einem Angeſichte, welches von ſtolzer Befriedigung widerſtrahlte. „Ich mußte mich fortmachen, oder es hätte ein Aufſehen gegeben — denn Viktoria mußt' ich ſchreien, und ich hab' es aus Reſpekt vor den Herren oben hier unten auf der Straße gethan, Viktoria! daß mich die Schildwachen wie einen Verrückten anglotzten und der Heiduck vor Schrecken den bebänderten Stock fallen ließ.“

„Dank Euch, Wachtmeiſter und Allen, die mir beigeſtanden. In der Noth lernt man ſeine Freunde kennen. Meine Angelegenheit hat ſich zum beſten Ausgange gefügt —“

„Aber wollen Sie nicht ſogleich dem Herrn Präſidenten Ihren Beſuch abſtatten?“ drängte der Andere.

„Ich wär' es ihm ſchuldig, ein ſeltſamer Zufall hat mir jedoch Pflichten auferlegt, die keinen Aufſchub dulden —“

„Die nächſte Pflicht, dächt' ich, rieſe Sie zu dem Herrn Baron. Ob Sie dort wohl erwartet werden! Er iſt mit Familie von Munsheim gekommen, das heißt mit dem Fräulein, und wenn ich nicht ſogleich zu ihr geſtürzt bin, um ihr die Entſcheidung des Gerichts zu verkünden, ſo verſäumt' ich mich nur, weil ich meinte, Sie würden ſelbſt der raſcheſte Bote in Ihrer eignen Sache ſein."

„Ihr wißt nicht, für wen ich zu ſorgen habe —. Ein preußiſcher Offizier hat mir eine Dame anvertraut — die Wohnung, die ihr ein Kamerad für kurze Zeit auf mein inſtändiges Verlangen inne zu behalten erlaubte, muß ihm heute geräumt werden, meine Beſtellung vor das Kriegsgericht hat mich behindert, irgend eine Anſtalt zu treffen —"

„Nehmen Sie des Fräuleins Hilfe in Anſpruch," unterbrach der Wachtmeiſter den Redenden. „Sie ſind der bereitwilligſten Erfüllung Ihrer Bitte gewiß."

„Wenn ich es wagen dürfte. Das wäre ein Ausweg!"

„Dort an der Ecke des Neumarkts und der Auguſtusſtraße hat der Herr Präſident ſein Abſteigequartier, nachdem ſein Haus in Schutt gelegt ward. Das zweite Stockwerk mit den rothen Vorhängen gehört ihm."

„Allein es iſt eine Zumuthung, zu der ich mich ſchwer entſchließe, ihm meinen Schützling aufzudrängen."

„Ich möchte die Verantwortung dafür übernehmen, mit Verlaub zu bemerken."

„Nein, Wachtmeiſter, es geht nicht," antwortete der Offizier mit auflodernder Heftigkeit und fügte unmittelbar darauf in ruhigerem Tone hinzu: „Ich muß an ein anderes Auskunftsmittel denken. Wahrhaftig, es geht nicht an, aus Gründen, die ich Euch nicht entwickeln kann. Allein ich werde nicht einen Augenblick länger zögern, als bis ich das Fräulein von Golz unter den Schutz einer achtbaren Familie geſtellt habe, und dann ſogleich bei dem Herrn von Zedlow erſcheinen."

„So will ich mich wenigſtens nicht weiter aufhalten," ſprach der Andere, ohne eine fernere Einwendung zu verſuchen, und ſchickte ſich zum Fortgehen an. Doch ſah er noch, daß ein Adjutant erſchien, der einige Worte mit dem Lieutenant Schmidt wechſelte, während gleichzeitig ein Bedienter zu ihm trat, ihm ein Billet zu übergeben.

Der Wachtmeiſter eilte fort und der Lieutenant Schmidt kehrte in den Palaſt des Generals zurück. Da er durch den Adjutanten noch einmal zum Grafen Macquire gerufen ward, hatte er nicht Zeit, das Billet auf der Stelle zu leſen. Er folgte dem dienſtthuenden Offizier und ward von ihm in das Kabinet des Gouverneurs geführt. Als er nach einer Weile aus demſelben zurückkehrte, rieb er ſich die Stirn, wie Jemand, der ſeinen Wahrnehmungen nicht traut.

„Ich hoffe, daß es etwas Erwünſchtes war, Herr Kamerad,“ ſagte der Adjutant, „wozu ich Sie zurückrief.“

„In der That etwas ſehr Erfreuliches. Ich erſtaune über das Glück dieſes Tages. Die Sonne blendet mich, nachdem ich ihre Strahlen ſo lange entbehrte — der Herr Generalfeldzeugmeiſter hat die Gnade gehabt, mich ſeinen Ordonnanzoffizieren beizugeſellen und mir eine Beförderung zu verſprechen, ſobald ſich eine gewiſſe Correſpondenz aus Wien mit der ſeinigen gekreuzt hat.“

„So werden wir künftig in nähere perſönliche Berührung zu einander treten. Laſſen Sie ſich ſagen, daß dieſe Anordnung meinen ganzen Beifall hat,“ und der Adjutant reichte dem Anderen die Hand, die Schmidt ſo brüderlich drückte, als ſie ihm geboten ward.

„Es wäre in der That ein ſehr unglückliches Verhältniß für Sie geweſen, hätte der Hauptmann Mirzach nach dem letzten Vorfalle Ihr unmittelbarer Vorgeſetzter bleiben ſollen.“

„Um ſo höher muß ich das Einſchreiten des Herrn Generals ſchätzen — wenn ich erſt von meiner Ueberraſchung zu irgend einem anderen Gefühle gelange.“

„Sie haben vielleicht mächtige Freunde, die dieſen günſtigen Einfluß auf Ihr Geſchick ausüben.“

Der Lieutenant bewegte verneinend den Kopf.

„Das Billet, welches Sie vorhin empfingen, war offenbar von einer Damenhand überſchrieben, wenn Sie

mir meinen indiscreten Blick verzeihen wollen, und Damenprotectionen ſind nicht die unwirkſamſten, ſo lange es zartfühlende Männer gibt."

„Das Billet — beinahe hätte ich es vergeſſen. Von einer Dame, ſagen Sie? Sie haben es errathen. Aber die Unterſchrift iſt mir fremd. Ich hörte den Namen niemals: Thereſe, Gräfin von Alzau."

„Vielleicht gibt Ihnen der Inhalt des Briefs nähere Aufklärung."

„Mit keinem Worte," entgegnete Schmidt, nachdem er das Papier überleſen. „Aber er entreißt mich einer peinlichen Verlegenheit."

Der Adjutant fragte nicht weiter. Er lächelte und ſprach: „Bei näherer Bekanntſchaft wird ſich mir Ihr Geheimniß nicht lange entziehen. Auf baldiges Wiederſehen in dieſem Hauſe, wo wir uns künftig täglich begegnen werden, und auf gute Kameradſchaft." Damit verabſchiedete er ſich und trat in das Kabinet des Generals.

Das Billet in der Hand eilte Schmidt zu dem Fräulein von Golz, um ſie davon in Kenntniß zu ſetzen, daß ihr die Gräfin von Alzau eine Zufluchtsſtätte in ihrem Hauſe anbiete.

Ende des erſten Theils.

Bei **Gebr. Reichenbach** in Leipzig erſchien:

Der Prinz von Oranien.

Hiſtoriſcher Roman

von

Robert Heller.

3 Bände. 1843. 4½ Thlr.

Inhalt: I. Brüſſel unter Alba. Die Meergeuſen. II. Lumei und ſeine Genoſſen. III. Die Belagerung von Leyden.

K. A. Varnhagen v. Enſe,

Galerie von Bildniſſen

aus

Rahel's Umgang und Briefwechſel.

1836. 2 Bände. 1 Thlr. 10 Ngr.

Enthält die Biographien und Briefe von David Veit; Henriette Mendelsſohn; Karl Joſeph, Fürſt von Ligne; Wilhelm von Burgsdorf; Thomas Young; Karoline von Humboldt; Peter von Gualtieri; Joſephine, Gräfin von Pachta; Hans Genelli; Karoline, Gräfin von Schlabrendorf; Friedrich von Schlegel; Prinz Louis Ferdinand von Preußen; Graf von Tilly; Alexander von der Marwitz; Oelsner; Adam von Müller; Friedrich von Gentz ꝛc.

Die

Kaiſerlichen in Sachſen.

Roman

aus der Zeit

des ſiebenjährigen Krieges

von

Robert Heller.

Zweiter Band.

Leipzig,
Gebrüder Reichenbach.
1845.

Die

Kaiſerlichen in Sachſen.

Zweiter Band.

1.

Nur in wenigen Häuſern Dresdens herrſchte noch eine Pracht, dem Luxus vergleichbar, welcher vor dem Beginne des Kriegs in der ſächſiſchen Hauptſtadt heimiſch war. Viele von den Paläſten, welche weder bei der Feuersbrunſt der Vorſtädte noch unter den eingeworfenen Kugeln gelitten hatten, ſtanden troz ihrer Verſchonung leer. Ihre Bewohner waren der Perſon des Königs nach Polen gefolgt, oder die Gegenwart der Preußen hatte ſie vertrieben. Aus anderen Häuſern, die ſich ſonſt zahlreichen Gäſten eröffneten und deren Einrichtung als Muſter des feinſten pariſer Geſchmacks galt, war der fürſtliche Aufwand verſchwunden, welcher dazu gehört, ſo weitläufige Räume zu beleben und auszufüllen. Der zurückgebliebene Hofſtaat hatte ſich nach dem Tode der Königin noch mehr beſchränkt und alle die reichen und hochgeſtellten Familien, die vordem das Beiſpiel des üppigen Grafen Brühl nachahmend, in Glanz und Verſchwendung mit einander wetteiferten, wurden von der allgemeinen Noth des Landes

mit bedrückt, ſo daß ihre Einnahmequellen verſiegten. Dazu hatten ſich ſeit dem Einfalle der Preußen in Sachſen auch die polniſchen Herren aus Dresden zurückgezogen, die dort zu erſcheinen pflegten, den Ertrag ihrer Güter auf Jahre hinaus zu verpraſſen.

Die Befreiung der Stadt durch die kaiſerliche und Reichsarmee war die Urſache, daß das alte Wohlleben hier und da wieder erwachte, wenn auch nur wie eine Flamme, die über einem Aſchenhaufen emporflackert. In einigen Häuſern war es ſogar noch niemals ganz erloſchen und in dem ſeltenen und glücklichen Falle befand ſich das Haus der Gräſin von Alzau.

Die Dame war etwa drei Jahre vor dem Ausbruche des Kriegs aus Oeſterreich nach Dresden gekommen, und wie es ſchien aus Neigung zur Kunſt, die hier in allen ihren Zweigen blühte, und aus Liebe zu einer Geſelligkeit, die damals in Deutſchland nirgend anderswo zu einem ſolchen Grade von Glanz und heiterer Mannigfaltigkeit entwickelt war. Perſonen, die gut unterrichtet ſein wollten und denen die angegebenen Beweggründe nicht genügten, fügten hinzu, Thereſe von Alzau habe ſich aus ihrem Vaterlande hinweg gewendet, um dem Anblicke von Menſchen zu entgehen, die ſie haßte und verachtete, oder deren Erſcheinung bittere Erinnerungen in ihr hervorrief. Sie ſei der letzte

Sproß einer alten und reichen Familie. Durch einen treuloſen Vormund, der im Intereſſe ihrer habgierigen Vettern und Erbnachfolger gehandelt habe, ſei ſie im jungfräulichen Alter von einer Liebe getrennt, durch hinterliſtige Ränke getäuſcht und dahin gebracht worden, in ihrer Verzweiflung über den vermeintlichen Verrath des Geliebten den Schleier zu nehmen. Kurze Zeit darauf, nachdem ſie das Gelübde abgelegt, ſei der jungen Nonne das Geheimniß entdeckt worden, ſie habe den Zuſammenhang der Mittel und Abſichten durchſchaut, durch die ſie zum Kloſterleben hingedrängt ward, und Alles aufgeboten, ſich Gerechtigkeit zu verſchaffen und zur Freiheit ihres Willens zurückzukehren. Die Partei ihrer Vettern war jedoch die mächtigere am Hofe Maria Thereſia's, und die Kirche, nur zu gefällig, wo es ſich um eine Unterdrückung handelt, lieh ihr überdies die Hand. Die Anrufungen der Gerichte blieben fruchtlos, vergebens wendete ſich die hintergangene Nonne zuletzt ſelbſt an die Kaiſerin. Die Mutter der Gräfin, welche den Vater überlebt hatte, ward vor die Monarchin geladen, um Auskunft über den Anklagepunkt zu ertheilen, auf welchen die Tochter ihre Beſchwerden ſtützte. Die ältere Gräfin war niemals eine Frau von ſelbſtändigem Geiſte geweſen. Seit dem Hinſcheiden ihres Gemahls übte der Beichtvater alle Gewalt über ſie. Sie rechtfertigte den Vormund und billigte ſeine Maß-

regeln. Die Kaiſerin fand ſich dadurch bewogen, das Geſuch der Nonne abzuſchlagen.

Aber dieſelbe Stärke der Empfindung, die nämliche Kraft und Entſchiedenheit des Willens, die dazu mißbraucht worden war, daß ſich Thereſe dem Kloſter jähen Entſchluſſes überlieferte, ließ ſie auch jetzt nicht ruhig in ihrem Schickſale ausharren, ſelbſt als alle Verſuche zur Rettung jahrelang ſcheiterten. Das Mädchen ward frei, ſei's durch Selbſthilfe und Flucht, ſei's dadurch, daß ſie nachträglich die Behörden doch noch überzeugte und für ihre Sache gewann. Ihre Mutter und Verwandten ſahen ſich genöthigt, mit ihr zu verhandeln, wie viele von den übernommenen religiöſen Pflichten ſie beibehalten wollte. Thereſens Forderungen waren geringer, als man fürchten durfte: ſie verlangte, in den ungehinderten Genuß ihres Vermögens eingeſetzt und nicht von dem geiſtlichen Stande überhaupt, ſondern nur von der Verbindlichkeit losgezählt zu werden, im Kloſter ſelbſt und nach den Ordensregeln zu leben. Es ward daher eine unvollkommene Dispenſation für ſie ausgewirkt, wodurch ſie, zur Zufriedenheit ihrer Vettern, wenigſtens nicht der Verpflichtung zum Cölibate ledig ward. Ihre darauf folgende Ernennung zur Ehrenpriorin des Stifts, in welches ſie eingetreten war, feſſelten ſie der Idee und dem Namen nach für immer an die Kirche. Thereſe erfüllte die

Förmlichkeiten, die mit der Uebertragung jener Würde verbunden waren, und äußerlich nur den Titel derſelben führend, wählte ſie anfangs Prag, ſpäter Dresden zu ihrem künftigen Aufenthaltsorte. Geburt, Reichthum und Geiſt vereinigten ſich, ihr eine achtungsvolle Stellung in der Mitte der Geſellſchaft zu ſichern. Ihr Haus war elegant, ohne zu prunken, der Kreis, dem es geöffnet war, klein, aber deſto ſorgfältiger auserleſen.

Es war des Morgens in der zehnten Stunde. Eine Klingel erſchallte und die Kammerfrau trat in das Schlafzimmer der Gräfin. Dies beſtand aus einem kleinen Gemache mit einem Fenſter, welches die Ausſicht auf den Wall am Seethore hatte. Mouſſelinene Vorhänge verhüllten mit leichten, aber dichten Wolken die Scheiben, ſo daß nur ein gedämpftes Tageslicht in den Raum zu dringen vermochte. Der Fußboden war mit Teppichen belegt. Außerdem war eine geſteppte Atlasdecke vor das Bett gebreitet, deſſen aus einer Grafenkrone herabfallende, mit Spitzen eingefaßte Gardinen von blendend weißer Farbe, anmuthig gegen die himmelblauen Wände des Zimmers abſtachen, deren Felder von Silberleiſten abgetheilt und begrenzt wurden. Zu Häupten des Bettes ſtand ein Tiſch mit einer Lampe und mit einigen Büchern beſetzt, auf dem entſprechenden Platze zu den Füßen des Bettes ſtand ein dem

erſten gleichgeformter Tiſch aus ſchwarz polirtem Buchs-baumholze und mit Perlmutter ausgelegt. Er trug zwei hohe meißner Blumenvaſen. Dem Bette gegen-über blickte man in einen Wandſpiegel, der mit einem ſchmalen Simſe aus weißem Marmor abſchloß, unter welchem ein blinder Kamin.

Die Stiftsdame hatte ſich im Bette halb emporge-richtet, als die Kammerfrau erſchien, ihr beim Aufſte-hen und dem Anordnen der Morgentoilette zur Hand zu ſein. Ehe ſie die zerdrückte Haube von den raben-ſchwarzen Haarflechten nahm und der Herrin den Bett-mantel umwarf, überreichte ſie ihr die Karten und Briefe, die ſeit geſtern Abend eingelaufen waren.

„Sieh' da,“ ſprach die Gräfin mit einer friſchen Stimme und einem Lächeln, welches ihr blaſſes, aber volles und edel geſchnittenes Geſicht noch mehr ver-ſchönte, „wir werden ja wieder etwas reicher mit An-meldungen und Einladungen verſorgt. So viele Neuig-keiten haben Sie mir lange nicht zu liefern gehabt als heute. Die Früchte des Einrückens unſerer Landsleute in dieſe Stadt beginnen zu reifen. Wenn ſie nur er-freulich für mich ſind!“

Thereſe ging die Briefe und Karten einzeln durch. „Vom Prinzen von Zweibrücken“ — ſagte ſie, ein ge-drucktes Billet bei Seite ſchiebend — „unwillkommene Botſchaft für die jungen Damen, die auf einen Ball

gerechnet haben. Er beſtellt ſeine Einladungen ab, weil ihm die Preußen auf's Neue Schach bieten. Anſtatt zu einer Ballmuſik führt er ſeine Offiziere auf den Kampfplatz. Die guten Junker aus Franken und Schwaben — ſie glaubten ſich hier ſo ſicher geborgen!" —

„Der Graf Macquire" — fuhr ſie fort, eine zweite und dritte Zuſchrift entfaltend — „bleibt uns alſo treu. Auch die Fürſtin Lubomirska thut ihren Salon wieder auf. Aber was iſt das? Graf Mirzach läßt ſich häuslich in Dresden nieder und verlangt ſogar meinen Beiſtand zur Anordnung eines Feſtes." Thereſe ließ nach dieſen Worten die Hand auf dem Papier ruhen und ſchien eine Weile nachzudenken, indeß die Kammerfrau um ihre Perſon beſchäftigt blieb. „Was für eine Antwort werden wir auf die Anforderung des Hauptmanns ertheilen?" fragte ſie dann, der Perſon in's Auge blickend, die ihr die Billets überbracht hatte.

„Ich glaube, gnädige Frau, daß er auf den günſtigſten Beſcheid hofft, nachdem Sie ſchon auf ſeine Bitte das Fräulein von Golz in Ihr Haus aufgenommen." —

„Das war etwas Anderes. Ich hätte es auf den Wunſch eines jeden Unbekannten, auf die einfache Kunde von der mißlichen Lage des Mädchens gethan. Iſt das Fräulein bereits munter? Und hat ſich der Offizier nicht wieder ſehen laſſen, der ſie hierherführte?"

„Lieutenant Schmidt? Er iſt nur ein einziges Mal dageweſen, ſeit ſein Schützling bei uns wohnt. Auch das Fräulein hat mehrmals nach ihm gefragt. Sie iſt längſt in den Kleidern, denn ſie ſteht mit den Hühnern auf und erwartet jetzt, wie ich vernehme, den Beſuch des Fräuleins von Zedlow.“

„Wenn der Lieutenant Schmidt wieder hier vorfragt, ſo melden Sie ihn bei mir, Anna, ich will ihn ſprechen.“

Die Kammerfrau verneigte ſich und rückte ihrer Dame, die indeſſen das Bett verlaſſen hatte, die Geräthe des Waſchtiſches zurecht, ein ſilbernes Becken mit einer Kanne von gleichem Metall, ein Elfenbeinkäſtchen mit Eſſenzfläſchchen von buntem, geſchliffenem Glas gefüllt und eine Büchſe mit wohlriechender Seife und Haut- und Zahnbürſten.

„Wie ſoll ich mich gegen den Grafen Mirzach verhalten? —“ fragte ſich Thereſe, als ſie die Kammerfrau mit dem Auftrage verſchickt hatte, ihr im Ankleidezimmer einen gewiſſen Anzug bereit zu machen. „Gehe ich auf ſein Verlangen ein, oder lehne ich es unter einem guten Vorwande ab? Daß auch er gerade es ſein muß, den das Kriegsgeſchick nicht allein nach Dresden führt, ſondern auch für eine längere Dauer hier anſiedelt, indem ſein Bataillon den Garniſonstruppen beigegeben wird. Die letzte Wendung des Feldzugs ſchickt mir am Ende

noch alle meine Vettern über den Hals und verwandelt Dresden in das Prag, dem ich entfloh. Sie zittern, daß ich ſie, meines Gelübdes ungeachtet, um ihre Erbſchaft betrügen könnte. Aber ihre Spione waren immer noch erträglicher, als es die Perſonen ſelbſt ſein würden, welche alle meine Handlungen überwachen laſſen."

Die Toilette der Stiftsdame war nach einer Stunde ſo weit vollendet, daß ſelbſt der Kopfputz der Kunſt des Friſeurs für heute nicht mehr bedurfte, und ſie hatte dabei zugleich ihr Frühſtück eingenommen.

Aus dem Gemache, wo ſie angekleidet worden war, begab ſie ſich in das Gebetzimmer. Ein ſolches durfte in keinem gut ausgeſtatteten Hauſe fehlen und wo es das fromme Bedürfniß nicht verlangte, da ſchrieb es die Mode vor. Die Fenſter dieſes geheimnißvollen Kabinets waren mit Tapeten verſetzt, deren Gemälde eine gothiſche Architektur nachahmten. Eine alabaſterne Lampe, die Form einer Kugel bildend, hing von der Decke herab und warf auf die Gegenſtände des Gemachs einen blaſſen Schein, der Abenddämmerung ähnlich. Auf einem kleinen mit Blumen aufgeſchmückten Altare ſah man ein Kruzifix und das Bild der heiligen Jungfrau. Gegenüber dem Altare ſtand ein Betſtuhl, nach dem Muſter der alten Chorſtühle in den Domkirchen gearbeitet und mit Stickereien in Sammet bedeckt, nebſt einem Kiſſen, mit demſelben Stoffe überzogen. Gebetbücher mit Bil-

dern verziert und mit koſtbaren Metallhaken geſchloſſen, Predigtſammlungen und andere Schriften religiöſen Inhalts lagen auf einem Repoſitorium. Aus einem Rauchkeſſel wirbelten Wohlgerüche empor und gaben dem Zimmer die katholiſche Kirchenluft.

Ob Thereſe betete, oder ob ſie den ſtillen Raum nur aufgeſucht hatte, um ihre Gedanken zu ſammeln und einen Entſchluß zu faſſen, möchte aus ihrer Haltung ſchwer zu errathen geweſen ſein. Sie ſaß in dem Lehnſtuhle, dem Altare gegenüber, die Hände gefaltet, mit unbewegtem Antlitz und hielt die Augen auf das Madonnenbild gerichtet, ein kleines aber werthvolles Gemälde der altitalieniſchen Schule. Das gleichmäßige Auf- und Niedergehen der Wimpern ſchien eher dafür zu zeugen, daß ſich die Dame einer ernſten Betrachtung hingab, als daß ihre Gefühle der Andacht gehörten. Nachdem ſie einige Minuten in der eingenommenen Stellung verharrt, ſtützte ſie den Arm auf das Polſter der Lehne und ſenkte den Kopf auf die Hand hinab. Wie es Perſonen von lebhafter Bewegbarkeit eigen iſt, ſprach ſie jetzt laut, wenn auch nur in leiſem Tone, mit ſich.

„Macquire zeigt mir an, daß er meinen Wunſch auf der Stelle erfüllt und den jungen Mann außer Dienſtverhältniß mit dem Hauptmann, meinem Vetter, geſetzt hat. Ich bin ihm dankbar dafür — wenn er über meine Dazwiſchenkunft ſchweigt und meinem Ver-

langen nicht andere Gründe unterſchiebt, als die, welche ich ihm angab. Was war natürlicher, als daß der Herr von Zedlow meine Hilfe in Anſpruch nahm und daß ich für den Präſidenten meine alte Bekanntſchaft mit dem Grafen Macquire nutzbar zu machen ſuchte? Die Zedlows haben Recht, der Hauptmann hat einen langgenährten Groll wider ſeinen Untergebenen gehegt, der durch das Glück des Lieutenants bei der Unternehmung wider Munsheim zum Ausbruche gekommen iſt, und je günſtiger der Verlauf des Prozeſſes für den Angeklagten geweſen, deſto grimmiger wird er ihn jetzt haſſen. Die Familie Mirzach verſteht zu haſſen — und zu verfolgen. Daß ich nur nicht eine neue Urſache zu dieſer Feindſchaft hinzufüge. Das Mißtrauen meiner edeln Anverwandten gegen jeden Mann, dem ich eine Aufmerkſamkeit, einen Dienſt erwies, war ſtets ſo groß, daß ſie in jedem den Räuber erblickten, der ihnen ihr Opfer vom Altare reißen will. Es wird ſich durch meinen Aufenthalt in einem proteſtantiſchen Lande nur vermehrt haben."

Thereſe ſchaute nach dieſen Worten wieder zum Madonnenbilde empor. Dann ſagte ſie, wie an das Bild gewendet:

„Du weißt es, Heilige, wie unnöthig dieſe Furcht iſt, denn Du weißt, daß ich mich mehr als der Kirche mir ſelbſt verpflichtet fühle — zu entbehren, was die Welt Liebe nennt. Sie war einen kurzen Frühling hin=

durch meine Seligkeit. Aber der Winter folgte dem Lenze, ohne einen reifenden Sommer vorauszuſchicken. Auf die Blüthe meines Herzens fiel nicht der befruchtende Sonnenſtrahl, ſondern ein tödtlicher Schnee."

Die Gräfin lächelte bitter. Dann drehte ſie die Stirn gegen die Handfläche und rieb ſie wider dieſelbe, als wolle ſie einen Schmerz damit beſchwichtigen:

„Das war das Elend, daß die Lüge Wahrheit ward, und daß der Mann, für den ich die Mauern meines Kerkers ſprengte — durch ſeine Treuloſigkeit indeſſen das Mährchen zur Thatſache geſtaltet hatte."

„Aber hab' ich auch nur noch das Recht, mich zu beklagen? Vor den Menſchen längſt nicht mehr, denn vor ihnen iſt nur dem jungen Herzen der Gram der Liebe erlaubt. An dem gealterten wird er ihnen eine mitleidloſe Lächerlichkeit — vielleicht weil nur das gealterte Herz ohne Liebe ganz einſam und troſtlos iſt. Vor meinem Schmerze hingegen wird mir die Klage ſtets geſtattet ſein, denn er iſt ſo friſch geblieben wie es meine Jugend war."

Ein Geräuſch an der Thüre verkündigte die Annäherung der Kammerfrau.

„Der Herr Graf von Mirzach war hier, ſich die Antwort der gnädigen Frau einzuholen und wird in Kurzem wiederkommen. So eben aber läßt ſich auch —"

„Iſt's ſchon ſo ſpät an der Zeit? Ich meinte, der Vormittag ſei noch nicht vorüber."

„Zwölf Uhr und der Herr Graf wird nur die Parade abwarten, um ſich dann vorzuſtellen. Der ehrwürdige Herr Osgualda läßt ſich ſchon jetzt durch mich anmelden."

„Hat er wieder Muße, ſich mit mir zu befaſſen? Ich werde ihn empfangen, Anna."

Die Kammerfrau entfernte ſich und Thereſe verließ das Gebetzimmer erſt, nachdem ſie von den Blumen, mit denen der Altar bekränzt war, einen Strauß genommen und vor die Bruſt geſteckt hatte. Sie fand Herrn Osgualda im Salon, wo er von dem Sopha, auf das er ſich niedergelaſſen hatte, aufſprang und ihr entgegen eilte.

„Wie, Herr Abbate, in der Tracht Ihres Standes?" rief die Dame erſtaunt, während ihr der Herr mit einem Gemiſch von Ehrerbietung und Zärtlichkeit die Hand küßte. „Richten Sie ſich auf, damit ich Ihre ganze Figur überſehe. Sie haben das Schafskleid abgeworfen und den Wolfspelz herausgekehrt. Der lebensluſtige Weltmann hat ſich in einen ernſten Prieſter verwandelt."

„Ich habe mich nur den Verhältniſſen angepaßt," verſetzte Osgualda und nahm den Platz auf dem Sopha wieder ein, als ſich Thereſe daraufgeſetzt hatte, „warum

ſollte ich meine Sendung länger verleugnen, als es die Nothwendigkeit gebieteriſch forderte? Unter der preußiſchen Herrſchaft wäre mein prieſterliches Kleid ein Gegenſtand der Verhöhnung geweſen, wie es jetzt ein Gegenſtand der Achtung iſt. Aber in welcher Form ich mich auch immer zeigen mag, nichts wird mich abhalten, Ihnen, hochwürdige Schweſter, die Verſicherungen meiner Hochſchätzung zu Füßen zu legen und Ihre Reize zu bewundern.“ Der Abbate wollte die Hand der Dame zum zweiten Male an ſeine Lippen führen, die ſich ihm entzog.

„Sprechen Sie von Ihrer Sendung, d. h. von Ihrem Berufe im Allgemeinen oder von Ihren beſondern Abſichten in Dresden? Was hätten Sie weiter hier zu ſchaffen, als ein armes Weib zu beobachten, welches gar keinen Verſuch macht, ſich der Pflichten gegen die Kirche, oder was in dieſem Falle daſſelbe iſt, der ihr auferlegten Verbindlichkeiten gegen ihre Anverwandten zu entſchlagen.“

„Wann wird es mir gelingen, Sie zu überzeugen, daß ich Ihr Freund, oder wenn dies Wort zu kühn klingt, Ihr Verehrer, aber nimmermehr Ihr Späher bin? Soll ich zum Verräther der Geheimniſſe meines Ordens werden, um Ihr Vorurtheil zu entwaffnen? Oeffneten Sie doch nur Ihr kluges Auge zu einer unbefangenen Betrachtung der Verhältniſſe, und Sie würden

erkennen, daß die Geſellſchaft Jeſu, deren unwürdiges Glied ich bin, hier in Sachſen gerade, auf der Wiegenſtelle der Reformation, das ergiebigſte Feld zu einer geſegneten Thätigkeit ſuchen muß. Der Orden hat ſich mit den katholiſchen Regierungen verfeindet, er iſt aus dem Weſten Europa's vertrieben, darum wendet er ſeine Blicke auf den Oſten. Er wird ſeine Widerſacher durch neue Siege beſchämen, darnach ſtrebt er hin. Das Werk ſoll vollendet werden, welches zu Ende des vorigen Jahrhunderts begonnen ward. Das älteſte proteſtantiſche Fürſtenhaus iſt in den Schooß der Kirche zurückgekehrt; aber der Sieg iſt nur ein halber, ſo lange das proteſtantiſche Volk auf ſeinem Irrwahne beharrt."

„Das ſind Redensarten, höchſtens chimäriſche Hoffnungen," verſetzte die Stiftsdame mit gleichgiltigem Tone. „In Sachſen hat der Katholicismus für immer den Boden verloren."

„Soll ich Ihnen ſeine neueſten Erwerbungen aufzählen? Soll ich Ihnen ſagen, wie viele Bekehrungen dem Uebertritte des Grafen Brühl gefolgt ſind, der längſt ſchlau genug war, die Religion ſeines Herrn anzunehmen? Ich will Sie nicht mit einem Namensregiſter langweilen und im Grunde bleiben dergleichen Bekehrungsfälle immer Einzelnheiten, kleine Ereigniſſe, wo es ſich um große, um die Bewegung ganzer Maſſen handelt. Allein die augenſcheinlichen Erfolge werden nicht ausbleiben. Was

Sachſen bis jetzt gelitten, hat es durch proteſtantiſche Völker gelitten. Ein Karl XII. brandſchatzte dies Land, um die letzte dankbare Erinnerung an den ſchwediſchen Namen auszulöſchen. Ein Friedrich II. ſaugt es aus. Es gibt nicht zwei Stämme im ganzen deutſchen Reiche, die ſich mit mehr Eiferſucht befehden und ſchmählicher haſſen, als dieſe beiden großen proteſtantiſchen Völker: Sachſen und Preußen. Die Reichsarmee iſt träg und widerſpenſtig, gegen die Preußen zu fechten, die Bataillone der katholiſchen Baiern traten in Mähren in Haufen zu dem proteſtantiſchen Feinde über, die Würtemberger ſchlagen nicht einmal unter der perſönlichen Anführung ihres Herzogs mit rechtem Eifer gegen einen Gegner los, den ſie als ein Bollwerk ihres Glaubens betrachten. Aber wann hörten Sie jemals von ſächſiſchen Ueberläufern, außer von ſolchen, die den Fahnen Friedrichs den Rücken wendeten? Warten Sie, bis der Kampf beide Gegner bis zur Erſchöpfung zerfleiſcht hat, bis Sachſen über ſeine Verwüſtung durch die preußiſchen Nachbarn verzweifelt und ſeine religiöſe Partei auf derſelben Seite wählt, wo es politiſch ſteht."

„Sie ſprechen ohne Gemüth, als ein kaltherziger Ausländer, als Italiener den Deutſchen gegenüber. Mir ſchaudert vor dem Bilde, welches Sie entwerfen, Abbate, obſchon ich es für falſch halte."

„Ich rede als römiſcher Prieſter, der als ſolcher

keine kleinere Heimath, als die ganze Welt hat. Ich ſpreche ſo im Vertrauen auf eine Vorſehung, die ein ſo großes Uebel nicht über ein Volk verhängen würde, ohne daß ſie höhere Abſichten damit verbände. Das irdiſche Trübſal wird zur himmliſchen Erleuchtung führen, die Noth wird bewirken, was das Glück nie vermöchte. Schon iſt die Hauptſtadt des Landes wieder an den katholiſchen Kultus gewöhnt. Was man bis jetzt geduldet, wird man nach und nach liebgewinnen lernen. Bei dem Tedeum, welches die Eroberung Dresdens feierte, drängten ſich Proteſtanten wie Katholiken herbei, an der Pracht unſeres Feſtes Theil zu nehmen. Die öſterreichiſche Beſatzung läßt ihre Prieſter in der Amtstracht auf den Straßen erſcheinen und die proteſtantiſchen Eiferer werden immer ſeltner. Dazu kommt die philoſophiſche Bildung des Volks, das, was ſie Aufklärung nennen, ein Zuſtand, unſeren Wünſchen günſtiger als jeder andere. Denn er macht gleichgiltig gegen die Glaubensform und den Fanatismus unmöglich."

„Gleichgiltigkeit gegen die Form iſt noch nicht Gleichgiltigkeit gegen den Glaubensinhalt," warf die Stiftsdame dazwiſchen, deren Geſicht bei den Worten, wo ſich der Abbate auf die Plane der Vorſehung berief, einen merkwürdig ironiſchen Ausdruck gezeigt hatte, „und ſeit ich die Jeſuiten aus katholiſchen Ländern vertreiben ſehe, habe ich kein Vertrauen zu ihrem Glücke auf proteſtantiſchem Gebiete."

„Die Zukunft wird Ihre Zweifel am Beſten widerlegen. Seit Kurzem ſind unſere guten Geſtirne wieder im Aufgehen begriffen. Unterſtützt von der mächtigſten Monarchin der katholiſchen Chriſtenheit haben wir der Kirche ein Oberhaupt in dem dreizehnten Clemens gegeben, welches der Geſellſchaft Jeſu ſeinen Schutz in keinem Falle verſagen wird, und wenn nicht das Glück unſeres Unternehmens, ſo werden Sie doch ſchon die Kühnheit deſſelben anerkennen: wir ſetzen die Axt an die Wurzel des Baums. In der Heimath der Reformation beginnen wir die Gegenreformation.“

„Und das erklären Sie, nachdem Sie ſich dagegen verwahrt haben, mir die Geheimniſſe Ihres Ordens Preis zu geben?“

„Was habe ich verrathen, als das Vorhandenſein des Planes? Hätten Sie die proteſtantiſchen Prediger dieſes Landes nach der Niederlage von Roßbach vernommen, ſo wäre Ihnen mein Geheimniß vielleicht in einer Dorfkirche enthüllt worden. Dies iſt der einzige Sieg der Preußen, welcher ſich in Sachſen die öffentliche Meinung gewann, nicht darum, weil die Ausländer, ſondern weil die franzöſiſchen Katholiken geſchlagen worden waren, von denen man meinte, ſie kämen, das Kreuz mit dem Schwerte zu predigen. Das Gerücht iſt der Wahrheit inſtinktmäßig längſt vorangeeilt und wenn ich

es Ihnen nach einer anderen Richtung hin beſtätige, was wage ich dabei? Sind Sie nicht die Unſrige?"

„Ich muß es wohl ſein, wenn auch mit Vorbehalt, — doch darüber haben wir uns früher verglichen und der alte Streit ſoll nicht wieder erneuert werden. Sie wiſſen, wie viel oder wie wenig von mir der Kirche gehört und Sie haben verſprochen, ſich damit zu begnügen."

„Die Kirche kann in den Fall kommen, Ihre Dienſte zu fordern."

„Sie wird an mir ſtets eine gehorſame Tochter finden, ſobald ſie meine Ueberzeugungen unberührt läßt und nur äußere Pflichten verlangt."

„So darf alſo das Stift endlich erwarten, Sie wieder einmal in ſeiner Mitte zu ſehen? Die Wege nach Böhmen ſind frei, die Straßen ſicher. Sie haben länger als zehn Jahre gezögert, Ihre Vikarin mit Ihrem Beſuche zu beehren," genehmigte der Jeſuit mit raſchem Eifer.

„Ich werde dieſe Pflicht früher oder ſpäter zu erfüllen im Stande ſein," verſetzte Thereſe leichthin. „Vor der Hand will ich mich noch zu nichts Beſtimmtem erklären."

„Gnädige Frau — ich erſtaune. Die Urſache, durch die Sie gehindert wurden, den überaus mäßigen Vorſchriften Ihres Amtes zu genügen, iſt ſeit der Eröffnung der Straßen verſchwunden."

„Und ich bemerke, daß Sie in Ihren Zumuthungen an mich deutlicher und ſogar dringend werden, ſeit dieſe Stadt einem öſterreichiſchen Befehlshaber gehorcht."

„Weil bisher kaum im Ernſte von einer Reiſe die Rede ſein konnte."

„Und Sie leugnen noch, daß Sie mir als Wächter beigegeben wurden und daß die großen kirchlichen Plane, von denen Sie erzählten, nur in Ihrer Phantaſie vorhanden ſind? Ich bin meinen Verwandten zu weit aus dem Auge gezogen. Das iſt die religiöſe Pflicht, die mich nach Oeſterreich ruft. Schweigen wir davon. Ich habe meine Selbſtändigkeit nicht in allen Stücken verpfändet. Es iſt genug, wenn ich erfülle, was mein Eid umfaßt."

Thereſe ſprach dies mit aller Entſchiedenheit ihres Weſens. Der Abbate ſuchte nach neuen Anhaltepunkten:

„Dazu hat eine Dame in Ihrem Hauſe Aufnahme gefunden, hochwürdige Frau Priorin, die nur dann in Ihren frommen Kreis paßt, wenn ſie durch Ihr Beiſpiel und Ihren Unterricht aus dem Labyrinthe ihres ketzeriſchen Unglaubens zu den Wahrheiten unſerer heiligen Religion geleitet werden ſoll."

„Wer weiß, was geſchieht —" antwortete Thereſe und ihr ſpöttiſcher Blick traf auf den lauernden des Jeſuiten. „Sie wollen doch nicht, daß ich Ihrem Berufe vorgreife?" fügte ſie lächelnd hinzu.

Der Abbate war durch die Ruhe ſeiner Gegnerin, die aus einem Gefühle der vollkommenſten Sicherheit hervorzugehen ſchien, außer Gleichgewicht gebracht. Er rückte zu haſtig mit der Erwähnung eines ſehr verfänglichen Namens hervor, in einer wie beziehungsloſen Verbindung er ihn auch nannte:

„Dresden war ſchon längſt nicht mehr der Ort für eine Dame, für eine Ordensſchweſter. Die Kriegsereigniſſe werden ſich in Kurzem wieder vor ſeinen Mauern entſcheiden. Der König von Preußen wird ſich gegen Sachſen wenden, Prinz Heinrich iſt im Anzuge wider die Elbe. Feldmarſchall Daun ſteht in der Lauſitz, nicht zwölf Wegſtunden von hier entfernt. Die Generale Haddick und Sincere ſind dazu beſtimmt, das Heer des Prinzen von Zweibrücken zu verſtärken. Wollen Sie auch deren Einrücken in die Stadt erwarten?“ endete der Abbate und dehnte die letzten Worte.

„Sie meinen die Ankunft Sincere's. Nun denn, mein Herr, wenn er meinen Anblick nicht zu vermeiden hat, ich habe den ſeinen nicht zu ſcheuen.“

Obſchon dies mit derſelben Feſtigkeit von der Gräfin ausgeſprochen ward, welche ſie während der ganzen Unterredung behauptet hatte, ſo bemerkte Osgualda doch, daß ſich ihr blaſſes Angeſicht röthete, daß die Augen der Frau einen höheren Glanz erhielten und daß ſich ihr Buſen bewegte, als kämpfe dort nur ein eiſerner

Wille den Ausbruch einer leidenſchaftlichen Erregung nieder.

„Es iſt beſſer einer Gefahr auszuweichen, als ſich der Möglichkeit auszuſetzen, ihr zu erliegen.“

„Kein Wort mehr darüber, Herr Abbate, wenn Sie überhaupt das Recht behalten wollen, ferner wieder ein Wort an mich zu richten.“ Damit ſtand die Gräfin auf. „Ich habe das Fräulein von Golz dieſen Morgen noch nicht geſehen. Erlauben Sie mir, daß ich mich zu ihr begebe.“

Der Abbate hatte ſich nicht minder raſch von dem Sitze erhoben. Mit einer tiefen Verbeugung begleitete er den Austritt der Gräfin aus dem Zimmer. Dann griff er nach ſeinem Hute:

„Sie iſt ſo ſchön, als ſie jemals geweſen, und ſie verjüngt ſich, wenn nur ein Ton an das ſchlummernde Gedächtniß ihrer Liebe ſchlägt. — Sincere iſt Wittwer worden — ob ihr das verborgen bleiben konnte? Ein glücklicher General — ein akatholiſches Land — die Erbſchaft iſt nicht mehr einen Gulden werth, ſobald die Gräfin in Dresden bleibt. Die Herren Vettern in Wien ſind nicht ohne Noth beſorgt und meine Kunſt geht leider bei ihr betteln.“

Herr Osgualda näherte ſich während dieſes Selbſtgeſprächs mit langſamen Schritten der Thür. Er zog ſeine Uhr:

„Eine halbe Stunde über Mittag. Die Parade muß jetzt vorüber ſein. Wenn ich meinen Weg nach dem Markte hin und durch die Frauengaſſe nehme, begegne ich dem Grafen und kann ihn über den Erfolg meiner Unterredung unterrichten. Mag er auf Mittel denken, ſeine Muhme von dem gefährlichen Platze zu entfernen. Freiwillig, das iſt kein Zweifel, fliegt der Vogel nicht in den Käfig zurück.“

2.

Was die Gräfin als Veranlaſſung gebraucht hatte, das Geſpräch mit Osgualda abzubrechen, führte ſie wirklich aus, indem ſie die Treppe, die zu den Zimmern des Fräuleins geleitete, emporſtieg. An der Thüre angelangt, hielt ſie einen Augenblick an, um die ruhige Faſſung wieder zu erlangen, die ſie entweder aus Aerger darüber, daß ihr der Jeſuit Vorſchriften hinſichtlich ihrer Rückkehr nach Oeſterreich ertheilen wollte, oder deshalb verloren hatte, weil er mit roher Hand den Schleier eines Geheimniſſes antaſtete, unter welchem die Geſchichte ihres ſchwer verwundeten Herzens verborgen lag.

Zwei muntere Stimmen ſchollen durch die Thüre. Das Fräulein von Golz ſchien ſich mit einer andern Perſon ihres Alters und Geſchlechts auf das Lebhafteſte und Beſte zu unterhalten. Die Stiftsdame ſtand nur ſo lange ſtill, bis ſie an dem gleichmäßigeren Schlage ihrer Pulſe bemerkte, daß ihre Aufregung verſchwinde; dann trat ſie ein.

Mathilde von Zedlow war bei dem Fräulein von Golz. Die beiden Mädchen ließen den Gegenſtand ihrer Unterhaltung fallen, um die Gräfin zu begrüßen.

„Ich wünſchte ein ſo gut gelauntes und angelegentliches Zwiegeſpräch, als ich von draußen vernahm, nicht zu ſtören, ſondern daran Theil zu nehmen. Wovon war die Rede, meine Lieben?“ entgegnete Thereſe, ſich vertraulich zwiſchen Beide ſetzend.

Die Mädchen ſchienen in einiger Verlegenheit zu ſein, den Gegenſtand ihrer Unterhaltung zu bezeichnen. Thereſe kam ihrer Befangenheit zu Hilfe:

„Wenn ich recht verſtanden habe, ſo entwickelte meine Freundin Mathilde mit eben ſo viel Eifer als Sachkenntniß die Eigenſchaften eines Pferdes. Ich vermuthe, daß dies Pferd einen ihr bekannten Reiter trug.“

„Wahrhaftig,“ lachte das Fräulein von Zedlow, „wir ſprachen von dem prächtigen Thiere, welches der Hauptmann von Mirzach angekauft hat und welches er uns täglich vorreitet.“

„Alſo hat er ſeine Dukaten nicht weggeworfen — das theure Pferd findet die gerechte Bewunderung. Laſſen Sie mich hinzufügen, daß der Graf Mirzach noch viel mehr zu thun im Begriffe ſteht. Er will einen Palaſt miethen, Geſellſchaftszimmer eröffnen, will die ſchöne Welt der Reſidenz zu ſeinen Feſten laden.“

Es war mehr ein Ausruf des Erſtaunens, als der

Freude, womit die jüngern Damen die Nachricht beantworteten. Thereſe fuhr fort:

„Dazu wird er die ganze Einrichtung eines vornehmen Herrn fügen. Er hat dem Prinzen von Zweibrücken eine Staatskaroſſe abgekauft und ſteht in Unterhandlung mit dem Stallmeiſter des Hofes, um vier Iſabellenſchimmel an ſich zu bringen.“

Daß der Reichthum ſo oft auf die unrechten Häupter fällt,“ bemerkte das Fräulein von Zedlow mit einem Seufzer.

„Daß es Perſonen gibt, die einen verſchwenderiſchen Luxus zeigen dürfen, während Anderen die Mittel fehlen, ſich eine anſtändige Ausrüſtung für ihren Dienſt zu verſchaffen,“ eiferte die Golz.

„Von wem ſprechen Sie?“ fragte die Stiftsdame.

Mathilde ſchlug die Augen nieder und betrachtete das Parquet des Fußbodens mit einer Aufmerkſamkeit, als ob ſie nur gekommen ſei, die Arbeit des Tiſchlers zu bewundern. Das Fräulein von Golz aber erkärte:

„Haben Sie, gnädige Frau, die Erzählung überhört, die uns der Graf von Mirzach geſtern Abend von ſeiner Kavalcade auf den Oſtrawieſen machte? Erinnern Sie ſich, daß er die Beſchreibung eines Reiters hineinverwebte, der ſich vergebens bemühte, einen etwas ſteifen und ſehr hartmäuligen Gaul zu einer angenehmen und ſichern Gangart zu gewöhnen? Der

Lieutenant Schmidt iſt genöthigt geweſen, ſich ein Pferd zu kaufen, um ſeinen Dienſt als Ordonnanzoffizier bei dem Gouverneur anzutreten. Er hat nur die etatsmäßigen zwanzig Dukaten dafür vergütet erhalten und vermuthlich wenig aus ſeinem Vermögen hinzuzufügen gehabt. Der Krieg hat die Pferde zu dem koſtſpieligſten Artikel gemacht. Es mag eine traurige Mähre ſein, die er reitet."

„Ein abſcheuliches Geſchöpf iſt's," fiel Mathilde ein, die jetzt die Zuſammenfügung des Parquets genugſam ſtudirt hatte. „Leider war der Wachtmeiſter Bayer bereits wieder zu ſeinem Regimente abgegangen. Er würde den Lieutenant durch ſeine Kenntniß und Erfahrung unterſtützt haben — denn es ſcheint, man hat ihn überdies beim Pferdehandel betrogen."

„Vor allen Dingen bin ich neugierig, den jungen Mann von Perſon kennen zu lernen, der ſich Ihrer Theilnahme in einem ſo hohen Grade erfreut, daß Sie ſogar um die Eigenſchaften ſeines Pferdes beſorgt ſind und andere Offiziere in ſeinem Namen um ihren Reichthum beneiden."

Mathilde erröthete bei dieſen Worten Thereſens.

„Verdient er nicht von meiner Seite die vollſte Aufmerkſamkeit?" fragte das Fräulein von Golz.

„Gewiß hat er Anſpruch darauf und nach dem, was mir der Herr Präſident mitgetheilt, iſt ihm das Fräulein von Zedlow ſogar noch mehr verpflichtet. Allein

nicht immer ſind unſere Gefühle ſo gefällig, mit unſern Pflichten Hand in Hand zu gehen. Bei der einen Perſon wird uns die Dankbarkeit zur Laſt, bei der andern zum genußreichen Bedürfniß. Ich bin daher geſpannt auf die Begegnung mit einem Manne, welchem verbunden zu ſein, Ihnen Beiden offenbar zum gleich großen Vergnügen gereicht."

Die beiden Fräulein blickten ſich bei dieſer Bemerkung der Stiftsdame mit einer Gebehrde an, als gewahrte die Eine erſt jetzt die Gegenwart der Andern, oder als ſage ſich eine Jede: „Es iſt ja wahr. Ich bin nicht allein berechtigt, ihm meine Theilnahme zu widmen."

Die Miene der Stiftsdame verrieth, daß ſie die flüchtigen Schatten beobachtete, die bei dieſem Gedanken über die Antlitze der jungen Damen zogen. Die Unterhaltung pauſirte noch, als die Anweſenheit des Lieutenant Schmidt gemeldet ward.

„Er ſelbſt. Wir wollen Ihren Ritter hier empfangen — wie, Sie fliehen vor ihm, Fräulein von Zedlow? Bleiben Sie, damit ich Ihnen gleich ſagen kann, ob ich mit Ihrem Geſchmacke übereinſtimme. Führen Sie den Herrn hierher, Anna. Sollte ſich jedoch auch der Graf von Mirzach indeſſen einfinden, ſo laſſen Sie ihn unten in meinem Zimmer warten, bis Sie mich abgerufen haben."

Die Gräſin Thereſe von Alzau war etwa ſechs und

dreißig Jahre alt. Dennoch war ihre Erſcheinung von einer Anmuth, ihre Bewegung von einer geſchmeidigen Leichtigkeit, daß ſie ſich beinahe nur durch eine größere Fülle des Körpers und durch eine beſtimmter ausgeprägte Sicherheit des Benehmens von den jugendlichen Geſtalten unterſchied, zwiſchen denen ſie der Lieutenant Schmidt antraf. Ihr Geſicht hatte alle die Zartheit der Formen, welche ſich mit dem Ausdrucke eines gereiften Charakters verträgt. Die Lippen waren von friſcher Farbe, die Augen von Glanz erfüllt, die Wangen von ſchwellender Rundung und von zwar blaſſem, aber lebendigem Teint, von jenem Teint, hinter welchem ſich Blut und Wärme verbirgt. Der Lieutenant ſchien ſich unter der Stiftsdame, welche ihm die Fürſorge für das Fräulein abgenommen hatte, etwas ganz anderes vorgeſtellt zu haben, als er fand. Er war nicht gewiß, ob er die Kammerfrau und den Lakai recht verſtanden und in der dritten der anweſenden Perſonen wirklich die Gräfin von Allzau zu begrüßen habe. Als er ſeine Schutzbefohlene in das Haus gebracht hatte, waren zwar alle Anſtalten zu ihrem Empfange getroffen, die Gräfin ſelbſt aber für ihn nicht ſichtbar geweſen. Ueber ihre Perſönlichkeit hatte ihn Niemand unterrichtet, — die Einen ſetzten ſie bei ihm als bekannt voraus, die Anderen hatte er nicht Zeit gehabt viel zu fragen, denn der neue Dienſt ließ ihm wenig Muße.

Er ſah die Damen nach der Reihe forſchend an, denn auch Mathildens Anweſenheit hatte er nicht erwartet, und indeſſen kam ihm die Stiftsdame mit dem Danke zuvor, den er ihr hatte abſtatten wollen, — indem ſie ihn des Vergnügens verſicherte, den ihr der Umgang mit Fräulein Golz gewähre.

Der Lieutenant gerieth bei den verbindlichen Aeußerungen, welche die hohe und reizende Frau an ihn richtete, aus ſeiner Verlegenheit in Verwirrung. Auf Zurückhaltung, Stolz, vornehme Herablaſſung wäre er gefaßt geweſen. Statt deſſen überflügelte ihn die Gewalt einer imponirenden Erſcheinung und die unwiderſtehliche Artigkeit der Gräfin, die von einem mehr herzlichen als blos conventionellen Ausdrucke war.

„Gnädige Frau hatten mir erlaubt, Ihnen meine Aufwartung zu machen, —“ erwiederte er in abgebrochenen Sätzen — „das Fräulein wird Ihnen nicht verſchwiegen haben, in welcher Bedrängniß wir uns befanden und wie erwünſcht uns Ihr großmüthiges Anerbieten überraſchte.“

„Sie hat mir Alles geſagt und ich habe daraus erſehen, wie glücklich mir der Zufall zu Statten kam,“ ergriff die Stiftsdame das Wort. „Allein, warum mit Feierlichkeit und großem Gewicht von einer Sache ſprechen, die zu unſerer gegenſeitigen Zufriedenheit ausgeſchlagen iſt? Ich habe nur den Wunſch, daß ich dem Vertrauen, welches Sie mir geſchenkt, entſprechen und

daß es dem Fräulein von Golz wohl genug bei mir gefallen möge, um mich hoffen zu laſſen, daß ſie der Nothwendigkeit nicht ungern gehorcht."

Das Fräulein hatte Thereſens Hand ergriffen und drückte ſie an ihre Lippen und an ihre Bruſt:

„Wenn ich über etwas zu klagen habe, ſo iſt's die übergroße Güte, mit der Sie mich behandeln, gnädige Frau, denn dieſe Güte wird zur Grauſamkeit, indem ſie es verſchmäht, meine dankbare Anerkenntniß zu genehmigen. Dazu erſchrecke ich vor der Fröhlichkeit, in die Sie mich zaubern. Mein heiteres Angeſicht ſpottet meiner Trauerkleider und ich muß meinen Schmerz mit aller Kraft feſt halten, um ihn nicht ganz aus der Seele zu verlieren."

„Ueberzeugen Sie ſich alſo, Herr Landsmann, daß Ihre Pflichten von mir mit Eifer erfüllt werden und beantworten Sie mir einige Fragen. — Sie kommen aus dem Kabinette des Gouveneurs und müſſen im Beſitze der jüngſten Neuigkeiten ſein. Iſt der König im Anmarſche gegen Dresden?"

„Er ſteht bei Lübben und ſcheint den Ruſſen zu viel Aufmerkſamkeit widmen zu müſſen, als daß wir ihn an der Elbe erwarten dürften."

„So ſind wir der ſchlimmſten Sorge los. Aber der tapfere Prinz Heinrich, faſt eben ſo gefährlich als der König ſelbſt?"

„Feldmarſchall Daun hat ſich in der Oberlauſitz feſtgeſetzt und ſchneidet ihm die Wege gegen Dresden ab.“

„Dann ſind wir ziemlich ſicher vor einer nahen Belagerung und großen Kriegsereigniſſen. Dennoch iſt der Prinz von Zweibrücken im Begriffe, gegen Leipzig aufzubrechen, und es verlautet von der Ankunft neuer öſterreichiſcher Corps.“

„General Haddick hat ſich mit Sr. Durchlaucht vereinigt, um an der Pleiße und der unteren Elbe wieder zu erobern, was die preußiſchen Generale Fink und Wunſch ſeit einigen Tagen im Fluge an ſich geriſſen haben,“ beſtätigte Schmitt.

Die Gräfin war mit dieſen Fragen nicht an ihr Ziel gelangt. Sie wünſchte zu erfahren, ob Sincere entweder ſchon mit Haddick bei der Reichsarmee angelangt, oder ob ſein Eintreffen, der Behauptung des Abbate gemäß, mit dem Nächſten zu erwarten ſei. Daß er bei größeren Heeresvereinigungen nicht ſelbſtändig commandire, war ihr wohl bekannt. Eine Frage, ob er zu dem Corps Haddick's gehöre, konnte Niemandem auffallen, wenigſtens Niemandem von der kleinen Geſellſchaft, für die Sincere's Name keine beſondere Bedeutung hatte. Dennoch zögerte Thereſe damit. So mächtig auf der einen und ſo verzagt auf der andern Seite war ihre Liebe, daß ſie nicht den Muth beſaß, eine einfache Auskunft über den Mann zu begehren. In allen andern Stücken

von ſouverainer Selbſtbeherrſchung, von großem Willen und von dem feinſten weiblichen Takte war die Stifsdame in dem, was ihre verrathene Neigung anlangte, von einer mädchenhaften Schüchternheit. Indem ſie ſich unentſchloſſen beſann, ob ſie die Frage ſtellen und wie ſie dieſelbe einkleiden ſollte, wendete ſich das Geſpräch. Der Lieutenant bemühte ſich, einige Worte an die jüngeren Damen zu richten. Das Kriegstheater war darüber vergeſſen. — Die Wiederaufnahme des Thema's, die Frage nach Sincere, würde in ſolcher Vereinzelung nur einen um ſo größeren Nachdruck erlangt haben — ſo meinte die Gräfin und darum unterdrückte ſie ihr Verlangen.

Die Antwort, welche der Lieutenant bei dem Fräulein von Zedlow auf ſeine Anfrage nach dem Befinden des Barons erhielt, beſtand in ſchmeichelhaften Vorwürfen über ſein langes Außenbleiben. Er rechtfertigte ſich mit Eifer durch die Aufzählung ſeiner neuen Geſchäfte, aber Mathilde nahm ſeine Entſchuldigungen nicht eben bereitwillig an, ſie verrieth beinah ein Mißtrauen, wozu ihr Gemüth ſonſt wenig geneigt war. Liebte ſie ihn nicht ſchon, ſo war ſie im Begriffe ihn lieben zu lernen. Als er vorhin eintrat, als Mathilde den Eindruck wahrnahm, den die Gräfin auf ihn hervorbrachte, hatte ſie ein Gefühl empfunden, dem Neide nicht unähnlich, die erſte Regung unbewußter Eiferſucht.

Die Gräfin muſterte den jungen Mann, indem ſie die Leitung der Unterhaltung wieder übernahm. Seine Manieren waren keineswegeſ unelegant, oder gar beleidigend, allein ſie waren die Manieren eines Menſchen, der nur deshalb nicht wider die Form verſtößt, weil ihm ein angeborner Takt, unterſtützt von einem gebildeten Geiſte und einem zartfühlenden Herzen, die Uebung in den höhern Umgangsſitten erſetzen hilft. Was ihr ferner an Schmidt wohlthat, war die Unmittelbarkeit ſeiner Sprache. Sie ſchien auf dem kürzeſten Wege aus ſeiner Bruſt zu kommen, Gedanken und Ausdruck überall in Eins zuſammen zu fallen, nirgends einer Umgeſtaltung oder Beſchönigung zu bedürfen. Es gibt wenige Charaktere, die gar nichts zu verbergen haben, und er gehörte zu ihnen. Die Theilnahme Thereſens für den Offizier ſteigerte ſich durch den Umſtand, daß ſie bereits auf ſein Schickſal einen günſtigen Einfluß durch ihre Verwendung bei Macquire ausgeübt hatte, und daß ſie ſeine Verhältniſſe aus der Schilderung des Präſidenten kannte. Aber ſie ſagte ſich, daß ſie ſich für den jungen Mann intereſſiren würde, auch ohne jene Vorgänge und ſelbſt nach einer gleichgiltigen Begegnung. Seine Perſon hatte etwas Trauliches für ſie, was ihr nicht allein die Leichtigkeit erklärte, mit welcher das Fräulein von Golz ihre Zuflucht zu ihm nahm, ſondern ihr auch ſelbſt eine, ich

möchte ſprechen, verwandtſchaftliche Zuverſicht zu ihm gab.

Der Beſuch endete mit der Bitte der Gräfin, daß er ſo oft wiederholt werden möge, als es dem Lieutenant gefalle. Mit einem triumphirenden Lächeln erwartete Mathilde, nachdem der Offizier das Zimmer verlaſſen hatte, das Urtheil der Stiftsdame. Sie hoffte darin die Beſtätigung ihrer eigenen Meinung zu vernehmen

„Sind Sie zufriedengeſtellt von unſerem Bekannten?" fragte ſie endlich, als die Gräfin zögerte, ſich über den Eindruck zu äußern.

Thereſe errieth ſehr wohl, daß ſie ein enthuſiaſtiſches Lob ſpenden ſollte:

„Es iſt ein junger Mann von vollkommener Natürlichkeit. Das iſt's, was ihn ſo vortheilhaft von unſerer gewöhnlichen Umgebung unterſcheidet. Das gute Herz ſitzt ihm auf der Zunge, der brave Sinn leuchtet ihm aus den Augen, und er ſcheint Geiſt und feſten Willen genug zu beſitzen, um nicht blos das zweideutige Lob eines guten Herzens zu verdienen. Die Perſonen unſerer Geſellſchaft ſind nur zu häufig heuchleriſche Frazzen —"

Der Zeitpunkt war nicht gut gewählt, in welchem der Hauptmann von Mirzach ſeinen Kopf durch die leiſe und halbgeöffnete Thür ſteckte. Die jungen Damen

mußten an ſich halten, um einen unwillkürlichen Aus-
ruf zu verſchlucken, denn das Geſicht des Grafen, hoch-
roth und Bart und Augenbrauen wie mit Kohlen-
ſtrichen aufgemalt, erſchien ihnen wie ein Beleg für
Thereſens Bezeichnung, halb zum Erſchrecken, halb zum
Lachen.

„Habe ich in Hoffnung auf die Nachſicht meiner
theuern Couſine geſündigt, mich hier einzuſchleichen, ſo
wird die Anziehungskraft drei ſo ſeltner Schönheiten
meine Kühnheit entſchuldigen,“ ſprach er über die
Schwelle gleitend und ſich vor den Damen verneigend.
„Der Diener wollte mich im untern Stockwerke in ein
großes leeres Zimmer einführen, indeſſen ich dem Lieu-
tenant Schmidt auf der Treppe begegnete, der von Ihnen
kam. Man muß geſtehen, zu Fuße nimmt ſich der
Mann beſſer aus, als zu Pferde. Allein ich bin ein
eben ſo guter Infanteriſt, als er, wenn es gilt eine
Schanze zu erſteigen, ſei ſie auch mit Waffen aus-
gerüſtet, die unſer Herz ſichrer als Kartätſchenkugeln
treffen.“

„Sie ſind in der That ein unternehmender Kriegs-
mann, Vetter, und der Ueberfall ſei Ihnen von meiner
Seite verziehen.“

„Dann darf ich auch auf die Erhörung meiner
Bitte hoffen, mir Ihren Geſchmack und Ihre Autorität
als Wirthin zur Anordnung des Feſtes zu leihen,

welches ich zu geben entſchloſſen bin, bevor die Wechſelfälle des Feldzuges uns entweder trennen, oder die Feier geſelliger Vereine ſtören.“

„Ich werde ſpäter mit Ihnen über Ihre Pläne ſprechen,“ entgegnete die Gräſin, „und Ihre Wünſche zu erfüllen ſuchen.“

Der Hauptmann dankte mit lebhaftem Entzücken für dies Zugeſtändniß. Mathilde empfahl ſich und der Graf nahm ihren Platz neben dem Fräulein von Golz und der Stiftsdame ein.

„Die Iſabellen befinden ſich ſeit dieſem Morgen in meinem Stalle. Wir haben Mitte September. Wird es den Damen vielleicht gefallen, den Reſt der ſchönen Jahreszeit, die augenblickliche Sicherheit der Gegend umher, zu ländlichen Ausflügen zu benutzen?“

Die Gräſin war heute ſo gütig gegen ihren Vetter, auf alle ſeine Vorſchläge einzugehen. Sie nahm auch dies Anerbieten an. Vielleicht, daß ſie in dem Grafen Mirzach ein Gegengewicht gegen den Abbate und gegen ihre übrigen Verwandten zu gewinnen ſuchte. Das ganze Geſchäft des Pferdehandels ſogar, in Folge deſſen die Iſabellen in den Beſitz Mirzach's übergegangen waren, ließ ſie ſich ausführlich beſchreiben. Sie erkundigte ſich nach den Namen aller Roßtäuſcher der Stadt, nach ihren Preiſen und Vorräthen und

hörte mit Aufmerkſamkeit von den Liſten und Betrügereien erzählen, die ihr Vetter glücklich durchſchaut und zurückgewieſen hatte.

Erſt um die Tiſchzeit verließ der Hauptmann das Haus der Stiftsdame und ſehr zufrieden mit dem Empfange, der ihm geworden. —

3.

„Machen Sie ſich mit der Umgegend genau bekannt,“ ſagte der Feldzeugmeiſter zu dem Offizier, dem er eben eine Depeſche diktirt hatte, die an den Oberfeldherrn geſchickt werden ſollte. „Sie ſind im Bureaudienſt vortrefflich zu gebrauchen, dies Compliment darf ich Ihnen machen. Aber die Feder iſt im Kriege nichts, der Degen Alles und unter dem Degen verſtehe ich, was überhaupt als Waffe wider den Feind verwendet werden kann. Die Geſchicke dieſes Krieges haben die Elbe zum Schwerpunkte. Vielleicht in dieſem Herbſte noch wird der ernſtliche Verſuch unternommen werden, Dresden für den König zurück zu erobern. Die feindlichen Hauptmächte werden vor den Wällen dieſer Stadt zuſammentreffen. Bereiten Sie ſich vor, daß Sie alsdann die Berge, Thaleinſchnitte, Flüſſe, Bäche, Weg' und Stege umher nachzuweiſen wiſſen, wie der beſt' unterrichtete Eingeborne. Ich gedenke Sie dem Grafen Daun zuzutheilen, wenn er einen Führer verlangt.“

Der Lieutenant Schmidt falzte das Papier, unter

welches der Gouverneur ſeine Unterſchrift geſetzt hatte, zuſammen und verſiegelte und adreſſirte den Umſchlag.

„Fangen Sie Ihre Beobachtungen auf der Seite an, wo die Berge zunächſt an die Stadt herantreten,“ fuhr Macquire fort und ging dabei in dem Zimmer auf und ab. „Mein Adjutant, der Graf Hardegg, bewahrt die Karten auf, die wir von dieſem Landſtriche beſitzen. Die Benutzung derſelben wird Ihnen die Ueberſicht der Gegend erleichtern. Das linke Elbufer iſt das wichtigſte in taktiſcher Hinſicht. Die Heere, die zur Vertheidigung der Stadt, oder zu ihrem Angriffe heranrücken, lehnen ſich allemal an die Höhen des Halbkreiſes von Keſſelsdorf bis Dohna. Der Plauen'ſche Grund trennt dieſe Hügelkette in zwei ungleiche Hälften. Beginnen Sie damit, dies ſchwierige Terrain genau zu unterſuchen und ſich alle Einzelheiten einzuprägen.“

Der Untergebene erwiederte ein „Zu Befehl, Excellenz,“ und überreichte die Depeſche, auf welche der Feldjäger vor der Thüre bereits wartete. Nachdem er abgefertigt war, ſagte Macquire:

„Die Antwort auf meinen Antrag, Sie dem Range des Hauptmanns zunächſt zu rücken, iſt vorläufig in's Unbeſtimmte geſtellt worden. Ich kann alſo mein Verſprechen hinſichtlich einer Beförderung noch nicht löſen. Es ſcheint ſogar, als ſei man etwas verwundert, daß ich einen Mann zum Ordonnanzoffizier gewählt habe,

der weder zum Geniecorps noch zur Kavallerie gehört. Sie können jedoch meine Wahl rechtfertigen, indem Sie ſich auf Ihrem Poſten auszuzeichnen ſuchen. Ich werde Sie von jetzt an nur des Vormittags in meinem Bureau beſchäftigen. Den Nachmittag verwenden Sie in der angegebenen Weiſe und wenn die Arbeiten am Schreibtiſche nicht dringend ſind, füge ich Ihnen auch noch den Vormittag hinzu."

Der Lieutenant betheuerte, daß er Alles aufbieten wolle, dem Vertrauen ſeines Generals zu entſprechen.

„Sie haben keine Verwandten, keine einflußreichen Fürſprecher. Im Gegentheile — und ich ſage Ihnen das, Schmidt, nicht um Sie zu entmuthigen, ſondern um Sie zur äußerſten Vorſicht aufzufordern — ſtößt Ihr Avancement auf Hinderniſſe. Die Irrung mit Ihrem Hauptmann hat Ihnen böſes Blut in Wien gemacht. Wären Sie nicht bereits in Ihren neuen Beruf eingetreten geweſen, würd' ich Sie kaum vom Regimentsdienſte haben entbinden dürfen. Die Thatſache iſt gut geheißen worden, weil ſie einmal Thatſache war. Aber von jetzt an müſſen Sie ſo ſtreng über ſich wachen, daß Sie ſogar den Anſchein von Fehlern vermeiden, nicht allein die Fehler ſelbſt."

„Ich werde dies vermögen, ſo lange ich mich unter dem unmittelbaren Befehle Ew. Excellenz befinde."

„Was in meinen Augen ein Verdienſt iſt, daß Sie

ſich das Portépee auf dem Schlachtfelde erworben haben, iſt's nicht in Aller Augen. Welche Bewandtniß hat es mit Ihrer Geburt? Sie führen den Namen eines Profeſſors, der nicht vermählt war?“

„Meine Abkunft iſt mir nicht erklärt worden. Ich weiß nicht, ob mir ihre Enthüllung nach dem menſchlichen Vorurtheile zur Ehre oder zum Makel gereichen würde.“

„Zu einem Sporn ſoll ſie Ihnen werden, das iſt mein Rath. Es wäre beſſer um viele Offiziere beſtellt, wenn ſie weniger Ahnen und dafür größere Geſchicklichkeit und Hingebung für ihren Beruf zum Heere brächten. Hüten Sie ſich vor freien Aeußerungen. Sie ſollen beim Abzuge der Preußen die feindliche Partei ergriffen, das Verfahren der Generale mißbilligt haben, welche die Kapitulation geſchloſſen.“

„Das iſt eine Verleumdung, Excellenz,“ ſprach Schmidt mit heller Entrüſtung. „Ich hielt unſere Leute von der Beleidigung Wehrloſer zurück und übernahm es, einer verlaſſenen Dame meinen Schutz zu gewähren.“

„Dem Fräulein von Golz, welches ſich bei der Gräfin von Alzau befindet. Vor mir bedürfen Sie keiner Entſchuldigung. Ich kenne Sie bereits und täuſche mich hoffentlich nicht. Allein Sie ſehen, wie ſehr Sie auf Ihrer Hut ſein müſſen.“

„Wenn die Anklagen aus der Luft geſchöpft werden, wie dieſe, Excellenz, ſo wird mir keine Vorſicht dagegen helfen.“

„Sie müſſen den Anklägern aus dem Wege gehen. Das meiſte Unheil, die bitterſten Feindſeligkeiten kommen von den Frauen her. Nicht unmittelbar, aber durch die Verſchränkung der Verhältniſſe. Sie haben das Glück, den Frauen zu gefallen — fragen Sie ſich, ob dies nicht unter gewiſſen Umſtänden ein Unglück für Sie ſein könnte? Ein eiferſüchtiger Nebenbuhler, beſonders wenn er kein ehrlicher Gegner iſt, iſt ein gefährlicher Feind." Der Graf ſtand ſtill und ſeine Miene verrieth mehr, als dieſe Worte bedeuteten.

Der Lieutenant ſchwieg und ſchaute dem Generale feſt in's Auge. Macquire lächelte und ſprach:

„Der Graf Mirzach liebt das Wohlleben, die Ruhe, den Genuß, aber er iſt kein Verſchwender. Wenigſtens hat er früher niemals große Neigung gezeigt, ſeinen Stand, ſein Vermögen glänzend zu repräſentiren. In Dresden angelangt, wird er plötzlich ein Mann des Luxus, der Geſellſchaft. Er richtet weitläufige Salons ein, erkauft koſtſpielige Equipagen, umgibt ſich mit einer zahlreichen Dienerſchaft. Sollte er nicht einen tieferen Plan mit dieſen Anſtalten verbinden, als nur ſeiner Eitelkeit zu ſchmeicheln? Und geſetzt den Fall, eine Dame, deren Herz er durch die Entwickelung jener Reichthümer beſtechen wollte, richtete ihre Aufmerkſamkeit auf eine dritte Perſon — würde dieſe dritte Perſon nicht ein Gegenſtand ſeines Haſſes und ſeiner Verfol-

gung werden? Sie wiſſen, daß über das Heer unſerer allergnädigſten Kaiſerin nicht Einer oder Zwei, ſondern ſehr Viele befehlen. Sie kennen die Herren vom Wiener Hofkriegsrathe, die oft durch gefärbte Gläſer ſehen. Ich will nicht fürchten, daß die Intrigue das Emporkommen eines braven Mannes überhaupt verhindern könnte, aber ich zweifle nicht, daß ſie es zu erſchweren vermag."

Der Lieutenant ſann einen Augenblick nach, dann brach er in eine Ergießung glühenden Dankes für die empfangenen Aufſchlüſſe aus.

„Bemerkungen — abgeriſſene, zuſammenhangloſe Bemerkungen eines erfahrenen Mannes ſind's, keine Aufſchlüſſe. Sie mögen Ihnen als väterliche Winke gelten, aber bei Leibe nicht als Eröffnungen. Vergeſſen Sie, von wem Sie dieſelben hörten, aber beherzigen Sie den Inhalt, ſo werden Sie meinem Vertrauen entſprechen."

Der Lieutenant war entlaſſen und ging mit einem Gemiſche der widerſtrebendſten Gefühle hinweg. Das Wohlwollen, welches ſich in den Rathſchlägen des Generals ausſprach, erwärmte ſeine Bruſt, die Hinterhalte und Fallſtricke aber, die ihm Macquire von fern gezeigt hatte, erfüllten ihn mit einer Empfindung, die zum Theil Grauen, zum Theil Erbitterung war. Er erwog noch einmal jedes Wort ſeines hochgeſtellten Gönners. Wie ſehr ihn aber auch die Entdeckung bekümmerte, daß überall verſteckte Feindſeligkeiten gegen ihn angezettelt

und ſelbſt ſeine unſchuldigſten Handlungen in tadelnswerthe Vergehen verkehrt würden, ſo beſchäftigte doch ſeine Aufmerkſamkeit am meiſten, was Macquire gegen den Schluß ſeiner Unterhaltung von ſeinem Verhältniſſe zu den Frauen geſagt hatte.

Welche von den wenigen Damen, die zu den Bekannten des Lieutenants gehörten, war es, der die Huldigungen des Grafen von Mirzach galten und auf die er ſeine Abſichten richtete? Die Gräfin von Alzau war ſeine Verwandte und ſie führte außerdem den Titel einer Würde, welcher die Möglichkeit einer Vermählung ausſchloß. Das Fräulein von Golz ferner war dem Hauptmann vielleicht im erſten Augenblicke wie eine leichte Beute erſchienen, die er dem Lieutenant mißgönnte. Deshalb hatte er die Stiftsdame dazu vermocht, das Mädchen zu ſich zu rufen. Er hatte dies veranlaßt, weniger um ihr eine Wohlthat zu erweiſen, als um einem Andern die verführeriſche Gelegenheit zu entreißen, der einzige Freund und Vertraute einer jungen und ſchönen Dame zu ſein. Nachdem der Graf das Fräulein näher kennen gelernt, mußte er wohl einſehen, daß auf eine flotte Annäherung bei ihr nicht zu rechnen ſei und daß ihr ganzes Weſen über jeder Leichtfertigkeit ſtand. Eine ernſte Verbindung aber mit ihr zu ſuchen, dazu war kein einziges der gegenſeitigen Verhältniſſe geeignet. Mithin blieb Niemand übrig, als das Fräu-

lein von Zedlow, auf welches Mirzachs Pläne gelenkt ſein konnten. Mit dieſer Vorſtellung aber ſchoß dem jungen Manne alles Blut in den Kopf. Er war eine Weile gar nicht in der Verfaſſung, zu einem klaren Gedanken zu kommen. Sein Inneres gohr in einer Fluth heftiger Empfindungen auf.

Mathilde! Seine Liebe zu ihr war bis jetzt ein ſtilles, ſeliges Bewußtſein geweſen, viel zu anſpruchslos und feierlich, um ſich bis zu einem beſtimmten Verlangen, oder gar zu einem leidenſchaftlichen Begehr zu erheben. Es hatte ſich mit Träumereien begnügt, die nur Ahnungen eines zarten Glückes, nicht ſchon Hoffnungen darauf geweſen waren. Wenn Leopold Schmidt die Welt betrachtete, ſo ſchien ſie ihm heller als vorher, ſeit er Mathilden kannte. Wenn er an die Zukunft dachte, ſo ſtand im Mittelpunkt derſelben ein Bild, auf welches er mit heiliger Andacht blickte. Aber er hatte bis jetzt weder auf die Mittel geſonnen, deren es bedürfen würde, ſeiner Welt jenen verklärenden Schimmer zu erhalten, noch war er durch die Gefahr erſchreckt worden, ſich dies geliebte Bild jemals aus dem Reiche ſeiner Zukunft geraubt zu ſehen. Er hatte den Abſtand der Verhältniſſe gar nicht bemerkt.

Die Betrachtung der Umſtände jagte einen Schrecken durch ſeinen Körper, von dem ihm die Bruſt erzitterte. Was ein Glück geweſen, verwandelte ſich in ein Unglück.

Statt eines blumigen Wegs lag eine Kluft vor ſeinen Füßen.

„Welches Recht hätt' ich auf ihre Perſon?“ fragte er ſich. „Herz und Perſon ſind zwei ſehr verſchiedene Dinge — das war meinem blöden Auge entgangen. Von ihrem Herzen fühlt' ich mit Entzücken, daß ein mildes Feuer daraus an das meine drang, daß ein geheimes Band des Verſtändniſſes und der Gegenſeitigkeit der Gefühle ſich um unſere Seelen ſchlang. Ich erinnerte mich fortwährend der Scene auf der Terraſſe — laue Lüfte — rauſchende Blätter — Sterne am Himmel und eine von tauſend verſchwiegenen Seligkeiten erfüllte Einſamkeit um uns! Nach der Erneuerung ſolcher Augenblicke dürſtete ich — mit eiferſüchtiger Angſt verbannt' ich im Voraus die Perſonen, die es ſtören könnten, unſer wortloſes Zwiegeſpräch — ich hätte die Grauſamkeit gehabt, das Fräulein von Golz in einen Keller zu vergraben, um Mathilden nicht mit einer Geſellſchaft zu umgeben, die jene Einſamkeit, von deren Wiederholung ich träumte, hindern und unterbrechen konnte: aber an das Schlimmſte hab' ich mit keinem Athemzuge gedacht, an den Verluſt ihrer Perſon. Jetzt erſt weiß ich, daß ich ein armer, namen- und beſitzloſer Mann bin!“

Als er den Palaſt des Gouverneurs im Rücken hatte und über den Neumarkt und an dem hohen Rundgewölbe der Frauenkirche vorüberging, das Auge ſtarr auf

das Haus geheftet, wo ſie wohnte, rollte ein Wagen auf ihn los und ein ſtolzer Reiter, der neben der Karoſſe herſprengte, nöthigte ihn, auszuweichen. Beide, Wagen und Reiter, waren aus der Auguſtusſtraße, aus demſelben Gebäude hervorgekommen, auf deſſen zweites Stockwerk Schmidt unverwandt blickte. Als er auf die Seite wich, um der Kutſche und ihrem Begleiter Raum zu laſſen, fielen die Strahlen eines Augenpaars auf ihn, das ihn wie Morgenſonne anlächelte. Der Blick kam aus dem Inneren des Wagens. Mathilde ſaß neben ihrem Vater und grüßte auf ihn herab. Aber die Pferde brauſten vorüber, die Kutſche flog hinter ihnen her und der Reiter zwang ſein Roß, vor dem Wagenſchlage zu courbettiren. Die Erſcheinung hielt nur ſo lange feſt, daß Schmidt zu erkennen vermochte, wer der Reiter ſei. Dann verſchwand ſie zwiſchen den Häuſerreihen der pirnaiſchen Gaſſe.

Der Graf Mirzach war es, der den Präſidenten auf ſeiner Ausfahrt begleitete. Vielleicht, daß ſich der Herr von Zedlow mit ſeiner Tochter nach Pirna hinausbegab, wo ſich die Mitglieder der königlichen Familie befanden, welche Dresden noch immer für keinen ganz ſichern Ort hielten.

Welch' ein Unterſchied zwiſchen dem armen jungen Manne und dem Grafen! Vor dem Namen des Einen öffneten ſich alle Thüren, er hatte Anſpruch darauf, die

vornehmſte Geſellſchaft aufzuſuchen und zu empfangen, ſich ſelbſt bei Hofe einzuführen, ſeine Huldigungen darzubringen, wo es ihm gefiel und ſie wie Auszeichnungen hingenommen zu ſehen. Der Andere hingegen mußte alles perſönliche Verdienſt daran ſetzen, um das Vorurtheil wider ſeine Geburt zu überwinden, mußte der boshaften Verdächtigung Trotz bieten und ſollte ſich jetzt ſogar hüten, liebenswürdig gefunden zu werden, um nicht deſto haſſenswerther zu erſcheinen. Schmidt hätte mit neidloſem Herzen alle äußerlichen und prunkenden Vorzüge dem Grafen gegönnt — daß er ihm aber ſeine Gefühle opfern ſollte, war eine unmögliche Aufgabe. Schon der Gedanke daran empörte ſein Gemüth und ein Entſagen in ſolchem Falle ſchien ihm eine Entwürdigung.

Dazu war der Blick Mathildens gekommen, ein kurzer aber beredtſamer Gruß, voll inniger Wärme, voll ſogar des Troſtes, deſſen Schmidt bedurfte. Es war, als hätte das Mädchen den Kampf ſeiner Empfindungen aus ſeiner Miene errathen, und ihm zugeflüſtert: „Laß Dich nicht irren und verſtören durch den Begleiter an meiner Seite. Ich achte ſo wenig auf ihn, als auf das Pflaſter der Straße, auf welchem die Hufe ſeines Roſſes hinſtampfen. Es gibt Perſonen in der Welt, deren Annäherung nicht vermieden werden kann. Allein nur das körperliche Auge ſieht ſie, dem Herzen bleiben ſie fremd.“

Den Nacken kühner emporrichtend ging der Lieutenant weiter. Statt der plötzlichen Bekümmerniß, mit welcher er gekämpft hatte, trat ihm die Hoffnung entgegen, die leichte Hoffnung der Jugend, die ſtets nur auf kurze Minuten entflieht, um immer bald und freundlicher zurückzukehren. Es waren ja bei weitem nicht blos ſchlimme Erfahrungen, die er an dieſem Morgen gemacht hatte. Das Vertrauen des Generals, die wohlwollende Meinung, die er für den jungen Mann an den Tag gelegt hatte, wäre ſelbſt für eine ärgere Botſchaft nicht zu theuer erkauft geweſen. Der Graf Macquire hatte ihm den Beweis einer väterlichen Geſinnung gegeben, Mathilde ihm heiter zugelächelt und er ſollte traurig ſein? Dazu die Gelegenheit, ſich auszuzeichnen, die ihm ſein Befehlshaber eröffnen wollte — die Verhältniſſe näher betrachtet ſchienen ſogar ſehr günſtig. Der Lieutenant wollte ſogleich damit anfangen, ſich die Terrainkenntniſſe zu erwerben, von deren Beſitz ihm der General Vortheile verſprochen hatte. Er eilte nach dem Stallgebäude, wo ſein Pferd ſtand, um es ſatteln zu laſſen. Dabei erinnerte er ſich des edlen Thieres, auf welchem ſich ihm ſo eben der Graf von Mirzach gezeigt hatte. „Biſt du nicht ein ſchwacher, wunderlicher Menſch," ſprach er bei ſich ſelbſt, als er ſich auf einer Regung der Scham, auf einem demüthigenden Gefühle überraſchte, „daß du nicht blos deine Perſon

mit der des Grafen vergleichſt, ſondern auch dein Pferd und das ſeinige. Kann es dir ein Erröthen abnöthigen, ihn von einem ſtattlichen Thiere herab, verächtliche Blicke auf deinen trägen, dürftigen Gaul werfen zu ſehen? Wenn er eine Börſe mit Dukaten vollgeſtopft zieht und du einen Beutel mit etwas Silbergeld gefüllt, ſo beſchämt dich weder ſein Ueberfluß noch dein Mangel. Was kann es dich alſo kümmern, daß er auf einer Börſe von hundert Louisd'or reitet?"

Trotz dieſen höchſt vernünftigen Vorſtellungen war der Offizier dennoch feſt entſchloſſen, ſeine Ausflüge in die Umgegend in einer andern Richtung zu beginnen, als durch das Thor, durch welches der Wagen des Barons ſeinen Weg genommen hatte. Der Menſch ſcheut einmal ein Gebrechen der geſellſchaftlichen Erſcheinung am ängſtlichſten. Einen eingebildeten Fehler zu verrathen, koſtet uns oft mehr Ueberwindung und ſetzt uns, wenn es zufällig geſchieht, in größere Beſtürzung, als das Eingeſtändniß eines wirklichen Vergehens. Wir haben häufig heroiſchen Muth vor ernſten Bedrängniſſen, aber eine Verlegenheit, die bloße Furcht lächerlich zu ſein, bringt uns außer Faſſung. Es war natürlich, daß der Lieutenant, der recht gut erkannte, welche mißliche Figur er zu Pferde neben beſſer berittenen Leuten abgab, um keinen Preis den

Vergleich herausfordern wollte. So lange ein Reiter zu Roſſe ſitzt, gehört das Pferd zu ſeiner Perſon.

Leopold Schmidt hatte das Stallgebäude noch nicht erreicht, als ihm der Graf Hardegg mit flinkem Schritte entgegen kam.

„Eben Sie ſucht' ich, Lieutenant,“ rief er ihm ſchon von Weitem mit lebhafter Gebehrde zu.

„Das trifft ſich ſehr gut,“ verſetzte Schmidt, ſich dem Andern nähernd, „denn ich bin wegen einiger Karten an Sie gewieſen, Graf Hardegg.“

„Karten von der Umgebung von Dresden? Der Feldzeugmeiſter befahl mir, ſie bereit zu legen. Ich übergab ſie dem erſten Adjutanten, Hauptmann Sturm, weil er im Hauſe Sr. Excellenz wohnt. Aber ich denke, ſie werden jetzt nicht nöthig ſein, wenigſtens Ihnen nicht.“

„Es iſt Ihnen alſo bekannt, zu welchem Zwecke ich mich derſelben bedienen ſoll?“

„Aus dem Munde des Grafen Macquire ſelbſt. Aber die Urſache des Auftrages habe ich nur errathen. Der General will Sie auf eine Weiſe beſchäftigen, wodurch Sie der Pflicht überhoben werden, ſich hier in der Stadt häufig zu Pferde zu ſetzen. Er hat es bemerkt, daß Sie keinen guten Kauf an Ihrem Falben gethan haben. Und eben dieſe Urſache Ihrer neueſten Beſtimmung erledigt ſich.“

„Ich bin beſtürzt zu hören, daß mein Pferd ſo auffällige Mängel hat.“

„Um ſo beſſer kommt Ihnen der Zufall zu Statten, wegen deſſen ich Sie eben in der ganzen Stadt, wie eine Stecknadel geſucht hätte, wenn ich Sie nicht mehr auf dem Bureau fand.“

„Noch verſteh' ich Sie nicht.“

„Es iſt das ſeltſamſte Beiſpiel von Eigenſinn oder Selbſttäuſchung eines Mannes von Fach, welches ich bis jetzt erlebt habe. Der Roßhändler, der die ſchönen Pferde von Leipzig hierher geführt und von dem der Graf Mirzach ſeinen Rappenhengſt gekauft hat, feilſcht um Ihre Falbe. Als ich vorhin nach meinem Pferde ſah, welches ich dieſen Morgen etwas ſtark angegriffen hatte, traf ich den Roßkamm in unſerem Stalle. Er hatte ſich Ihre Falbe herausziehen laſſen und ſtand darauf an der Krippe derſelben, ſie auch beim Freſſen zu beobachten.“

„Nun? Und wenn er vorher eine gute Meinung von dem Thiere gehabt hatte, ſo war ſie bei näherer Betrachtung verſchwunden?“

„Im Gegentheil. Der Mann beſteht darauf, Ihre Falbe zu erhandeln. Er ſagt, er habe einen Auftrag, der ihm gerade ein Pferd wie das Ihrige außerordentlich wünſchenswerth mache und darum wollte er Ihnen einen Tauſch vorſchlagen.“

„Daß man mich zum zweiten Male ärger als das erſte Mal betröge, wenn ich auf das Anerbieten einginge!“ wendete der Lieutenant ein, aber die haſtige Art, mit welcher er mit dem Grafen vorwärts ſchritt, bewies, daß er durchaus nicht ohne Hoffnung war und nichts ſehnlicher wünſchte, als ſeine Beſorgniß widerlegt zu hören.

„Meine Idee, ſo wie der Roßkamm von einem Tauſche zu ſprechen anfing,“ fiel Hardegh ein, „wiewohl an Ihrer Falbe nicht viel zu verlieren iſt. Ich darf Ihnen jetzt die ganze Wahrheit ſagen, ja die Umſtände verpflichten mich dazu. Ihr Pferd iſt ein — —“ der Adjutant gab ihm einen abſcheulichen Schimpfnamen — „Sie haben bei einem Tauſche beinahe nur günſtige Chancen für ſich. Aber ich meinte, der Roßkamm wird vielleicht einen noch älteren und bockbeinigeren Klepper haben, den er Ihnen zudenkt. Ich verlangte alſo das Pferd zu ſehen und begleitete unſeren Mann.“

„Sie ſind ſehr gütig gegen mich, Herr Hauptmann. Ich bin Ihnen für die Mühwaltung, die Sie mir gewidmet haben, von Herzem verbunden.“

„Was erwähnen Sie das? Schon die Neugierde hätte mich dazu getrieben und ſagt' ich Ihnen nicht, wir wollten gute Kameradſchaft mit einander halten? Nun wohl, und ſo ſchenken Sie demnach meinen Worten Vertrauen, wenn ich Ihnen verſichere: das Pferd,

welches der Roßkamm zum Tausche gegen das Ihrige bietet, iſt ein ſo ausgezeichnetes Thier, daß ich mich ſehr ernſtlich an unſere gute Kameradſchaft erinnern mußte, ſonſt hätt' ich mein eignes Pferd und noch ein hübſches Draufgeld gegen den Fliegenſchimmel geboten, mit welchem Ihre Falbe bezahlt werden ſoll."

„Und es ſcheint ein vernünftiger Mann, der auf die Falbe verſeſſen iſt?" fragte Schmidt.

„Bis auf dieſen tollen Wunſch, ſo nüchtern und verſtändig, wie wir Beide."

„Sein Verlangen kann nicht von langer Dauer ſein —"

„Eben deshalb hab' ich den Fliegenſchimmel bereits in unſeren Stall führen laſſen, ja das Geſchäft ſo weit in Ordnung gebracht, daß es nur Ihrer ausdrücklichen Einwilligung bedarf, und die Sache iſt unumſtößlich."

„Sie werden an meiner Einwilligung nicht gezweifelt haben."

„Nein, aber eilen wir. Die Gelegenheit käme nicht wieder, wenn ſie verſäumt würde."

Die beiden Offiziere ſprachen darauf kein Wort weiter, ſo raſch gingen ſie. Nur Blicke wechſelten ſie von Zeit zu Zeit. Der Graf nickte dem Lieutenant ermuthigend und beglückwünſchend zu. Schmidt erwiederte die Gebehrde mit einem nicht ungläubigen, aber ſchüchternen Lächeln. Er fürchtete immer noch auf ein

Hinderniß des ſeltſamen Handels, oder auf eine Wendung zu ſtoßen, die den ganzen Vorfall in einen Scherz oder einen Irrthum auflöſte.

Der Roßkamm war noch gegenwärtig, als Schmidt und Hardegg den Hof erreichten, an welchen der Stall ſtieß. Ein Knecht ließ die Falbe an der Leine im Kreiſe gehen, während ein anderer mit der Peitſche neben ihm ſtand, deren Vorſchnur er von Zeit zu Zeit auf das ſpitzknochige Hintertheil des Pferdes auftreffen ließ. Die Falbe trabte wie eine Ziege über den Sandboden und erwiederte jeden Schmitz, den ſie empfing, durch ein Ausſchlagen mit den Hinterfeſſeln. Wie ungeſchickt dieſe Bewegung auch war, ſo folgte ihr doch allemal eine Aeußerung des Erſtaunens von Seiten des Roßkammes, der an der Stallthür lehnte und ſich ohngefähr betrug, wie ein entzückter Kunſtfreund im Theater. Er ſchien Alles zu vergeſſen, was ihn umgab und nur für den Gegenſtand ſeiner Bewunderung Augen und Ohren zu haben.

„Brav, ſehr brav, meine Schöne!" murmelte er durch die Zähne, als die Offiziere an ihn herantraten. „Welche Kraft in den Sehnen, welches Feuer in den Augen. Wie ſie den Nacken trägt, die Mähne ſträubt. Jedes Glied an ihr iſt echte Race!"

Der Graf ſtieß den Lieutenant Schmidt leiſe mit dem Arme an, als wollte er ihm bemerken: „Da haben

Sie den Narren. Zögern Sie nicht, ſich ſeine Stimmung zu Nutze zu machen.“ Dann redete er den Roßkamm an: „Hier bring' ich Ihnen den Herrn des Pferdes und zugleich ſeine Genehmigung zu dem Tauſche.“

Als ob er aus einem Zuſtande der Trunkenheit erwache, wendete der Roßkamm ſich gegen die Herren, warf ſeinen Kopf zurück, daß ſich der Zopf über den Schultern bäumte und faßte den rothſcheinigen braunen Frack über der Bruſt zuſammen, gleichſam als fürchte er ſich zu erkälten, nach einer ſo heißen als angenehmen Aufregung:

„Mein Herr — Sie treten mir die Falbe gegen den Fliegenſchimmel ab? Wort und Handſchlag darauf und die Angelegenheit ſteht feſt. Eine Decke über das Thier —“ rief er dem Stallknechte zu, ſich mit zärtlicher Beſorgniß gegen die Falbe wendend, welche jetzt ihren Kreislauf beendete. „Und reibt ihm die Gelenke mit Stroh trocken.“

Der Lieutenant Schmidt hatte einen raſchen Blick durch die Stallthür gleiten laſſen, wo der Erſatzmann der Falbe mit feurigen Nüſtern an der Krippe brauſte.

„Mein Wort und meine Hand darauf,“ entgegnete Schmidt. „Wenn ich vorausſetzen darf, daß Sie ſich über die Eigenſchaften meines Pferdes hinreichend unterichtet haben. Denn ich verberge weder ſeine Fehler,

noch übernehm' ich irgend eine Bürgſchaft für ſeine Vorzüge."

„Glauben Sie, daß ich heute zum erſten Male eine Trenſe in die Fauſt bekomme? Ich könnte die ganze öſterreichiſche Armee in Kavallerie verwandeln, wenn ich die Pferde auf einem Platze beiſammen hätte, die ich ſeit ſieben und zwanzig Jahren zwiſchen Weichſel und Rhein verhandelt habe." Damit ließ der Roßtäuſcher den Peitſchenſtiel, den er zwiſchen den Fingern der rechten Hand hin und hergerollt hatte, in den Schaft ſeines hohen Stiefels ſinken, und ſchlug die Arme auf der Bruſt ineinander. „Für den Fliegenſchimmel ſtehe ich Ihnen ein. Gefällt er Ihnen nicht, wenn ich von der Leipziger Michaelismeſſe zurückkehre, ſo können Sie ſich das beſte Pferd dafür ausſuchen, welches ich alsdann hier auf den Markt bringe. Aber die Falbe gehört mir. Sputet Euch, Burſche, daß ſie in meinen Stall kommt. Ein gutes Sattelgeld ſoll Euch nicht fehlen."

An eine Täuſchung war bei dem pfiffigen Geſichte des Roßhändlers nicht zu denken, in welchem Lieutenant Schmidt wie in einem räthſelhaften Buche las. Die Männer reichten ſich die Hände, Graf Hardegg ſchlug zur Erhöhung der Feierlichkeit durch. Dennoch war Schmidt noch immer ſo verzagt, daß er dem Vorgange nicht traute. Die Falbe ward aber, mit einer wollenen

Decke von den Ohren bis zum Schweiſe verhüllt, aus dem Hofe gezogen. Sie ſchritt wie ein armer Sünder hinter dem Knechte her.

„Es geht im Pferdehandel, wie im Kunſthandel,“ ſagte der Roßkamm, die zweifelhafte Miene des Lieutenants auffaſſend. „Die Liebhaberei und der Geſchmack beſtimmen die Preiſe. Sie wundern ſich, daß ich Ihnen für ein altes Gemälde ein neues gebe? Freilich gehört das Auge eines Kenners dazu, um die Vorzüge des alten zu würdigen, während das neue Bild mit ſeinem friſchen Firniß und ſeiner lebendigen Farbe beſticht.“

Der Lieutenant empfand keinen Beruf in ſich, das Hinkende des Vergleichs nachzuweiſen. Der Roßkamm bat um die Empfehlung der Herren und entfernte ſich.

„Und jetzt will ich Ihnen den Fliegenſchimmel vorreiten, damit Sie ſehen, was Sie gewonnen haben. Der alte Kerl muß am Sonnenſtiche leiden,“ ſprach Hardegh und ließ das Pferd ſatteln. „Der Graf Macquire wird ſich freuen, daß ein ſolches Prachtthier in ſeinem Gefolge erſcheint. Er ſelber hat kein beſſeres Pferd, um ſeine goldgeſtickte Schabrake darauf zu legen.“

Eine halbe Stunde ſpäter hielt Schmidt auf dem Schimmel vor dem Palaſte Macquire's, um die Karten von dem Hauptmann Sturm in Empfang zu nehmen.

Der General muſterte das Pferd durch's Fenſter herab. Da er aber weder ſeinen Auftrag zurücknahm, noch der Lieutenant nach der beigefügten Erklärung dies wünſchen konnte, ſo trabte der Reiter bald aus der Stadt und jetzt gerade durch das Thor, welches er vorhin zu vermeiden entſchloſſen geweſen. Eine anmuthig ſchlanke, bügelfeſte Geſtalt auf einem feingebauten, feurigen Pferde — in ſolcher Form war eine Begegnung eher zu wünſchen, als zu ſcheuen.

4.

Ueber die Elbbrücke in der Richtung von der Neuſtadt gegen das königliche Schloß und die katholiſche Kirche ſchritt ein Mann, den die öſterreichiſchen Soldaten, die ihm begegneten, größtentheils grüßten, obſchon ſeine Tracht keine militairiſchen Abzeichen hatte, ſondern vielmehr dem geiſtlichen Stande angehörte. Ein ſchwarzer Talar mit Aermelöffnungen fiel von den Schultern zu den Knöcheln hinab, ein Baret ohne Schirm bedeckte den Kopf. Ueber die ſeidne Halsbinde war ein ſchmaler, weißer Kragen herabgeſchlagen, von einem violettblauen Rande eingefaßt. Die Haltung und Bewegung des Mannes war gelenkig, die Figur nicht höher als ſie der ſüdliche Menſchenwuchs in der Regel geſtattet, das Geſicht von markirter Zeichnung und gelblichem Teint. Die Augen des Mannes wurden von den tief herabgelaſſenen Wimpern bis über die Hälfte bedeckt, um die feſtgeſchloſſenen Lippen ſpielte ein feines Lächeln, welches ſich um einen ruhigen und wohlwollenden Ausdruck bemühte. Die hohe Stirn bildete mit der Naſe eine gerade Linie.

Wenn der Mann einen der Grüße erwiederte, die ihm dargebracht wurden, ſo verbreitete ſich das Lächeln vom Munde über das Antlitz. Ueber das ganze Antlitz ergoß es ſich bei dem Gruße eines gemeinen Mannes. War dieſer Mann ein Bürger, ſchien er nicht zum öſterreichiſchen Heere zu zählen, oder zu den Reſten der Reichstruppen, die ſich in Dresden erhalten hatten, ſo ſuchte das Lächeln vom Kinn bis zu den Haarwurzeln auf der Stirn emporzuklimmen. Es beſchränkte ſeinen Spielraum, wenn die Perſon, der es zugebracht ward, etwas höheren Standes war. Vornehmeren Offizieren und den Equipagen gegenüber, die über die Brücke fuhren, verſchwand es völlig und der Gruß des Geiſtlichen ward zu einer ernſten Verneigung mit dem Haupte. Die Hände, in gewirkten Handſchuhen von gelbbrauner Seide verborgen, waren fromm gefaltet und veränderten ihre Lage nur, als Herr Osgualda, der nämliche Geiſtliche, deſſen Aeußeres wir beſchrieben, an dem metallnen Kruzifixe der Brücke vorüberging. Hier bog er ſich zuſammen, als ob alle Sünden der Welt vor dem Bildniſſe des Erlöſers zugleich auf ſeine Schultern fielen und indem er die Linke mit Inbrunſt gegen die Bruſt drückte, bekreuzigte er ſich mit der Rechten. Sein Geſicht blieb in erbaulichen Falten, bis er die andere kürzere Hälfte der Brücke vom Kruzifixe aus zurückgelegt hatte.

Vor dem Platze vor der katholiſchen Kirche führte zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges noch keine Freitreppe auf die Feſtungswerke zur Linken empor, die heute unter dem Namen der Brühl'ſchen Terraſſe als beliebte Spazierwege und Ausſichtspunkte Dresdens berühmt ſind. Zwei ſteinerne mit Kanonen beſetzte Wachhäuſer ſchloſſen die Brücke ab und eine Mauer, die von dem Wachhauſe zur Linken gegen die Baſtion hinführte, verdämmte überdies den Weg zum Elbufer und zu dem Quai, auf welchem heute die Dampfboote anlegen. Zwiſchen den Palais' der Auguſtusſtraße und den Wällen gegen die Elbe hin, öffnete ſich ein kleines Gäßchen. Dort hinein ſchlüpfte der Abbate und ging in dem feuchten und ſchmutzigen Winkel ſo weit vorwärts, bis er unter der Gallerie ſtand, die zwiſchen dem Palaſte des Grafen Brühl und der Elbterraſſe eine unmittelbare Verbindung herſtellte, indem ſie aus dem dritten Stockwerke des Gebäudes hinüber auf den Wall ſprang, wo der Miniſter ein Luſthaus hatte.

Osgualda blieb vor einer Thüre ſtehen, die in den hinteren Flügel des Palais führte, aber ſelten benutzt zu werden ſchien. Es waren Grashalme zwiſchen den Steinen emporgeſchoſſen, welche eine erhöhte Schwelle bildeten, die Steine ſelbſt ſahen grünlich aus und der Abbate mußte eine ziemliche Weile klopfen, bevor ſich ein Schlüſſel in dem roſtigen Schloſſe bewegte, um ihn einzulaſſen.

„Sie ſind's, Ehrwürdiger,“ ſagte eine rundliche und ſauber gekleidete Frau, die ihn durch die Thüre treten ließ. „Was bemühen Sie ſich durch die Hintergaſſe? Das Palais iſt noch ſo leer und öde wie während der Belagerung. Niemand würde Ihren Beſuch bemerken. Wo ſoll der Verkehr herkommen in Abweſenheit des gnädigen Herrn Reichsgrafen und ſo lange der Feind die Fauſt auf dem Lande hat?“

„Dennoch kann Vorſicht niemals ſchaden. Iſt Euer Mann wohl auf? Es gibt Aufträge für ihn,“ antwortete der Abbate und wendete ſich, während die Frau die ſchwere Thür verſchloß und verriegelte, mit ſicherer Ortskenntniß in dem dunkeln Raume gegen einen Gang, der nach dem Hofe hinlief.

„Er könnte es ſein, wenn er ſich darnach benähme, Herr Pater. Leſen Sie ihm den Text und ich werd' es Ihnen Dank wiſſen. Denn wenn er die Vorſchriften des Arztes befolgte, ſich im Bette hielte, oder wenigſtens im Zimmer und Waſſerſuppe äße, anſtatt in's Kuffenhaus zu Weine zu gehen, ſobald er nur wieder auf einem Beine ſtehen kann, wäre das Zipperlein längſt verſchwunden. Heute leidet er wieder heftig an ſeinen geſchwollenen Füßen. Reden Sie ihm in's Gewiſſen, Ehrwürden. Es wird wirken, hoff' ich.“

Die ovale Geſichtsform, die dunkeln Augen der Frau, ihr ſchwarzes Haar, das mit den Jahren nur

dünner, nicht bleicher geworden war, die flinke Mundart und der ſlaviſche Tonfall derſelben, verriethen die Böhmin. Während ſie geſchwätzig einen Bundesgenoſſen wider die diätetiſchen Verſtöße ihres Mannes zu werben ſuchte, trippelte ſie dem ſchweigenden Abbate durch den Gang nach und zu einer Stube zu ebener Erde hin. Die Lage des Zimmers, die Klingelſchnuren, die dort zuſammenliefen und mit mächtigen Glocken endeten, die Einrichtung des Gemachs deuteten unverkennbar an, daß es die Wohnung eines Thürhüters war, in welche Osgualda trat. An dem Fenſter, welches die Ausſicht auf den Hof hatte, der gegenwärtig nur durch das eintönige Plätſchern eines Doppelbrunnens belebt ward, hingen in hölzernen Gebauern zwei Kanarienvögel. Der Fußboden des Zimmers war mit weißem Sand beſtreut, an der Wand neben dem Eingange ſtand eine Schlagpendeluhr in einem hohen Nußbaumgehäuſe. Daneben befand ſich ein Schlüſſelſchrank. Ein Tiſch vor dem Fenſter, mit einer rothdamaſtnen Decke belegt, enthielt allerlei kleine Näharbeiten, deren Fortſetzung an dem davorgerückten Stuhle der Abbate durch ſein Anklopfen unterbrochen hatte. Eine Katze, ſo feiſt und dickbepelzt ſie nur bei Hausverwaltern angetroffen wird, hatte ſich auf den erwärmten Platz des Seſſels geſtreckt. Unter einem breiten zweiſchläfrigen Bette ſchaute ein kluger ſchwarzer Hundekopf hervor.

Auf dem Bette ſelbſt lehnte halbaufgerichtet, die breite, ſchwammige Geſtalt eines Mannes, in deſſen hochrothes Geſicht der Zipfel einer Nachtmütze traurig herabfiel und der mit unverhehltem Abſcheu auf einige Arzneiflaſchen, eine Schachtel mit Pulver und eine Büchſe mit Latwerge blickte — die Homöopathie hatte die Gaben der Heilwiſſenſchaft damals noch weder vereinfacht, noch ihren Ueberfluß gemäßigt — was Alles ihm zur Hand auf einem zweiten Tiſche an's Bett gerückt war.

Schon die leiſe Regung, den geiſtlichen Herrn durch ein Vorbeugen des Oberkörpers, durch eine Handbewegung zu begrüßen, hatte dem leidenden Manne die furchtbarſten Schmerzen in ein Paar Füßen erneuert, die noch immer von ungewöhnlichem Umfange erſchienen, auch wenn man einige Wildkatzenfelle, mehrere wollene Tücher und den Leinwandverband, worein ſie gewickelt waren, von ihrer Dicke abrechnete.

„Willkommen, Herr Pater!“ ſeufzte er, wenn man ein von Zähneknirſchen bezeichnetes Aechzen ein Seufzen nennen kann. „O meine vergnügten Tage! Was ſchmeckte der kühle Wein ſo gut. Wie erwärmte ſeine Kälte den Magen. O du liebes, ſüßes Glück! Es iſt eine Empfindung, um aus der Haut zu fahren! Bei allen Teufeln, es waren vergnügte Stunden — ſchöne Stunden, Herr Pater. Der ſaftige Schinken — der alte, ölige Wein!“

„Redet Euer Mann im Fieber?“ fragte der Abbate, ſich nach der Frau umblickend. „Was miſcht er für wunderliches Zeug durcheinander?“

„Das thut er immer, wenn ihn das Zipperlein recht peinigt. Er ſagt, es würd' ihm leichter, die Qual zu ertragen, wenn er ſich erinnert, wie viele Luſt er dafür genoſſen. Das Eſſen und Trinken, die Heiligen mögen es ihm verzeihen, war von jeher ſein Abgott.“

„Seit wann hat Euch das Podagra niedergeworfen, Niklas?“ ſprach der Abbate mit ziemlich ſtrengem Accente.

„Nicht ſo laut, Ehrwürden! O meine vergnügten Tage! Ich fühle das Geräuſch Ihrer Schritte in meinen glühenden Füßen — Eure Rede ſchneidet mir in das von der Hitze aufgeblaſene Fleiſch! Schüſſeln und Flaſchen — ſie waren trefflich — und dort ſitzen ſie nun. Aber ich weiß, was ich geſchmeckt habe und laſſe mir nicht bang machen. Seit drei Tagen, Ehrwürden, zehre ich an meinem Gedächtniſſe.“

„Und wann hofft Ihr wieder friſch auf zu ſein?“ fragte Osgualda mit etwas ſanfterer Stimme.

„Hoffen — du liebe fette Wurſt — hoffen! das thu' ich jede Minute. Aber der Doktor ſagt, vorher müßt' ich das Zeug da verſchlingen, und hungern und mich ausſchwitzen — meine vergnügten Tage! Ich ſoll hungern!“

Die Frau hatte ſich wieder an ihren Platz geſetzt.

Die Katze lag auf ihrem Schooße und das mit Sand gefüllte Nähkiſſen war bis an den äußerſten Rand des Tiſches geſchoben. Aber die Nadel ruhte noch, die Frau hörte auf das Geſpräch der beiden Männer und ſie nickte dem Vater heimlich zu, der ſich auf dem Stuhle zu Füßen des Bettes niedergelaſſen hatte, daß er mit ſeiner Strafpredigt, oder doch mit ſeinen Ermahnungen losbräche. Die Erwähnung der Arznei und des Hungers ſchien ihr ein ſehr günſtiger Anknüpfungspunkt zu ſein. Und der Abbate benutzte ihn wirklich:

„Niklas, denkt an die magere Zukunft, anſtatt an Euere gefräßige Vergangenheit. Pflegt Euere Geſundheit, fügt Euch den Anweiſungen des Arztes und lauft, wenn ſich ein Anſtrich von Beſſerung zeigt, nicht gleich wieder in die Schenken. Es muß etwas unternommen werden. Euere Angelegenheiten ſtehen ſchlecht, denn die Eueres Herren ſind in äußerſter Gefahr. Es bereiten ſich ſchlimme Dinge gegen ihn vor —“

„O meine vergnügten Tage!“ fiel der Kranke dem Redenden mißmuthig in's Wort. „Was kann meine Geſundheit dem gnädigen Herrn Reichsgrafen Excellenz nützen und was meine Krankheit ihm ſchaden? Erwarten Ehrwürden etwa, daß ich die Preußen aus dem Lande vertreiben ſoll? Wie das hämmert, wie das ſticht!“ fuhr er ſich krümmend und auf ſeine Füße deutend fort. „Es wäre fürchterlich, wenn's nicht ſo

gut geſchmeckt hätte. Aber es hat gut geſchmeckt, Herr Pater, das kann ich verſichern.“

Osgualda wendete ſich erzürnt von dem Bette ab. Jetzt kam ihm die Frau wider den Mann zu Hilfe: „Wirſt Du wohl vernünftig ſein, alter Schwelger, und mit Reſpekt anhören, was Dir der Herr Pater ſagt? Wenn des Herrn Grafen Gnaden nicht wieder in aller Herrlichkeit in dies Haus zurückkehren, werden auch wir nicht lange und warm mehr hier ſitzen. Warſt Du nicht ein angeſehener Mann, als die Schildwachen noch vor dem Portale ſtanden und Dir die Herren die Hand drückten und den Beutel ſpickten, denen Du eine gute Stunde anſagen ſollteſt, wo ſie Se. Excellenz ſprächen? Weil ſie wußten, daß Du das Vertrauen des Herrn Grafen beſaßeſt, wie gingen ſie Dir um den Bart, wie ſchmeichelten ſie ſelbſt mir! Der leidige Krieg hat die Freude in Trauer verkehrt — —“

„Wie die Sachen gegenwärtig ſtehen, wird es die Frage ſein,“ nahm der Abbate kurz angebunden der Frau das Wort, „ob der Graf Brühl überhaupt jemals nach Dresden zurückkommt, ſelbſt wenn Friede geſchloſſen iſt, und wenn er zurückkommt, ob er dann als Miniſter, oder als Angeklagter auftritt.“

Der Mann im Bette erſchrack ſo heftig über die Worte des Jeſuiten, daß ihn das Zipperlein an ſeine vergnügten Tage zu erinnern vergaß. Die Frau ließ

die Katze aus der Schürze unſanft auf den Boden niedergleiten und verließ den Stuhl, um näher an das Bett und zu dem Redner zu treten.

„Der brave gnädige Herr!“ ſtöhnte das Weib. „Alſo es wäre wahr, was man murmelte! Ich dachte, die Preußen hätten es nur in ihrem Haſſe ausgebracht. Jetzt haben wir aber doch die Kaiſerlichen in der Stadt. Und auch die wollen ihn ſtürzen? Ihn ſtürzen, Niklas, der an uns nur Gutes und Liebes gethan!“

„Was haben die Kaiſerlichen mit einem ſächſiſchen Miniſter zu ſchaffen! Seine eigenen Günſtlinge und Creaturen ſind's, die jetzt ihre freche Kritik an die Handlungen des Grafen anlegen. Nicht allein den Krieg rechnen ſie ihm zu, und wiegeln das geängſtigte Volk dadurch gegen ihn auf. Sie beſchuldigen ihn kecker Stirn des Mißbrauchs ſeiner Vollmachten, willkürlicher Eingriffe in die Rechtspflege und ſogar der Unterſchlagung von Staatsgeldern.“

„So lange der Herr Graf an der Seite Sr. Majeſtät des Königs bleibt, ficht ihn keine Anklage an. Seine Feinde richten nichts aus gegen die Gunſt des Monarchen,“ ſprach Niklas und fing an, ſich von ſeinem erſten Schrecken zu erholen. „Da könnt' ich Ihnen Beiſpiele erzählen, Ehrwürden, merkwürdige Beiſpiele. Beſinnſt Du Dich, Katharina, auf den Legationsſecretair Liskow, der es gewagt hatte, die Maßregeln Sr.

Excellenz zu tadeln? Der Prozeß ward ihm gemacht, ein Vierteljahr lang ſaß er im Stockhauſe, ſein Anhang ward auf's Zuchthaus geſchickt und der Herr Secretair ſteckte noch heute zwiſchen den vier Mauern, wenn er nicht in einem kläglichen Briefe nach dem andern die Gnade des Herrn Reichsgrafen angefleht hätte. An den Landtag wollten ſie den Miniſter bringen, die Stände zur Unterſuchung des Steuerweſens aufhetzen. — An den Galgen wären ſie ſelbſt gekommen, wenn nicht der Herr Graf ein milder, barmherziger Herr geweſen wäre."

„Das waren andere Zeiten," entgegnete der Abbate, „kleine Leute, die ſich wider den allgewaltigen Miniſter auflehnten, der gefüllte Kaſſen, eifrige Diener und einen zufriedenen Monarchen hinter ſich hatte. Jetzt iſt der König von ſeinen Erblanden getrennt, der Krieg hat die Noth des Landes zum Elende geſteigert, Klagen und Vorwürfe hallen wieder, wie der Ton in einem leeren Hauſe, und nicht die untergeordneten Secretaire und Kanzliſten ſind's, die ſich wider den Miniſter empören, ſondern die Präſidenten, der Adel, die Geiſtlichkeit."

„Die Geiſtlichkeit, Jeſus Maria, das iſt nicht ſchwer zu errathen, warum ſie den Grafen verfolgt, der ihre Irrlehre verlaſſen. Aber der Adel, die Präſidenten?" fragte Katharina, „wodurch hat er die beleidigt?"

„Wir haben nicht Zeit, die Urſache zu ermitteln. Es iſt genug, daß wir die Wirkung kennen. Wäre eine Maßregel möglich geweſen, ſo lange der Graf Brühl herrſchte, wie die, daß mir der Präſident von Zedlow heute morgen anſagen läßt, ich ſollte mich nicht öffentlich in meiner Ordenstracht zeigen? Daß er die katholiſchen Schulen ſchließen will, die wir aufgethan haben, um ein Samenkorn des Glaubens in den Boden der ketzeriſchen Gottloſigkeit zu ſtreuen? Daß er mir ſogar verbietet, ein verirrtes Lamm, welches ſich zu der edlen Gräfin von Alzau geflüchtet hat, in die Wahrheiten unſerer heiligen Religion einzuführen, es verbietet, weil es durch einen Staatsvertrag zwiſchen Hof und Ständen verbürgt ſei, die Katholiken dürften in kurſächſiſchen Landen nicht auf Bekehrungen ausgehen? So weit iſt es durch die Abweſenheit des Königs und ſeines Premierminiſters ſchon gediehen. Aber das iſt nicht Alles.“

Wenn das Alles geweſen wäre, würde es den Thürſteher auch ſehr wenig berührt haben. Die religiöſen Händel kümmerten ihn nicht. Er war Katholik und hatte dadurch und die Heirath mit Katharina, einer der Verſorgung zugereiſten Aufwärterin aus dem Schloſſe, die für ſeine Verhältniſſe glänzende Laufbahn vom gemeinen Trabanten bis zum Pförtner des gräflich Brühl'ſchen Palaſtes zurückgelegt. Sein Bekenntniß war einer ſeiner

Vorzüge. Gelang es der Geiſtlichkeit, den katholiſchen Glauben weiter auszubreiten, ſo verlor ſeine Eigenſchaft an Werth, indem ſie eine allgemeine ward. Er hatte deshalb auch in der Schenkſtube den beſorgten Dresdner Bürgern ſtets verſichert, daß weder ſein Graf noch er ſelbſt bekehrungsſüchtig ſeien und hatte für ſeine Perſon gewiß die Wahrheit behauptet.

„Was alſo ſpinnt man ſonſt noch gegen meinen Herrn und hinter deſſen Rücken?“ fragte er.

„Die ſchärfſte Controle aller Bücher und Akten des Oberrechnungscollegiums, ſeit ſich Graf Brühl zum Direktor deſſelben ernannte. Wer die Lebensweiſe ſeines Herrn, ſeine großmüthige Freigebigkeit, ſeinen ungeheuern Aufwand beobachtet hat, wie Ihr, Niklas, der kann nicht zweifeln, welche Gefahr aus dieſer Unterſuchung droht.“

„Wer ſoll es wagen? Ohne Befehl aus dem geheimen Kabinet in Warſchau?“

„Der Baron von Hennigke hat ſich von dem Präſidenten von Zedlow verleiten laſſen, ihm die wichtigſten Aktenſtücke über die Staatseinkünfte ſeit der Verwaltung Brühls auszuantworten.“

„Dem Präſidenten von Zedlow? Ew. Ehrwürden — und ich ſelbſt habe das Archiv plündern helfen, ich ſelber bin dem Baron von Hennigke mit dem Schlüſſelbunde zur Hand geweſen, als er die Papiere durchſuchte.

Ich meinte, er thät' es, weil das Oberrechnungscollegium wieder in die vorige Wirkſamkeit geſetzt werden ſollte, da wir die preußiſchen Beamteten los ſind. Dazu der Präſident von Zedlow! So lange Ihre Majeſtät die Königin Antonie lebte, hab' ich die geheime Beſtellung zwiſchen ihm und ihr gehabt. Bis Munsheim bin ich deshalb gelaufen, die Briefe im Unterfutter meiner Kleider verſteckt. Es iſt ein ſtolzer, ungeſchmeidiger Mann, der mir niemals die Schulter geklopft, oder die Hand vergoldet hat, aber gerade darum hätt' ich gedacht, er ſei zuverläſſig für den Hof und meinen Herreu, wie kein Anderer."

„Für den Hof vielleicht, für Brühl in keinem Falle. Entweder Zedlow ſtürzt den Miniſter uud dies wird eine leichte Arbeit ſein, nachdem die Unglücksfälle den Credit des Grafen erſchüttert haben, oder Brühl muß ihm zuvorkommen und den Präſidenten entſetzen."

„Er wird nicht zögern es zu thun, wenn er von ſeinen Praktiken und Ränken erfährt."

„Ganz wohl, aber wie ſoll er davon erfahren? Wenn wir heute einen Brief nach Warſchau abſchicken, wiſſen wir etwa, wer ihn lieſt? Ob ihn die Ruſſen auffangen, die Oeſterreicher, oder die Preußen? Wiſſen wir, ob er nicht zurückkehrt und denſelben Perſonen zur Vertheidigungswaffe wird, die von ſeinen Folgen überraſcht werden ſollten? Ein treuer, lebendiger

Bote wäre nöthig, kein Brief. Aber Warſchau iſt weit, der Winter vor der Thüre, und die Widerſacher in raſtloſer Thätigkeit."

„O meine vergnügten Tage — und ich muß hier wie ein Klotz auf dem Bette liegen."

„Noch gäb' es ein Auskunftsmittel, die Prinzen Clemens und Albert, die im Lande geblieben ſind, oder Xaver, der unter dem Namen eines Grafen von der Lauſitz jetzt im Würzburgiſchen den Befehl über die ſächſiſchen Bataillone führt, zum Schutze des Grafen Brühl, ſeiner Abſichten und Geheimniſſe in Anſpruch zu nehmen. Aber ich fürchte, der Präſident von Zedlow hat ſchon die höchſten Herrſchaften für das, was er ſchlauer Weiſe das Intereſſe des Landes heißt, gewonnen. Er hat dem Hofe Beſuche in Pirna abgeſtattet, iſt zwei, dreimal zur Tafel gezogen worden, man hat ihn ſpät in der Nacht aus dem Prinzenflügel des Schloſſes kommen ſehen. Ich müßte mich ſehr irren, wenn er vereinzelt ſtünde, und nicht vielmehr das Organ einer ſtarken Partei wäre, die dem Miniſterium Brühl den Hals zu brechen ſucht. Und wenn nur der Miniſter auf dem Spiele wäre, — wie viele andere Perſonen, vornehme wie geringe, werden in ſeinen Fall verwickelt ſein!"

„Schändliche, undankbare Menſchen ſind's! Den Baron von Zedlow hat der Graf Brühl zum Rath und

Präſidenten erhoben und den Freiherrn von Hennigke zum ſtellvertretenden Director im Rechnungscollegium eingeſetzt. Aber daß ſie ſich nur nicht einbilden, ich würde ihnen noch mehr von den Akten aus dem Hauſe zu rauben erlauben, von den Akten, durch welche ſie meinen Herren ruiniren wollen. Nicht ein Blatt weiter, oder ich will nicht wieder eine Flaſche Wein anrühren, oder nach einem böhmiſchen Faſane lüſtern ſein."

„Ihr ſprecht ganz verſtändig, Niklas, wiewohl der Vorſatz über Eure Kräfte geht. Mit der Controle über die Einnahme allein und wäre ſie bis zum Groſchen und Pfennig herzuſtellen, würde allerdings nicht das Mindeſte zu beweiſen ſein, was nur der Erklärung oder Entſchuldigung bedürfte, wenn nicht der Vergleich mit den Ausgabepoſten geliefert werden kann. Wer möchte nachrechnen, was und wohin es verwendet ward, das Geld, welches in die Kaſſen ſtrömte? Die polniſche Königswahl, was hat ſie gekoſtet? Und die Reiſen nach Warſchau, die Feſte bei Hofe, die Geſandtſchaften und die Rüſtungen? Aber die Feinde kamen im Herbſte 1756 zu ſchnell in's Land und hatten die Hauptſtadt zu raſch beim Schopfe erfaßt, als daß der Graf die gehörigen Vorbereitungen in ſeinen Archiven treffen konnte. Schon haben die Preußen zu viel von ſeinen Papieren geſehen und ausgeplaudert. Kommen die Ausgaberegiſter in böſe Hände, ſo wird es manche

Lücke zu ergänzen geben, und die Gegner Brühl's haben den feſteſten Boden für ihre Anklagen erobert. Die Akten verweigern — Ihr, der untergeordnete Hausbediente den höchſten Aemtern gegenüber? Was Ihr nicht freiwillig thun möchtet, würdet Ihr gezwungen thun. Nein, Niklas, ſo ſchlagen wir die Feinde nicht."

„Ich werfe die Schlüſſel in die Elbe! Die Akten, die gegen meinen gnädigen Herrn zeugen ſollen, ich verrathe ſie nicht, ich gebe ſie nicht heraus. — O meine vergnügten Tage!" Der Kranke krümmte ſich vor Schmerz und zorniger Aufregung.

„Was ſollen die Schlüſſel im Waſſer? Jeder Schloſſer würde ſie erſetzen können. Ja, wenn die Akten anſtatt der Schlüſſel in den Strom verſenkt würden," ſpottete der Abbate.

„Die Akten — Ehrwürden haben recht. Die Akten in das Waſſer!"

„Die Gerichte würden Dich beim Kragen nehmen, wenn der Streich an's Licht käme. Ein Strom iſt ein unzuverläſſiges Grab für Geheimniſſe, das Waſſer ein tückiſches Element," bemerkte die Frau.

„Mit Feuer meinſt Du, müßte man die Sache angreifen —?"

„Nicht mit Waſſer, ſagt' ich blos. Was ſchwimmen kann, iſt noch nicht begraben und ſelbſt was auf dem tiefſten Grunde liegt, läßt ſich heraufholen und auffiſchen."

„Hätt' ich's während der Belagerung gewußt! Was kam damals auf eine Feuersbrunſt mehr oder weniger an. O meine vergnügten Tage! Das Gebäude iſt durchweg ſteinern. Ein Paar ausgebrannte Zimmer, ein abgedecktes Dach — das wäre der ganze Schade geweſen. Und die Kugeln verantworteten ihn."

Der Jeſuit ſaß während des letzten Theils der Berathſchlagung mit einer Miene auf dem Seſſel, als höre er kein Wort davon. Um ſich die Langeweile zu verſcheuchen, zog er die Handſchuh aus und an, rückte er an ſeiner Halsbinde, blies er den Staub von dem Barete, der nicht darauf gefallen war.

„Damals, als Alles drunter und drüber ging, damals hätte eine Flamme in der Kanzlei wenig Aufſehen gemacht."

„Die Zeit kann wieder kommen und die Gelegenheit mit ihr."

„Wenn nur nicht Alles zu ſpät iſt, bis dahin."

„Ich werde wohl aufmerken. Geht doch Niemand in das Finanzarchiv ohne mich."

„Und wenn etwas darin fehlte," fiel der Abbate ein, „wäret Ihr es, der dafür haften müßte, daß ſich jedes Aktenfascikel an ſeinem Platze befindet? Was geht das Innere des Archivs den Schließer an? Der Graf könnte das, was man vermißte, mit nach Polen genommen, oder nachverlangt haben —"

„Durch wem und auf welche Beglaubigung?“ fuhr Niklas dazwiſchen.

„Darauf beſinnt man ſich, — es iſt im Tumulte der Kriegsereigniſſe geſchehen. — Doch was befaß' ich mich mit dieſen weltlichen Angelegenheiten! Ich ſchätze den Grafen Brühl, ich verehre ihn als einen großen Staatsmann, deſſen Verdienſt ich nicht verläumdet ſehen möchte, ich ſetze vielleicht einige Hoffnungen in Bezug auf unſere Kirche auf ihn, allein er iſt weder mein Gebieter, noch mein Brotherr. Er mag ſteigen oder ſinken, mein Loos hängt nicht an dem ſeinen. Das nur muß ich ſagen, daß ich keinen Menſchen kenne, der ihm geleiſtete Dienſte glänzender anzuerkennen und zu belohnen weiß, als er. Es muß eine Freude ſein, für ihn zu handeln, ſei's auch mit eigener Gefahr, und es iſt eine Tugend vor Gott, ſeinem Wohlthäter dankbar zu ſein.“ Der Jeſuit warf dies flüchtig hin, dann ſtand er auf und ſchien im Begriffe, ſein Baret aufzuſetzen, um zu gehen. Aber als werde er von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, blieb er ſtehen. „Niklas — eben fällt mir ein, daß Ihr mir Auskunft geben ſolltet — und eine Bitte an Frau Katharina, die ich beinahe vergeſſen hätte. Kennt Ihr den Roßtäuſcher Kleinmichel?“

„Der von Leipzig hierher kommt? Er iſt ſeit vier Tagen zur Meſſe dorthin abgereiſt. Unter vier Wochen iſt er nicht wieder in Dresden zu erwarten. Nun, ich

kenne ihn, wie man Leute kennen lernt, mit denen man auf das Zipperlein loszecht. Er iſt der Geriebenſte ſeiner Sorte, ein Komödiant, ein Spieler, ein Aufſchneider, voller Schwänke und Hiſtorien, kurz ein Kerl wie geſchaffen zur Beförderung des Weinbau's."

„War er in den letzten Tagen vor ſeiner Abreiſe im Hauſe der Gräfin von Alzau?"

„Davon erfuhr ich nichts. Aber er empfing eine Zahlung von ihr."

„Wofür? Hat ſie ihm Pferde abgekauft?"

„Vergeht mir das Gedächtniß, oder hab' ich zu viel Gedächtniß für andere Dinge ſeit Ew. Ehrwürden Beſuch — ich beſinne mich nicht, wofür Kleinmichel das Geld erhielt. Iſt mir recht, ſo that er geheimnißvoll mit der Verbindung. Ein Prahlhans war er von je, und wenn er nur der Frau Gräfin den Kutſchenſchlag geöffnet hat, ſo behauptet er, er ſei mit ihr zur Trauung gefahren."

Der Jeſuit winkte mit der Hand. Es genügte ihm, was er gehört hatte.

„Frau Katharina" — wendete er ſich ſodann an die zweite Perſon im Zimmer: „Daß die Stadt von Soldaten wimmelt, ſeht Ihr. Es iſt ſchwer, ein Unterkommen für einen Fremden zu finden und in dieſem Palaſte ſtehen ſo viele Zimmer leer und unbenutzt. Ich verlange nicht etwa einen Saal, oder ein Prachtgemach

für den Mann, den ich hierher weiſen möchte. Aber um das gelbe Stübchen, — ich glaube, Ihr nennt es das Kammerdienerzimmer hier im zweiten Hofe — will ich gebeten haben. Nichts könnte ſich beſſer für den Herrn ſchicken, den ich von Wien her erwarte, als jene ſtille Wohnung und Eure freundliche Pflege. Wann mein Freund eintrifft, weiß ich noch nicht genau. Aber er wird Euch nicht lange beſchwerlich fallen — und ſollte in dem Gebäude irgend etwas vorgehen — ich ſchloß vorhin aus Niklas' Reden, daß er den Widerſachern des Grafen ihren Triumph nicht gönnt — ſo ſeid unbeſorgt vor Euerm Gaſte. Er zählt zu den Unſrigen."

Die Frau war bereit, den Wunſch Osgualda's zu erfüllen, und verſprach die bezeichnete Stube ſogleich für den Fremden einzurichten. Darauf ſegnete der Prieſter das Ehepaar, welches er in keiner geringen Aufregung verließ, und ging mit gefalteten Händen und niedergeſenktem Blick durch das vordere Thor aus dem Palaſte.

5.

Auf dem Neumarkte und den Rücken gegen die Frauenkirche, die Stirnſeite wider die Häuſerreihe zwiſchen dem Jüdenhofe und der großen Frauengaſſe gekehrt, ſtand das Gebäude der Dresdner Hauptwache. Als der Jeſuit an ihr vorüberſchritt, rief die Schildwache gerade in's Gewehr. Die Soldaten eilten heraus, ſtellten ſich in Linie auf, die Tamboure ſchlugen den öſterreichiſchen Parademarſch. Der Generalfeldzeugmeiſter Macquire, von ſeinem Stabe begleitet, ritt über den Platz. Die Einwohner grüßten ihn und Macquire dankte freundlich nach allen Seiten.

„Unter dem Schutze eines öſterreichiſchen Heeres und Befehlshabers wird mein Kleid ſicher ſein," ſprach der Jeſuit, auf die militairiſchen Ehrenbezeigungen und die Grüße der Bevölkerung ſchauend, die der Gouverneur empfing. „Was thu' ich, würdige ich die Weiſung des Präſidenten von Zedlow einer Antwort? Was will er mir anhaben, wenn ich nicht gehorche? Der geſtrenge Herr nimmt etwas zu früh die Miene eines Diktators

an. Noch iſt Graf Brühl nicht ſo ohnmächtig, als Zedlow zu wähnen ſcheint, noch hat er Freunde und Bundesgenoſſen, die ihn nicht Preis geben. Wenn mich nur Niklas recht verſtanden hat!“

Die Wohnung, die der Graf Mirzach bezogen hatte, lag am Altenmarkte. Dorthin wendete der Prieſter ſeine Schritte. Im Hausflur vernahm er, daß der Graf zugegen ſei, und ohne ſich anmelden zu laſſen, trat er in deſſen Zimmer. Es lag am Anfange einer langen Reihe koſtbar aufgeſchmückter Gemächer, gegen die es ſorgfältig abgeſperrt war, um ihnen den Tabaksrauch nicht mitzutheilen, in welchen ſich der Graf in ſeiner Stube zu hüllen pflegte. Auch in dieſem Augenblicke war das Zimmer von dem Qualm erfüllt, den der Offizier aus einer ungariſchen Pfeife aufwirbeln ließ. Der Jeſuit mußte bis in die Hälfte der Stube vorſchreiten, bevor ihn Mirzach erkannte.

„Man müßte es einrichten, Graf, Ihnen immer den letzten Beſuch des Tages abzuſtatten, denn das Parfum, welches man von hier davon trägt, iſt nicht geeignet, ſich weiter verpflanzen zu laſſen.“ Osgualda hustete dazwiſchen, indem er dies ſprach.

„Ich finde meine Atmoſphäre über Alles angenehm,“ verſetzte der Graf und ſtreckte ſich gemächlich auf dem Sopha aus. „Thut mir leid, daß Sie nicht gleicher Meinung ſind.“

„Und Sie pflegen behaglich Ihrer Ruhe, während ich mich anſtrenge, Ihre Intereſſen zu fördern. Seit vielen Stunden bin ich unterwegs, Erkundigungen einzuziehen und Anſtalten zu treffen,“ fügte der Jeſuit mit einem neidiſchen Blicke auf die nachläſſige Lage des Grafen hinzu.

„Jeder arbeitet in ſeinem Berufe, Sie in der Intrigue, ich im Kriegsdienſt. Auf einem Feldzuge werden mir die Daunenbetten, die ſeidnen Decken und Kryſtallſpiegel auch nicht nachgetragen.“

„Sie können nicht beurtheilen, wie viel in den letzten Tagen auf mir laſtete. Wenn ich nur Ihre Sachen und nichts weiter zu verwalten hätte, dann wäre es ein Leichtes, die Arbeit zu verrichten und doch noch manche Stunde für die Erholung zu erübrigen. Aber die Befehle meiner Oberen, der Briefwechſel, die unzähligen kleinen Plackereien! Drei Stunden vor Tage habe ich mich dieſen Morgen wecken laſſen, um meinen Bericht an den General abzufaſſen — dann —“

„An welchen General? Sind Sie der Beichtvater, der Gewiſſensrath und Beauftragte der ganzen Armee?“

„An Monſignore Laurentio Ricci, den hohen General meines Ordens.“

„Es iſt eine Anmaßung von Euerm Orden, ſeine Würdenträger mit militairiſchen Titeln zu bekleiden.

Ein Jeſuitengeneral — der Ausdruck erinnert mich ſtark an einen anderen: altes Weiberregiment."

„Sie ſprechen mit Verachtung von meinem Orden und gebrauchen mit Eifer ſeine Dienſte."

„Die alten Herren haben eine Vorliebe für Euch, nicht der junge Nachwuchs. Ihre Verbindung mit meiner Familie iſt nicht durch mich eingeleitet worden, ſondern durch meinen Vater. Was Ihre Perſönlichkeit anlangt, Herr Abbate Osgualda, ſo bin ich voller Hochſchätzung vor derſelben. Sie ſind ein kluger, thätiger, geſchickter und zuverläſſiger Unterhändler. Nur Ihr geiſtliches Handwerk mag ich nicht leiden. Es macht mich huſten, wie Sie der Tabak, der mich umgibt. Laſſen Sie erſt den Erzherzog Joſeph zur Regierung kommen — mit den bejahrten Zöpfen und Haubenſtöcken in Wien ſteht Eures Gleichen noch ganz leidlich — dann wird auch in Oeſterreich Euer Oberwaſſer verſchwinden."

Der Jeſuit antwortete nichts auf dieſe Prophezeihung, als die Bemerkung: „Wehe dem, der die Geſalbten des Herrn antaſtet."

„Dies war eine Abweichung von unſerem Thema. Haben Sie mir gute Nachrichten von dem Baron von Zedlow zu überbringen? Ich bin allen Ernſtes von ſeiner Tochter bezaubert. Ihr ſcharfes, ſchneidendes Weſen, der Kriegsfuß, auf den ſie ſich mit mir geſtellt

hat, iſt reizend, wie Alles an ihr. Aber der ſächſiſche Adel iſt nicht eben reich und durch den Krieg hat ſein Wohlſtand den Gnadenſtoß empfangen. Wären die Güter meiner Familie nicht mit ſo viel Hypotheken beſchwert, als ſie Grundſtücke zählen, ich wäre der Narrheit fähig, die Baroneſſe ohne Mitgift zu heirathen. Thereſe kann noch lange leben, auch wenn wir wieder unſere Hände auf ihre Erbſchaft legen — ein Haushalt in Wien iſt der theuerſte in der Welt und zu Armſeligkeit und Beſchränkung bin ich nicht geneigt. Was haben Sie über die Verhältniſſe des Barons erfahren?"

„Mehr, als was Sie mich zu erforſchen beauftragt hatten. Es war ein höchſt günſtiger Zufall, daß Sie meine Aufmerkſamkeit auf den Präſidenten lenkten. Seine Politik erfordert die ſtrengſte Beachtung."

„Was reden Sie von ſeiner Politik? Hat ihm der Krieg ſo viel übrig gelaſſen, daß er ſeiner Tochter eine Ausſtattung geben kann, wie ich ſie nicht wohl entbehren möchte?"

„Ein mäßiges Vermögen ſcheint ihr gewiß zu ſein. Aber warten Sie —"

„Bis mein Regiment marſchirt? Oder bis der abenteuerliche Lieutenant Schmidt eine förmliche Romanleidenſchaft bei dem Fräulein für ſich entzündet hat? Sie

ertheilen mir einen ſchlechten Rath. Was geſchehen ſoll, darf nicht aufgeſchoben werden.“

„In Beziehung auf die Gräfin Thereſe bin ich durchaus der Anſicht des Herrn Grafen. Was aber eine etwaige Werbung um das Fräulein von Zedlow anbetrifft, ſo kann eine Uebereilung von den mißlichſten Folgen ſein. Der Präſident iſt das Haupt einer Oppoſition gegen den Grafen Brühl.“

„Meinetwegen. Ich will nicht ſeinen Einfluß, ich will ſeine Tochter. Oder fürchten Sie etwa, daß ſein Vermögen confiscirt werden könnte, wenn ſich Brühl behauptet? Eine Abſetzung — das iſt am Ende Alles, was er zu erwarten hat und was will eine Abſetzung in einem Staate bedeuten, wo die Herren im Amte nichts als den Titel, die Feinde aber das Land inne haben?“

„Die Abſetzung könnte von einem ſchimpflichen Prozeſſe begleitet ſein.“

„Dann würde man den Präſidenten zu ſchützen und zu rechtfertigen wiſſen. Den Schwiegervater des Grafen von Mirzach beleidigt auch ein Brühl nicht ungeſtraft. Um die Gräfin von Alzau ſicher zu machen, habe ich mich in dieſen lächerlichen und beſchwerlichen Aufwand geſteckt. Thereſe iſt jetzt ſicher — ihr ganzer Haß und Verdacht iſt einzig auf Sie gerichtet, Herr Osgualda — und der Anſchlag auf ihre Perſon kann ohne alles

Geräuſch ausgeführt werden. Die Anſtalten dazu haben Sie mit einer Umſicht und einem Verſtande angeordnet, der Ihrem Talente zur Ehre gereicht. Aber der Streich muß auch bald ausgeführt werden, wenn er anders gelingen ſoll. Schöpfte Thereſe nur das entfernteſte Mißtrauen gegen mich, ſo würden meine Iſabellen nicht mehr die Ehre haben, ihre Kutſchpferde zu ſein, und die Entführung unmöglich. Doch will ich die Komödie, in der ich auftreten muß, nicht unbenutzt laſſen. Ehe ich die Stiftsdame ausliefere, ſoll ſie meine Werbung bei Mathilden unterſtützen. Der Präſident hegt eine hohe Meinung von der Gräfin und das Fräulein von Zedlow widmet ihr eine zärtliche Ergebenheit."

„Mit Betrübniß ſehe ich, daß meine Vorſtellungen fruchtlos bleiben. Dieſer Baron von Zedlow — ein nüchterner Sachſe, von Außen gleißend, im Innern zäh und ein bigotter Proteſtant, hat mich erſt dieſen Morgen — nicht meine Perſon, ſondern, was weit mehr iſt, mein geiſtliches Amt durch einen rohen und willkürlichen Befehl beleidigt."

„Und deshalb iſt ſeine politiſche Lage plötzlich ſo mißlich?" ſpottete der Graf. „Und der Bigotterie beſchuldigen Sie ihn? Sie ſind boshaft, Osgualda, ihn eines ſo altfränkiſchen, kleinlichen Gebrechens anzuklagen. Ein Mann von der Bildung und dem Range des

Präſidenten — bigott im Jahrhunderte Voltaire's! Wollen Sie mir etwa einreden, der Baron werde mir die Hand ſeiner Tochter verweigern, weil eine Religionsverſchiedenheit zwiſchen uns obwaltet?"

Der Jeſuit zuckte mit den Schultern. Der Graf fuhr fort:

„Ueber die Gewiſſensbedenklichkeiten des ſiebzehnten Jahrhunderts hat uns eine aufgeklärte Literatur endlich glücklich und für immer hinweggebracht."

„Für immer?" fragte der Abbate mit einem ſpitzigen Lächeln. „Sie glauben, die flache Freigeiſterei, die heute Mode iſt, könne nicht wieder in das viel tiefere Gegentheil umſchlagen?"

„Wenigſtens iſt der Biene: Religion, der giftige Stachel ein für allemal entzogen. Sie iſt kein Hinderniß mehr, weder in der Politik, noch im geſellſchaftlichen Leben. Meine Kinder werden das Bekenntniß annehmen, welches ſich in dem Lande, wo ſie leben, am bequemſten führen läßt, in Oeſterreich alſo das katholiſche, und der Präſident wird nichts dagegen zu erinnern haben, da zu erwarten iſt, daß die Verbindung ſeinem Ehrgeize übrigens ganz entſpricht."

„Ein würdiger Grundſatz in der That, den Sie ausſprechen. Die Religion zu einem Kleide zu machen, welches man je nach der Landesart und dem Klima an-

oder abthut. Sie wären im Stande, damit einen Uebertritt zum Islam zu rechtfertigen."

Der Graf war viel zu leicht und obenhin in den Geſchmack und die Literatur der Encyklopädiſten Frankreichs, deren Anſichten damals die europäiſche Welt beherrſchten, eingetaucht, er beſaß viel zu wenig Selbſtändigkeit der Ueberzeugung, als daß er in einem geiſtigen Kampfe mit Osgualda zu ſiegen vermocht hätte. Aber es kam auch dem Jeſuiten nicht ernſtlich darauf an, die Meinung Mirzachs zu berichtigen. Sie war die allgemein verbreitete, und je mehr ihr die feſte Begründung fehlte, deſto unhaltbarer für die Zukunft. Auch hat es niemals eine geiſtliche oder weltliche Partei beſſer als die Jeſuiten verſtanden, ſich den jedesmaligen Verhältniſſen anzuſchmiegen, zu zaudern, ſcheinbar unthätig zu ſchweigen, bis der Augenblick für ſie vorhanden ſchien, die Reaktion mit allem Vortheil zu beginnen. Auf den Einwand Osgualda's, daß der Hauptmann das türkiſche Renegatenthum anerkenne, erwiederte dieſer mit einer bequemen Gebehrde auf dem Sopha und indem er den Rauch ſeiner Pfeife in Ringeln emporſteigen ließ:

„Ich würde es verzeihlich finden, wenn ein Chriſt unter Muhamedanern als Muhamedaner lebte. Was haben Sie wider den Islam?"

„Ich? Ganz und gar nichts in dieſem Momente,"

verſetzte der Prieſter mit Ironie. „Aber wir haben uns von unſerem Gegenſtande zu weit entfernt. Die Zeit drängt. Was geſchehen ſoll, um dem Stifte die Frau Priorin näher zu rücken, kann nicht warten. Der General Sincere iſt kein leeres Schattenbild, mit welchem ich Thereſen erſchreckt habe, ein Schrecken, der im Grunde viel mehr uns, als ſie trifft. Dazu iſt die gute Meinung der Gräfin für jenen unvermeidlichen Lieutenant, den Sie durch eine übereilte Anklage berühmt gemacht und durch Ihre großherzige Verwendung für ein preußiſches Soldatenkind in unmittelbare Verbindung mit Thereſen geſetzt haben, im Wachſen.“

„Wenn ich nur noch errathen ſollte, welche geheime Zauberkraft der Menſch in ſich trägt, um überall wie eine Schmarotzerpflanze in der Neigung der Leute Wurzel zu ſchlagen, an die er ſich wie eine Klette anklammert. Ich höre, daß der Feldzeugmeiſter Macquire ebenfalls zu den Perſonen gehört, die ſich von ihm haben einnehmen laſſen,“ warf der Hauptmann Mirzach unmuthig hin.

„Bei Therſen kann der Zauber für uns kein Räthſel ſein, die wir wiſſen, wer die fünfhundert Gulden jährlich an den Profeſſor Schmidt gezahlt und noch zahlt.“

„Sie verirren ſich in unnöthige Befürchtungen. Der Lieutenant Schmidt hat das Haus der Gräfin nicht

wieder betreten, ſeit dem Beſuche, wo ich ihm ſelbſt begegnete.“

„Aber die Gräfin vielleicht das Haus des Lieutenants. Fahren Sie nicht empor. Der Ausdruck iſt bildlich zu verſtehen. Sie hat ihm nur das Pferd in die Hände geſpielt, auf dem er ſich jetzt ſpreizt.“

„Sind Sie heute blos zu mir gekommen, um mich mit Galle zu erfüllen?“

„Ich bin gekommen, um Sie zu überzeugen, daß die Stiftsdame binnen heute und der nächſten Woche auf dem Wege nach Wien ſein muß, wenn nicht die Pläne Ihrer Familie an dem nächſten Ohngefähr ſcheitern ſollen. Und ich will gar nicht von der goldnen Frucht dieſer Pläne reden. Es iſt genug, daß dieſelben bereits ſchon ſo viel Intrigue und Anſtrengungen koſteten, um den Betheiligten die Nothwendigkeit aufzuerlegen, ſie zu Ende zu führen.“

„Das Pferd wäre von ihr?“

„Sie ſind aus aller morgenländiſchen Ruhe gekommen, Herr Graf. Ich bitte, nehmen Sie Ihren Platz auf dem „Divan“ wieder ein. Oder glauben Sie bereits an das türkiſche Fatum? Sind Sie der Anſicht, daß ein Menſch, der auf dem Schlachtfelde von Kollin zu Ihrem Kameraden erhoben und ſeitdem in alle Ihre Geſchicke, ſelbſt in Ihre Herzensneigung verflochten ward, nicht wieder aus ſeiner drohenden Stellung zu

verbannen iſt? Der Profeſſor Schmidt iſt übrigens krank. Sein Todesfall könnte dem Lieutenant ein helles Licht über eine Sache anzünden —"

„Sie haben ſo ſtarker Mittel gar nicht nöthig, um mich zum Eifer anzuſpornen," unterbrach der Hauptmann den Andern, und ſenkte den emporgerichteten Oberkörper wieder auf's Kiſſen. „Profeſſor Schmidt krank, gefährlich krank, ſagen Sie? Und es iſt uns ſehr wohl bekannt, daß er Vorkehrung getroffen hat, ſeinem Pflegeſohne die Papiere zu ſichern, die ihn angehen. Aber Sie übertreiben offenbar. Was Sie von dem Pferde ſchwatzen, iſt eine Täuſchung. Ich erfuhr von dem Adjutanten Hardegh genau, wie es ſich mit dem Handel zutrug."

„Kleinmichel empfing die Bezahlung dafür aus den Händen der Stiftsdame."

„Und wäre dies wahr, ſo bliebe dennoch die natürlichſte Erklärung übrig: Die Gräfin ahnt nicht entfernt, daß der Lieutenant in irgend einer näheren Beziehung zu ihr ſteht. Es iſt einer ihrer wohlthätigen Streiche. Sie führt ſie nur aus, um ihr Geld los zu werden, um ihre Verwandten zu ärgern, indem ſie ihre Einnahmen durchzubringen ſucht. Der Schimmel mag übrigens keine Kleinigkeit gekoſtet haben! Aber ſprechen ſie jetzt anſtatt vom Rande der Angelegenheit, aus deren Mitte heraus. Morgen geb' ich meine Fête. Dazu

iſt mir Thereſe noch nothwendig, denn die Damen ſind zugleich in ihrem Namen eingeladen. Uebermorgen preiſe ich ihr den Genuß der friſchen Luft an. Meine Equipage fährt ſie ein, zwei Meilen weit von Dresden hinweg, nach der Grenze zu. Nur können Sie nicht verlangen, daß ich den Kerkermeiſter abgeben ſoll. Mein Gott, iſt das Opfer nicht groß genug, welches ich bringe, indem ich Euch die Gelegenheit ſchaffe? Die Rolle eines Häſchers iſt nicht für einen Offizier und alten Edelmann. Habe ich Euch die Gräfin an der böhmiſchen Heerſtraße abgeſetzt, ſo beginnt Euer Werk."

„Und mir trauen Sie die Verhärtung zu, ich würde dort die Gefangene in Empfang nehmen? Ihr erklären, ſie ſei jetzt gezwungen, der geiſtlichen Behörde zu gehorchen, die ihre Perſon zurückfordert. Mein Herr Graf, dazu fehlt mir nicht der Muth, wohl aber die Dreiſtigkeit, dieſem wunderbaren Weibe gegenüber. Ihre Blicke würden mich mehr beſtürzen, als ſie durch meine Ankündigung erſchreckt werden möchte."

„Für mich paßt ein ſolches Amt noch viel weniger und es könnte mir überdies Verdrießlichkeiten zuziehen. Der Graf Macquire hat zu den Anbetern Thereſens gehört — wer von ihren Jugendgenoſſen hätte ihr nicht gehuldigt — die Strenge meiner Familie gegen ſie fand ſchon früher hier und da Mißbilligung. Von dem Gouverneur hätte die Stiftsdame, ſo lange ſie in Dresden

iſt, eher Unterſtützung, als wir Vorſchub zu erwarten und meine Entführung dürfte mir übel ausgelegt werden.“

„Darum bleibt Niemand übrig, als Osgualda, iſt der Schluß Ihrer Rede. Er mag ſich jedes Schamgefühls entäußern, mag kecker Stirn hervortreten, die Maske abwerfen und den Herren ſpielen, wo er gehorchte. Zum Glück hab' ich mich auf den Fall vorgeſehen. Es iſt Jemand aus Wien beſtellt, der zugleich mit den Papieren hier eintreffen wird, die uns ermächtigen, die Gräfin nach Oeſterreich zurückzubringen. Was Ihre Verwendung für das Fräulein von Golz auf der einen Seite verſchuldet hat, das hat ſie auf der andern genützt, uns einen äußerlichen Vorwand zu bieten. Ich bin nicht ohne Urſache dringend in meinem Bekehrungsverſuche gegen das Mädchen geweſen, habe mich nicht umſonſt erſt von der Gräfin ſelbſt, endlich ſogar durch einen Befehl des Präſidenten von Zedlow davon abmahnen laſſen, jenes verirrte Schaf in unſere Hürde zurückzurufen. Ob der Mann, der Thereſen nach Böhmen begleiten ſoll, ſchon heute oder morgen in Dresden anlangt, weiß ich nicht. Aber ich habe ihm einen ſichern Aufenthaltsort ausgewirkt. Er wird an einem genau zu beſtimmenden Platze der Straße gegenwärtig ſein und ſich ſeines Auftrags mit Anſtand entledigen, ohne daß wir unſere Perſonen dabei Preis geben. Doch dürfen wir uns der Pflicht nicht entziehen, die Sache

aus der Nähe zu beobachten, damit wir ſie unterſtützen, wenn ſich ein unerwartetes Hemmniß zeigte. Ihr Wagen kehrt ſodann ohne die Gräfin in die Stadt zurück — Alles iſt gethan ohne tumultuariſchen Auftritt, ohne ſichtliche Gewalt."

„Reichen Sie mir die Hand, Osgualda. Wenn ich irgend eine Hoffnung darauf habe, Feldmarſchall zu werden, ſo haben Sie die Anwartſchaft auf einen Cardinalshut."

Der Jeſuit war nicht eilig, in die dargebotene Rechte einzuſchlagen:

„Dann werde ich ebenfalls General, Herr Graf. Sie beſinnen ſich, daß wir unſere Oberhäupter mit militairiſchen Titeln belehnen, was vorhin von Ihnen gemißbilligt ward."

„Nachdem ich geſehen, wie Sie einen Ueberfall vorzubereiten wiſſen, finde ich die Bezeichnung ganz gerechtfertigt."

„Dieſe Aenderung Ihrer Meinung entzückt mich," erwiederte Osgualda mit einem Ausdrucke von Stolz oder Verachtung auf ſeinen Lippen, der einem zarter empfindenden Manne als Mirzach im höchſten Grade beleidigend, ja unerträglich geweſen ſein würde.

„Ihre Hand," wiederholte der Graf und endlich gehorchte der Prieſter. „Auf dieſe Weiſe geht die Farçe raſch zu Ende. Morgen muß ich noch den Wirth, den

geſelligen Meiſter im großen Stile ſpielen. Vielleicht reicht die Zeit auch aus, meine Verlobung mit der Baroneſſe zu Stande zu bringen — der kleine Trotzkopf wird ſich freilich ſträuben, ſelbſt wenn ich des Vaters gewiß bin — dann kann ich die ſpaniſche Grandezza, den läſtigen Zwang wieder von mir ſchleudern, zu dem mich Ihre Dispoſitionen verurtheilt haben. Werden Sie bei der Fête morgen erſcheinen?

„Auf kurze Zeit nur, — nur auf ſo lange, daß ein gänzliches Außenbleiben weder, noch eine breite Anweſenheit den Verdacht unſerer Dame erregt. Sie iſt ſo ſchlau, wie wir ſelbſt. Das Eine könnte ihr abſichtlich erſcheinen, das Andere ſie auf eine Vertraulichkeit zwiſchen uns ſchließen laſſen."

„Und wohin jetzt?" fragte der Hauptmann, als ſich der Jeſuit zum Abſchiede anſchickte.

„Zu dem Präſidenten von Zedlow in derſelben Soutane, deren Tragen er mir zu verbieten die Anmaßung hatte."

„Hüten Sie ſich, Osgualda, mein künftiger Schwiegervater ſcheint genau zu wiſſen, was er thut und nicht tiefer in den Strom zu gehen, als er Grund unter den Füßen fühlt."

„Ich weiß ebenfalls, was ich thue," entgegnete der Prieſter kurz und war aus dem Gemache verſchwunden.

Der Hauptmann ſtarrte ihm eine Weile nach, als

erwarte er, den Jeſuiten noch einmal aus der Dampfwolke hervortreten zu ſehen, die mit ihm nicht hinweggewichen war: „Es iſt doch eigentlich ein impertinenter Burſche,“ murmelte er. „Meine Verwandten haben aber recht gut gewußt, wem ſie ſich anvertrauten. Daß ich eine der Maſchinen ſein muß, die er in unſerem Erbſchaftsdrama leitet, iſt auch nicht gerade die erfreulichſte Erfahrung meines Lebens. So wie mir mit Thereſen im Reinen ſind, ſoll der Tartuffe nicht wieder über meine Schwelle. Vor der Hand iſt er freilich noch mein Bundesgenoſſe — und wie ich ſehe ein durchaus nützlicher und zuverläſſiger Bundesgenoſſe, deſſen Rath und Einſicht vortrefflich gefördert hat. Für die Dauer möcht' ich jedoch ſeine Atmoſphäre nicht athmen. — He, Nepomuk — eine friſche Pfeife!“

6.

„Wir haben die am beſten gelegene Wohnung in der Stadt, Papa," ſagte Mathilde und zog ihren Vater vom Schreibtiſche hinweg an das Fenſter. „Den belebteſten Platz zu unſern Füßen, die Ausſicht in zwei, drei, vier Straßen und Nebenplätze hinein, zur Seite die Hauptwache mit ihren prächtigen Paraden — hätten wir den Wechſel nicht durch den Verluſt unſeres wohleingerichteten Hauſes erkauft, ich könnte ihn preiſen."

„Ja wohl iſt der Wechſel theuer erkauft, mein Kind. Wir haben ein palaſtartiges Eigenthum für eine ſchmale Miethswohnung gegeben."

„Es iſt wahr, wir ſitzen hier in der Auguſtusſtraße etwas eng beiſammen. In unſerem eingeäſcherten Hauſe und in Munsheim gab es mehr Raum und hätte der Magiſter Heribert Ihr Anerbieten angenommen, ſo wäre die Wohnung noch beſchränkter geworden."

„Vielleicht nimmt er es noch an. Laß nur erſt die Einſamkeit des Winters über ihn kommen," warf der Präſident dazwiſchen.

„Um ſo beſſer," fuhr das Mädchen fort und ſtrich dem Vater die Falten des Hemdes auf der Bruſt zurecht, von denen ſie auf die Runzeln der Stirn überſprang, als könne ſie auch dieſe durch eine Handbewegung glätten, „um ſo beſſer für mich. Mein Zimmer liegt um ſo näher bei dem Ihrigen und wenn Sie die Thür dazwiſchen abzuſchließen vergeſſen, ſchlüpf' ich herein zu Ihnen und ſtöre und beunruhige Sie ſo lange, bis Sie die häßlichen Schriften weglegen, die nur vorhanden zu ſein ſcheinen, um Sie verdrießlich zu ſtimmen und Ihnen den Appetit auf's Mittagsbrod zu verderben. Haben Sie ſchon daran gedacht, wie weit es noch bis zur Eſſenszeit iſt? Gewiß nicht; aber ich. Schon ſind wir ſeit Wochen in der Stadt und ich hungere noch immer ganz Munsheimiſch."

„Du wirſt die Thüre künftig beſtändig verſchloſſen finden, wenn ich bemerke, daß Du es darauf abſiehſt, mir die Arbeitszeit zu verkürzen."

„Papa, dann ſchieben Sie nur gleich den größten Riegel vor, einen unlösbaren Riegel. Seit ich ſehe, daß Sie die Arbeit nicht mehr aufheitert, wie ſonſt, daß Sie nicht fröhlich von derſelben aufſtehen, hätt' ich Luſt, wenn ich's vermöchte, Ihnen gar keine Zeit mehr dazu zu laſſen."

„Die Geſchäfte ſind verſchiedenartig. Die, denen

ich mich jetzt unterziehe, können mir die gute Laune nur verſcheuchen.“

„Was ſind es denn für Akten, deren Inhalt Ihnen eine perſönliche und ſo niederdrückende Theilnahme abgewinnt? Zahlen, Rechnungen — Sie addiren vielleicht nicht gern? Oder iſt's das Subtrahiren? Ich dachte, das Rechnungsfach fiele nur uns Mädchen ſo beſchwerlich. Hu, welche endloſe Reihe von Ziffern haben Sie da zu bewältigen. Das tödtet freilich allen Geiſt.“

Der Präſident konnte den heiteren Zug nicht verbergen, der ſich auf ſein Antlitz ſtahl, als er den komiſchen Abſcheu gewahrte, mit welchem ſeine Tochter ein Aktenſtück zuſchlug, in das ſie geblickt hatte:

„Wenn Du einſt Dein eignes Hausweſen zu führen haſt, ſo will ich hoffen, daß Du beſſere Wirthſchaft treibſt, als die, wovon jene Blätter Zeugniß geben.“

„'S iſt wohl eine große Vormundſchaftsrechnung, Väterchen, die Sie zu prüfen haben?“ fragte Mathilde mit einem ſehr ſchlauen Ausdrucke um Mund und Augen. „Oder ein Concurs, ganz recht, ein Concurs wird es ſein. Hab' ich's errathen? Ich bin das echte Kind eines Juriſten. Die Hauptmaſſe ſo und ſo ſtark, die Nebenkaſſe etwas ſchwächer und nun alle die Forderungen, Rechte, Gläubiger, welche dabei — collidiren.

Collidiren heißt der Kunſtausdruck, Papa, haben Sie gehört? Alſo ein Concurs?“

Der Baron lächelte über den Stolz, mit welchem das Mädchen das rechte juriſtiſche Wort getroffen zu haben meinte. Aber er ward ſehr ernſthaft, als er ihre Frage beantwortete:

„Eine Vormundſchaftsrechnung? Mit der Gewiſſenhaftigkeit eines treuen Vormunds ſollten die Bücher geführt, ſollten Ausgaben und Einnahmen gegen einander abgewogen ſein, die in jenen langen Liſten verzeichnet ſind. Aber ich kann leider nicht ſagen, daß ein ſo haushälteriſcher und redlicher Geiſt aus ihnen ſpräche. Concurs? Gott verhüt' es, daß Du mit dieſer Frage der Wahrheit näher gekommen ſei'ſt, als mit jener.“

„Reden Sie doch aus bewegter Bruſt und in einem Tone, als ſeien Sie erſchüttert! Früher hatten Sie ebenfalls nicht ſelten weitläufige, verhängnißvolle Akten zu verarbeiten, und blieben dennoch guter Art dabei. Sie ſagten wohl auch, ein Richter müſſe mehr wiſſenſchaftliches als menſchliches Intereſſe an ſeinem Berufe nehmen, da es ihm nicht erlaubt ſei, nach ſeinem Gefühle, ſondern nur nach der gegebenen Geſetzesformel zu erkennen. Iſt's die Sache eines Freundes, die Sie behandeln — oder bezöge ſie ſich auf uns ſelbſt?“

„Sie bezieht ſich auf den Staat, folglich auch auf uns.“

Nach dieſem Beſcheide athmete Mathilde wieder frei auf. Der Begriff des Staates war während des achtzehnten Jahrhunderts keinesweges der Begriff, in welchem das Intereſſe jedes Einzelnen aufging. Nur die Regierenden bildeten den Staat. Die Regierten gaben die Maſſe und Ausfüllung dazu.

„Der Staat iſt jetzt ſehr unglücklich. Niemand weiß eigentlich, wem er gehört. Seine Feinde brandſchatzen ihn und ſeine Freunde eilen dann herbei und nehmen, was die Feinde übrig gelaſſen. Etwas Angenehmes mögen ſie daher gewiß nicht enthalten, die Akten mit den mächtigen Zahlen!“ Mathilde plauderte dies heraus, nur um das Geſpräch mit ihrem Vater um jeden Preis im Gange zu erhalten. Sie wußte ſchon, daß es zuletzt doch noch eine luſtige Wendung nahm.

„Du verſtehſt nicht, was ich Dir über jene Akten für Aufſchlüſſe geben könnte, und was Du verſtehen würdeſt, darf ich Dir nicht ſagen. Wenn Du mich aber nicht mit der alten Heiterkeit arbeiten ſiehſt, wie früher, ſo verwundre Dich nicht. Denke Dir, es habe Jemand, dem ich Liebe, Ehrerbietung, Gehorſam ſchuldig bin —“

„Alſo der König zum Beiſpiel —“

„Wenn Du willſt, der König. Denke Dir, er habe einen Diener gehabt, dem er ſein volles Vertrauen

ſchenkte, ein Vertrauen ungewöhnlicher, ganz beſonders hingebender Art. Der Diener habe in Folge davon alle ſeine Schritte durch das Gutheißen des Monarchen unantaſtbar gemacht und ich ſei nun im Begriffe, die Nachweiſe eines ungeheueren Betrugs aufzufinden: dann weißt Du meine Lage ohngefähr zu würdigen."

„Sie werden Ihre Pflicht thun, Papa, wie immer und eben dies wird Ihnen Ihre Freudigkeit erhalten."

„Niemals war meine Pflicht ſo ſchwierig. Bei einem Manne, der allenthalben mit der Unterſchrift ſeines Souverains bewaffnet, überall mit der Miene auftritt, als handle er in einem ausdrücklichen und nicht blos in einem allgemeinen Auftrage, wo fängt bei dem die Rechenſchaft an und wo die Schuld? Für wieviel iſt er verantwortlich und was that er nur auf Befehl eines Höheren? Wen ſtellen wir blos, wenn wir Unterſchleif auf Unterſchleif entdecken, ihn oder — —. Du erräthſt aus dieſen Andeutungen, daß es Geſchäfte von ſo ſeltſamer Verwickelung gibt, deren Erfüllung entweder die höchſte Aufgabe eines treuen Staatsmannes, oder ein Verbrechen ſein kann. Und doch iſt dieſer Zwieſpalt und die Furcht vor Gefahr das Geringſte, was mich bekümmert, wer ſich ſeiner Pflicht bewußt iſt, dem darf es auch nicht an dem Muthe der Aufopferung fehlen. Die Folgen, — die unermeßlichen Folgen für das Land, die ſchon jetzt aus den unzweifelhaften Reſultaten

aller dieſer Rechnungen hervorſchießen und in's Rieſenhafte wachſen müſſen, wenn der Untreue und der Verſchwendung nicht ein feſter Damm entgegengeſetzt wird, dieſe unaufhaltſamen Folgen ſind's, die mir den Sinn verdüſtern. So viel für Dich, mein beſorgtes und verſtändiges Kind. Aber nur für Dich. Erinnere Dich in jedem Augenblicke, daß ſelbſt zu den leiſen Winken, die ich Dir ertheile, das ganze Vertrauen eines Vaters nöthig war."

„Mein gnädiger Papa," rief Mathilde, betreten über den feierlichen Schluß. „Nicht blos einer Leichtfertigkeit wär' ich unfähig, wo es Ihren Namen, ein Zeugniß Ihrer Liebe gilt, auch jeder Unachtſamkeit."

„Ich baue darauf," erwiederte der Präſident und der Angelegenheit ward alsdann mit keiner Silbe weiter erwähnt. Vater und Tochter blickten auf den Neumarkt hinab, auf welchem es von Menſchen, Wagen und Karren wimmelte.

„Wem gehört die Equipage, die ſo eben über den Platz nach den königlichen Stallgebäuden hinüberrollt?"

„Dem Grafen Macquire," antwortete Mathilde. „Aber er ſitzt nicht darin."

„Ich weiß, daß Du ein vortreffliches Gedächtniß für Wagen, Livreen und Pferde haſt, meine Tochter. Aber das Talent, durch die Wände einer Karoſſe hindurchzuſehen, entdecke ich erſt jetzt an Dir."

„Sie überſchätzen die Kraft meiner Augen. Der Gouverneur ritt kurz bevor es mir gelang, Sie zum Aufſtehen vom Arbeitstiſche zu bewegen, mit einem großen Gefolge von Offizieren nach ſeinem Palais in die Moritzſtraße. Die Equipage kam ſo eben von der entgegengeſetzten Seite, folglich —"

„Folglich bedurft' es keiner außerordentlichen Sehergabe, um zu wiſſen, daß Graf Macquire nicht in ſeiner Equipage ſitzen konnte," fiel der Präſident ein. „Wenn ſich das militairiſche Gouvernement des Grafen nur bald weiter ausdehnen wollte. Was haben wir an Dresden gewonnen, wenn uns das Land zur Hauptſtadt mangelt!"

„Er ſieht ſehr gut aus zu Pferde," bemerkte Mathilde nach einer Weile.

„Wer? der Graf Macquire? Es muß wahr ſein, da er Deine Aufmerkſamkeit erregt, auch wenn eine Suite ſo vieler und junger Offiziere hinter ihm herjagt."

„Nächſt ihm nehmen ſich der Graf Hardegy und der Lieutenant Schmidt ſehr vortheilhaft zu Roſſe aus. Hardegy iſt nämlich der zweite Adjutant des Generals und ein Freund Schmidt's."

„Wie gut Du ſchon über unſere fremde Garniſon unterrichtet biſt!" ſprach der Präſident mit ſchalkhaftem Erſtaunen. „Morgen Abend wirſt Du Gelegenheit

haben, die Herrn von der Beſatzung auch als ſchmucke Tänzer kennen zu lernen."

„Theurer Papa, würden Sie mir wohl erlauben, den Ball des Grafen Mirzach verſäumen zu dürfen?" fragte Mathilde.

„Verſäumen — einen Ball?" antwortete der Baron von Zedlow und ſchien äußerſt verwundert. „Du biſt in Munsheim mit dieſem Vergnügen nicht gerade überſättigt worden und hier in Dresden willſt Du den erſten Ball abſagen, der Dir geboten wird, einen Ball abſagen, auf dem die Gräfin von Alzau die Wirthin macht?"

„Aber wer iſt der Wirth?" entgegnete die Tochter. „Für mein Gefühl hat es etwas Verletzendes, wenn ich die Feſtlichkeiten eines Mannes, ſeine verbindlichen Dienſte annehmen ſoll, der ſich als ein ſo boshafter Feind unſeres Freundes gezeigt hat."

„Der Graf würde Dein Außenbleiben ſehr übel empfinden, fürcht' ich."

„Würde Schmidt meine Gegenwart auf dem Balle nicht, und mit größerem Rechte, noch weit empfindlicher bemerken?"

„Er iſt vielleicht ſelbſt dort."

„Gewiß nicht, gnädiger Papa, denn ſelbſt wenn der Graf Mirzach ſo viel Weltklugheit gehabt hätte,

den Lieutenant einzuladen, ſo würde dieſer irgend einen Vorwand ergreifen, dem Balle auszuweichen."

„Du haſt ſehr genau über alle Umſtände nachgedacht und Dir wie ich erkenne, bereits eine feſte Meinung gebildet."

„So iſt's, mein guter Vater. Sagen Sie ſelbſt, haben wir denn ſchon etwas zu thun vermocht, um dem Lieutenant unſere Dankbarkeit an den Tag zu legen? Seine Beſcheidenheit oder ſein Dienſt hält' ihn in ſtrenger Entfernung von uns, außer der ſorgſamen Aufmerkſamkeit aber, mit der wir die Phaſen ſeines Prozeſſes verfolgten, haben wir nichts für ihn gehabt als Wünſche, oder hier und da ein Wort zu ſeiner Empfehlung. Nach meiner Anſicht kann die Entſcheidung der Frage, ob ich mir das Feſt des Grafen Mirzach gefallen laſſe oder nicht, gar nicht zweifelhaft ſein. Wir ſind es Leopold Schmidt ſchuldig, daß ich für meine Perſon nicht dabei erſcheine."

Der Präſident blickte ſcharf, aber nicht unwillig auf ſein Kind, welches offenbar noch lebhafter gefühlt, als geſprochen hatte. Denn die Roſen der jungfräulichen Wangen waren im Eifer der Erörterung zu dunkelglühenderen Purpurroſen geworden.

„Sie ſchweigen — haben ſich meine Worte Ihrer Billigung nicht zu erfreuen?" fragte Mathilde nach einer Weile.

„Im Gegentheil, ich ſtimme mit Dir überein. Nur müßte ſich Deine Abweſenheit vom Balle, um nicht beleidigend zu werden, zugleich in eine Abweſenheit von der Stadt verwandeln. So viel Rückſicht müſſen wir gegen den Grafen und uns ſelbſt behaupten. Er hat uns mit Freundlichkeiten überhäuft — dies und unſere Klugheit muß unſer Verfahren beſtimmen. Wie lange iſt's her, daß Du Deine Großtante Zedlow nicht geſehen, die auf dem Weſenſteine wohnt? Anderthalb Jahr und länger. Der Bote, den ich heute morgen von ihr empfing, meldet mir, ſie ſei krank. Wenn wir ihren Zuſtand etwas dringender darſtellen, iſt die kleine Reiſe, die Du nach dem Weſenſteine antrittſt, ganz gerechtfertigt. Um allen Verdacht der Abſichtlichkeit zu beſeitigen, fährſt Du ſchon heute — dem Verlangen der Tante entſprechend — nach Weſenſtein, kehrſt morgen nicht zurück, verlängerſt Deinen Aufenthalt daſelbſt auf vier, fünf Tage, — wenn Du Dir bei der Tante gefällſt, meinetwegen auf eine Woche — und alle Schwierigkeiten ſind umgangen."

„Etwas weitläufig, Papa, aber ſicher iſt Ihr Weg. Ich nehme die Hinweiſung dazu dankbar an," erwiederte Mathilde. „Alſo heute noch aus Dresden hinweg."

„Da kommt er wahrlich, und wie es ſcheint in gerader Richtung nach unſerer Wohnung her," ſprach der Präſident, der während der Unterhaltung bald auf

ſeine Tochter, bald auf den Marktplatz hinüber geblickt hatte.

„Es war auch endlich Zeit dazu, wenn wir uns nicht über Vernachläſſigung beklagen ſollten,“ fügte Mathilde flink und fröhlich hinzu, deren Auge die Perſon ſogleich herausgefunden zu haben glaubte, von der der Vater redete.

„Ich wollte dennoch, er überhöbe mich ſeines perſönlichen Verkehrs —“

„Hör' ich recht?“ fragte das beſtürzte Mädchen. „Sie könnten ſo von unſerm guten Lieutenant ſprechen? von ihm, dem Sie verſicherten, daß er ſtets wie ein Mitglied unſerer Familie betrachtet werden ſolle?“

„Den italieniſchen Pfaffen mein' ich, der nach der Thür unſeres Hauſes herüberſchreitet. Aber Du haſt jemand Anderen im Sinne. Der öſterreichiſche Offizier, der von der Hauptwache gegen die Auguſtusſtraße geht. Es iſt Schmidt, aber er denkt nicht daran, zu uns zu kommen. Sieh', er eilt offenbar einem dienſtlichen Geſchäfte nach.“

„Es iſt faſt, als vermeide er uns, ſeit unſerer Ankunft in Dresden,“ bemerkte Mathilde ſchmollend und lehnte ihren Kopf gegen die Fenſterſcheibe.

„Aber er grüßt herauf und Du dankſt ihm ohne Zorn.“

„Nicken Sie ihm doch auch, Papa. Er wird Sie

nicht minder gut von unten erkennen, als mich," entgegnete das Fräulein.

„Deine Freundlichkeit war groß genug, um für uns Beide zu gelten."

„Wollen Sie mir einen Vorwurf deshalb machen?" verſetzte Mathilde und wendete ſich mit einer ſchmeichelnden Gebehrde gegen den Präſidenten.

„Nur Deiner Art zu grüßen. Es iſt, als forderſt Du Deine ganze Umgebung zum Zeugen Deiner Artigkeit auf."

Mathilde ſchaute betroffen, aber ohne Verwirrung in's Auge des Barons. Sie ſchien eine Erklärung zu erwarten und der Vater wirklich nach der Form oder dem Maße derſelben zu ſuchen. Indeſſen hörte man auf dem Corridor die Klingel läuten.

„Der Abbate," ſprach der Präſident. „Laß mich allein, mein Kind — und bereite Dich vor, nach Weſenſtein zu fahren. Ich will Dir den Wagen dazu anſchirren laſſen."

„Herr Pater Osgualda," meldete der Kammerdiener.

„Ich bin den Augenblick zu Sr. Ehrwürden Dienſt," entgegnete der Baron.

Nachdem die Tochter gegangen war, richtete er ſeine Aufmerkſamkeit auf den Aktentiſch. „Die Herren haben eine feine Witterung," ſprach er bei ſich, indem er die hölzerne Decke über ſeine Papiere herabfallen ließ, welche

darnach eingerichtet, daß der Arbeitstiſch verſchloſſen werden konnte, ohne daß er vorher geräumt werden mußte. Dann öffnete der Präſident dem Prieſter die Thüre:

„Sie haben, wie es ſcheint, meine Ausfertigung noch nicht erhalten, welche dieſen Morgen ſchon an Sie abgegeben ſein ſollte,“ empfing er den Jeſuiten, indem er ihn mit ceremoniellem Gruße nach einem Sopha führte, wo er ihm den Platz neben ſich anwies. „Sonſt würde ich Ew. Ehrwürden nicht in einer Tracht vor mir ſehen, die der Bevölkerung unſerer Stadt anſtößig, und deren Zurſchautragen den Landesgeſetzen zuwider iſt.“

„Die Ausfertigung eben iſt's, Excellenz,“ erwiederte der Abbate, „die mich veranlaßt, Ihnen mit einigen Gegenvorſtellungen läſtig zu werden.“

„Ich weiß die Ehre Ihres Beſuchs zu würdigen, Herr Osgualda,“ bemerkte der Präſident, „allein ich fürchte, es waltet ein Mißverſtändniß in Ihrer Auffaſſung der gerichtlichen Weiſung ob, die Sie empfingen. Es iſt nicht etwa eine perſönliche Angelegenheit, die wir abzumachen haben. Meine Unterſchrift iſt eine Form, welche nichts ausdrückt, als die Anwendung eines Landesgeſetzes durch die competente Behörde auf einen gewiſſen Fall.“

„Dennoch werden die Landesgeſetze durch Perſonen gehandhabt, die Auslegung und Anwendung derſelben

beruht alſo auch auf perſönlichem Ermeſſen. Ich will Ew. Excellenz nicht durch eine breite Auseinanderſetzung des alten Streits zwiſchen Staats- und Kirchengewalt ermüden. Die Vorſchriften, denen ich zu gehorchen habe, werden nicht in Dresden, in Warſchau oder Wien gegeben, ich empfange ſie aus der Kanzlei meiner hochwürdigſten Obern, vom Stuhle Sr. Heiligkeit ſelbſt herab."

„Erinnern Sie ſich, Herr Abbate, daß der päpſtliche Stuhl mit keinem Fuße mehr auf Sachſen ſteht. Darüber hat die Geſchichte ſeit zwei Jahrhunderten entſchieden."

„Ein unveräußerliches und ewiges Recht kann nicht verloren gehen, es könnte nicht einmal aufgegeben werden. Uebrigens hat Se. Heiligkeit keinen einzigen der Verträge anerkannt, die einen Theil der deutſchen Nation aus dem Bereiche des katholiſchen Kirchenverbands riſſen."

„Wollen wir über Theorien kämpfen, wo eine unzweifelhafte Praxis längſt in's Leben getreten iſt? Das proteſtantiſche Sachſen weiß zwar von einem Souverain der Kirchenſtaaten, der in Rom reſidirt, aber von keinem Souverain der Kirche. Die katholiſche Religion iſt hier nur eine geduldete und einzig für den Ausnahmefall des Hofes berechtigt. Ihr Cultus und alle Zeichen deſſelben gehören in die Mauern der katholiſchen

Hofkirche. Sie, Herr Osgualda, haben kein geiſtliches Amt bei dem öſterreichiſchen Heere, Sie ſtehen unter dem Schutze keines anderen Ausnahmegeſetzes als jener Beſtimmungen, welche ſich auf den Hofgottesdienſt beziehen. Ihr öffentliches Erſcheinen in dem Kleide eines Ordens, deſſen ſich ſogar katholiſche Staaten entledigt haben, aus Gründen entledigt haben, die ich nicht anführen will, die ich aber als überaus bedeutungsvoll anerkenne, iſt ein Uebergriff. Eben ſo Ihr Beſtürmen eines proteſtantiſchen Fräuleins, um ſie von ihrem Glauben abzuzuziehen. Beides ſind verbotene Handlungen und nichts weiter ſpricht der Erlaß aus, den Sie empfingen."

„Welchen Orden meinen Ew. Excellenz?"

„Wollen Sie mit mir eine Katecheſe anſtellen? Den Jeſuitenorden, den allgemein mißfälligſten aller geiſtlichen Orden, denſelben, der unmittelbar zur Ausrottung des Proteſtantismus geſchaffen ward."

„Sie irren in den Vorausſetzungen, Herr Präſident, und mein Prieſterrock könnte eben ſo gut von einem Theatiner oder Ligurianer getragen werden. Dies Baret iſt ſogar ein Widerſpruch gegen das Jeſuitencoſtum, an dem bekanntlich ein dreieckiger Hut charakteriſtiſch iſt."

„Laſſen Sie uns ernſthaft ſprechen, wie Staatsmänner und nicht wie Schneider oder Garderobemeiſter verhandeln. Ich weiß, daß Sie der Geſellſchaft Jeſu zu-

gezählt werden, weiß es von dem Pater Querini ſelbſt, dem Beichtvater Ihrer hochſeligen Majeſtät der Königin, der wie Sie Jeſuit iſt. In welchem kirchlichen Ornate Sie immer erſcheinen mögen, es iſt ein Jeſuitenornat."

Der Abbate legte den Kopf auf die Seite, drückte die Augen zu und ſeufzte über dieſen beklagenswerthen Schluß. Dann flüſterte er: „Wenn ich Ihnen hierauf die ausdrückliche Erlaubniß Ihres Chefs, des Miniſters Brühl vorzeigte?" Mit zuverſichtlicherem Tone fuhr er fort: „Wenn ich von ihm nicht blos berechtigt, ſondern ſogar beauftragt wäre, in der von Ihnen mißbilligten Form aufzutreten?"

„Der Gerichtshof wird darauf antworten, wenn eine ſolche Erlaubniß producirt iſt," erklärte der Präſident ohne die mindeſte Ueberraſchung oder ein Schwanken der Anſicht zu verrathen.

„Sollte es wirklich eines förmlichen Prozeßverfahrens bedürfen, um eine eben ſo kleinliche als unwichtige Sache zum Austrage zu bringen, wie das Umhängen von einem Stück ſchwarzen Tuchs?"

„Mein Herr, eine Fahne iſt oft nur ein beſchmutzter und zerfetzter ſeidner Lappen und dennoch ein Symbol, welches in der einen Hand zum Ehrenzeichen, in der anderen zur Schmach für Tauſende wird."

„Der Miniſter Brühl ſcheint zu glauben, daß eine

gewiſſe Duldſamkeit gegen das katholiſche Element, die ſich nur in äußerlichen und unweſentlichen Sachen zu offenbaren hätte, den Eifer der Bundesgenoſſen für Sachſen erhöhen, daß hingegen eine offne Feindſeligkeit wider unſere Religion dem Lande die Dienſte ſeiner Freunde entziehen könnte.“

„Ich kenne die Anſichten des Herrn Grafen über dieſen Fall nicht, ich kenne aber die Geſetze. Zudem ſcheint es mir eine Beleidigung der mit uns verbündeten Mächte zu ſein, ihnen Geſinnungen unterzuſchieben, wie die eben bezeichneten. Was ſie zu leiſten ſich ſelbſt und uns verpflichtet ſind, braucht nicht erſt durch eine Demüthigung von unſerer Seite erkauft zu werden. Und jedes Zugeſtändniß, auch das geringſte, bei welchem es übrigens nicht bleiben würde, halte ich für eine Demüthigung. Die Zeichen einer Sklaverei tragen, heißt die Sklaverei ſelbſt nicht verabſcheuen.“

Der Jeſuit horchte mit der einen Hälfte ſeines Geſichts geſpannt auf, die andere nöthigte er zu einem vertraulichen und beſänftigenden Ausdrucke.

„Der König ſelbſt, denn ich brauche Ihnen nicht erſt zu ſagen, daß Brühl's Meinung ſtets die des Königs iſt,“ ſprach er alsdann mit leiſer aber eindringlicher Stimme, „wünſcht, daß in ſeinen Staaten der mißtrauiſche und gehäſſige Zwang fallen möge, der auf den Dienern der katholiſchen Kirche laſtet. Ew. Excel-

lenz ſind aber ſogar ſoweit gegangen, die Schulen zu ſchließen, in denen wir armen Aeltern eine Gelegenheit zum unentgeldlichen Unterrichte ihrer Kinder darboten.“

„Laſſen Sie die Erwähnung Sr. Majeſtät aus unſerem Geſpräche hinweg. Der König ſteht zu hoch für unſer Urtheil. Was aber den Miniſter Brühl anlangt, ſo hat er die Oberleitung der evangeliſchen Kirchen- und Schulangelegenheiten nicht mehr, ſeit er ſich in Polen öffentlich zur katholiſchen Kirche bekennt.“

„Iſt eine beſondere Verordnung aus dem geheimen Kabinete darüber erlaſſen worden? Es müßte ganz kürzlich geſchehen ſein.“

„Es gibt Amtsbefugniſſe, die ſo eng mit der perſönlichen Eigenſchaft deſſen, der ſie ausübt, zuſammenhängen, daß ſie von ſelbſt erlöſchen, wenn Thatſachen notoriſch werden, wie der Uebertritt des Grafen von Brühl zu einer anderen Confeſſion.“

„Sie werden wohl kaum der Meinung ſein, daß der Uebertritt erſt jetzt erfolgt iſt.“

„Für mich datirt er von der Zeit, wo er öffentlich eingeräumt ward.“

„Dennoch komme ich auf meine Bemerkung zurück: einem treuen und hochbetrauten Beamteten des Königs kann die Meinung nicht gleichgiltig ſein, die ſein Herr in Bezug auf eigenmächtige Maßregeln in kirchlichen Angelegenheiten hegt. Er muß fernerhin die Verant-

wortlichkeit fühlen, in die er ſich verſetzt, wenn er die religiöſen Sympathien der Verbündeten ſeines Mornarchen beleidigt.“

„Es iſt eine müßige Sache, über abgemachte Dinge zu ſtreiten. Sie haben die Ausfertigung erhalten, wir, von denen ſie erfolgte, wiſſen die Verantwortlichkeit derſelben im Gefühle unſers guten Rechts zu tragen. Wählen Sie zwiſchen Widerſtreben und Gehorchen.“

„Sie würden, wenn ich mich ſträubte, kein Märtyrerthum über mich verhängen.“

„Nein, die einfache Anwendung eines Geſetzes, welches Sie und Ihre Genoſſen Landes verweiſt, wenn Sie ſich den hierorts giltigen Vorſchriften nachzuleben weigern.“

„Wir würden Berufung dagegen einlegen.“

„Niemand wird Sie daran verhindern, wenn Sie erſt jenſeits der Grenze angelangt ſind.“

„Vorher würde ich den Schutz des öſterreichiſchen Gouverneurs in Anſpruch nehmen können.“

„Die gegenſeitige Competenz iſt bereits zwiſchen den kurſächſiſchen Behörden und dem kommandirenden Generale der Kaiſerin und Königin genau geordnet. Er hat über alle militairiſche Perſonen und Anſtalten die unbeſchränkteſte Gewalt, zu der ihn ſeine Wiener Vollmachten berechtigen. Was aber die Juſtiz und Verwaltung übrigens anlangt, ſo ſteht ihm weder ein Eingriff in dieſelbe zu, noch hat Macquire auf die Anzeige von

den Maßregeln, über die Sie ſich beſchweren, eine Einwendung erhoben.“

Der Jeſuit hatte bald eingeſehen, daß es keine bloßen Drohungen waren, durch die er eingeſchüchtert werden ſollte. Er erkannte, daß ihn ſelbſt der Schutz Brühl's nicht gegen die Ausführung der Maßregeln vertheidigen würde, die feſt beſchloſſen waren. Zudem hätte er den Beweis, daß der Premierminiſter mit ſeinem Verfahren übereinſtimmte, nur aus dem Vorlegen eines vertrauten Briefwechſels herſtellen können, der durchaus nicht geeignet war, vor die Augen eines Mannes wie der Präſident von Zedlow, zu kommen. Auch auf Macquire's Beiſtand baute er eben ſo wenig, und eine fernere Weigerung, ſich dem Verbote zu unterwerfen, brachte ihn Gefahr, in dem Augenblicke gewaltſam von Dresden entfernt zu werden, wo er hier am nöthigſten war. Er hatte alle dieſe Umſtände berechnet, und ſeinen Entſchluß nach ihnen beſtimmt, während er noch immer auf ſeiner Meinung zu beharren ſchien. Jetzt lenkte er ein, indem er leichten, faſt ſcherzhaften Tones ſagte:

„Wer von Ew. Excellenz nur dies Geſpräch vernommen hätte, würde in den Irrthum gerathen können, er habe es mit einer Perſon aus der Zeit des ſchmalkaldiſchen Bündniſſes zu thun. So ſtreng, ſo ſchroff und argwöhniſch treten Sie einem Glauben gegenüber

auf, der hier eben nur um kein anderes Recht, als um das des Vorhandenſeins ringt.“

„Sie zeichnen mich zu ſehr aus, Herr Osgualda, wenn Sie mich den Streitern unſerer Kirche beigeſellen, die ihrer Ueberzeugung Alles zum Opfer zu bringen vermochten: Vermögen, Würden, Blut, Freiheit und Leben. So ſchwere Pflichten legt die Zeit dem nachgebornen, ſchwächeren Geſchlechte nicht auf, wohl aber befiehlt uns unſer Gewiſſen die Behauptung des einmal und mit ſo viel Anſtrengung errungenen Siegs.“

„Reden wir nicht von dem Lande — Sie ſagen ſogar, mein Rock ſei wider ſeine Geſetze und nachdem ich alle Mittel eines erlaubten Widerſtands erſchöpft habe, werde ich ihn ablegen, — reden wir von unſern perſönlichen Ueberzeugungen. Ein Charakter von ſolcher Feſtigkeit wie der Ihre, ein Geiſt, der die Verhältniſſe ſo klar durchſchaut, kann mir nicht grollen, daß ich mit Muth und Eifer zu erreichen ſtrebe, was meines Berufs iſt.“

„Man kann nur über das urtheilen, was man kennt. Ihr Beruf, mein Herr Abbate, iſt ſo geheimnißvoll, wie Ihr ganzer Orden.“

„Und der letztere leider viel öfterer Gegenſtand der Anklage, als der Rechtfertigung! Es iſt alle Demuth, alle chriſtliche Geduld dazu nöthig, um mit Freuden auszuharren. Aber die Zeit iſt nahe, wo wir die wider

uns aufgewiegelte öffentliche Meinung für uns gewinnen und den Verdacht in Hochachtung verwandeln werden.“ Von dieſer Erwartung ſtrahlte das Geſicht des Jeſuiten in frommen Lichtern.

Der Präſident antwortete nur durch die Aufmerkſamkeit, mit welcher er dem Redner zuzuhören ſchien.

„Ew. Excellenz verfahren hart gegen mich, hart gegen meine Mitarbeiter im Weinberge des Herrn. Unſere Schulen geſchloſſen, unſer Kleid geächtet — mir der Zugang abgeſchnitten, durch den ich dem Fräulein von Golz mit der Leuchte unſerer heiligen Wahrheit nahte — aber dennoch wage ich keinen Vorwurf. Hat nicht die Geſellſchaft Jeſu ſogar von katholiſchen Höfen, wie Sie vorhin erinnerten, und von Staatsmännern, die den Glauben unſerer Kirche wenigſtens mit den Lippen bekennen, Anfechtung und Verfolgung erlitten! Es iſt natürlich, daß dies Beiſpiel zurück wirkt und den Irrthum eines proteſtantiſchen Auges, — ich mag ihn nicht verdammen.“

Der Präſident war und blieb ein ſchweigender Zuhörer.

„Sei auch dies Opfer gebracht,“ fuhr Osgualda fort, doch ſtand er dabei auf und ſchritt der Thür entgegen. „Ich unterwerfe mich den Vorſchriften Ew. Excellenz. Mögen Sie daraus erkennen, daß die katholiſche Kirche den Frieden bringt und nicht die Zwietracht.“

Der Baron von Zedlow verneigte ſich. Vielleicht, daß er damit dem ſalbungsvollen Ausſpruche des Abbate beipflichtete. Osgualda ging und ging wirklich in ſeine Wohnung, um die Soutane mit einem bürgerlichen Kleide und das Baret mit einem Hute zu vertauſchen. Ehe er ſein Zimmer wieder verließ, ſchrieb er einige Zeilen unter zwei oder drei Briefe, deren Vollendung vermuthlich auf den Ausgang der Unterredung mit dem Herrn von Zedlow gewartet hatte. Nachdem er dies gethan, erhob er ſich und ſchritt gedankenvoll im Zimmer auf und ab.

„Ich finde die Gegenpart beſſer gerüſtet, als ich erwartete. Unverrückbaren Schrittes geht ſie auf ihr Ziel los. Mit dieſem Zedlow,“ ſprach er mit ſich, „iſt an keine Verſtändigung, an kein Vertragen zu denken. Er iſt deshalb dem Orden und der Kirche nicht minder gefährlich, als dem Grafen Brühl. Auf geradem Wege iſt ihm nicht beizukommen, ich möchte faſt hinzufügen, auch nicht auf krummem, denn wenn ich irgend etwas von Menſchenkenntniß in mir habe, ſo iſt er weder einer groben noch einer feinen Beſtechung zugänglich. Eine Geldſumme, wie groß ſie immer wäre, würde er aus dem Fenſter werfen und vielleicht den Ueberbringer dazu — Titel, Macht, Auszeichnungen, kurz, was den Ehrgeiz ſtacheln kann, mit ruhigem Selbſtbewußtſein

ablehnen, ſobald er etwas von dem Preiſe ahnte, den er dafür zahlen ſollte."

„Dazu ſteht feſt, daß ihm Brühl's Sturz bereits für entſchieden gilt, für weit entſchiedener, als ich wähnte, und daß er bereit iſt, Alles an denſelben zu ſetzen. Ob er noch andere Vorlagen wider das Miniſterium des Grafen in den Händen haben mag, als jene, die ihm Hennigke ausgeliefert? Kaum denkbar. Vom Beginne des Kriegs bis zum September dieſes Jahres herrſchten die Preußen in Dresden. Zedlow war ihnen viel zu verdächtig, als daß ſie ihm Vorſchub geleiſtet hätten, Akten, Archive, Staatsſchriften zu durchblättern, die ſie unter ihr Siegel gelegt hatten. Sie hätten unter ſeinem Verlangen eher alles Andere vermuthet als das, was er zum Vorwand deſſelben gebrauchte. Seit dem Tage, wo die Stadt frei und Zedlow nach Dresden zurückgekehrt iſt, ſind erſt wenige Wochen verfloſſen. Sie werden etwa ausgereicht haben, einige der wichtigeren Finanzrechnungen zu prüfen, aber nicht mehr zu thun. Auch iſt ein unumſchränkt gebietender Miniſter, wenn irgendwo in ſeinen Handlungen, noch am erſten auf dem Finanzgebiete anzugreifen, wenn er nämlich nicht blos das Land, ſondern auch ſeinen Herrn betrogen hat. In den meiſten anderen Fällen wird er wenigſtens gegen ſeinen Souverain ehrlich geweſen und durch deſſen Geneh-

migung gewagter Maßregeln gegen alle Anklage geſichert ſein.“

„Zugleich bieten Zahlen den augenſcheinlichſten, den mathematiſchen Beweis. Es iſt um Brühl geſchehen, wenn das Finanzarchiv gegen ihn zeugt. Er ſchwankt bereits in der Gunſt ſeines Friedrich Auguſt — Niemand weiß dies beſſer, als der Beichtvater des Königs. Das Vertrauen der übrigen Mitglieder des Hofes hat er ſchon viel früher verloren, das Land haßt, Europa verachtet ihn. Nur die äußerſten Anſtrengungen unſerer Seits vermöchten ihn zu halten.“

„Sollte ihn wirklich ein Baron von Zedlow erſetzen? Oder ein anderer Miniſter, dieſem leidenſchaftsloſen, plump rechtſchaffnen Präſidenten ähnlich, der jeden Abend den lutheriſchen Geſangbuchvers zu beten ſcheint: „Vor dem Türken, dem Papſt und Antichriſt, erlöſ' uns lieber Herre Gott.“ Dann wären unſere Hoffnungen auf Sachſen für lange begraben, wir könnten uns immerhin auf einen Abzug gefaßt halten, ruhmloſer, als der Abmarſch der preußiſchen Garniſon! Welch' ein trauriger Umſchwung nach ſo vielen und glücklichen Erwerbungen! Ein Adel von dem Taumel der glänzendſten Ueppigkeit betäubt, geneigt dem Hofe in Allem nachzuäffen, zaghafte Landſtände einem katholiſchen Brühl gegenüber, der die Fäden der Regie-

rung durch ein Zucken ſeiner Finger bewegte, jeder Widerſtand von Seiten des Volks durch eiſerne Strenge darniedergebeugt, endlich die grenzenloſe Noth eines Kriegs und dann als letzter Rettungsanker die Rückkehr zur katholiſchen Kirche, als die Rückkehr zum friedlichen Ueberfluſſe — ſo ſtanden unſere Angelegenheiten bis zu dem Momente, wo das verbündete Heer in Dresden einzog. Soll der beinahe ſchon vollendete Sieg an dem Trotze einiger Beamteten ſcheitern, die ſich des Staatsruders bemächtigten, weil der Steuermann davon entwichen?"

„Der krumme Weg wird endlich doch der einzige Weg ſein, auf welchem unſere Sache wieder herzuſtellen iſt, wenn nicht durch den Präſidenten, ſei's gegen ihn. Gelänge mir dies große Werk, was wären dann Querini's Dienſte mit den meinigen verglichen! Seine Aufgabe war zu Ende, als die Königin in die Gruft getragen ward. Seine Wirkſamkeit hat keine Spur hinterlaſſen. Ich allein würde den Lorbeer pflücken, würde in mein Vaterland zurückkehren, nicht mehr der arme, gehorſame, unbeachtete Diener, ſondern als ein Fürſt der Kirche. Wenn die zweite Hälfte der Aktenſtücke zu entfernen wäre, deren Zedlow bedarf, wenn der Graf Brühl alsdann nach Sachſen zurückkäme, ſei's mit oder ohne den König, wenn ſich die Waffen, die gegen den Miniſter geſchmiedet werden, in Dolche ver-

wandelten, die ſich plötzlich gegen ſeine Feinde richten — dies Alles iſt nicht nur möglich, es iſt wahrſcheinlich, wenn ich ihnen die Belege der Finanzwirthſchaft entreiße.“

„Der erſte Schritt dazu iſt bei Niklas gethan. Es handelt ſich um die Fortſetzung und ſie muß beeilt werden.“

Der Jeſuit kleidete ſich um. Als er im Begriffe war, aus ſeiner Wohnung zu gehen, klopfte es an deren Thür. — Ein Mann im Reiſemantel trat ein.

„Ihr, Herr Jellen, ſchon in Dresden? Willkommen — und Euer Quartier iſt bereitet.“

„Tag und Nacht bin ich gefahren — die Mirzach’s trieben, als gält’ es hier eine Feuersbrunſt zu löſchen.“

„Sie haben nicht ohne Noth gedrängt. Gut, daß Ihr da ſeid. Ihr habt zwei Tage Zeit, Euch auszuruhen, durch Eure Eile gewonnen.“

„Wahrhaftig, ich bedarf der Erholung.“

„Folgt mir, eben war ich dabei, zu Euern Wirthsleuten zu gehen, in einer Sache noch wichtiger, als die Eure. Habt Ihr die Papiere, die Euch dazu ermächtigen, die Gräfin von Alzau nach Oeſterreich zu bringen?“

„In beſter Ordnung von dem geiſtlichen Obern ausgefertigt —“

„Und zum Vollzug von der weltlichen Behörde genehmigt?“

„Auch das iſt geſchehen.“

„Dann wird die Reiſe keine Schwierigkeit haben, und das iſt gut, denn ich brauche meine Kräfte zu anderen Dingen. Kommt, im Palaſte des Grafen Brühl hat Euch die Thürhüterin ein Zimmer bereitet.“

7.

Ein junges, ſchönes, gefeiertes Mädchen, welche ſich einen Ball verſagt, brächte immer ein Opfer, auch wenn ſie dieſe Selbſtüberwindung an ſich ausübte zu Ende eines großſtädtiſchen Karnevals, nachdem ſie ihre reiche Toilette, ihre feine Grazie und den ſchmeichelhaften Eifer, mit welchem ſich die Tänzer um ſie bewerben, in einer langen Reihe feſtlicher Abende an den Tag gelegt hätte. Die Fête des Grafen Mirzach aber kam nicht, als der Beſchluß einer vielfach gegliederten Kette von geſelligen Luſtbarkeiten, ſie war nach langer Unterbrechung eine vereinzelte und darum nicht unwichtige Erſcheinung, nicht blos für Mathilden, ſondern für die ganze Reſidenz. Die gewaltſame Entfernung auf den Weſenſtein hinaus war überdies eine Zuthat des Vaters, von der ſie überraſcht worden war und die eigentlich über die Wünſche der Tochter hinausging. Nach dem ausdauernden Aufenthalte auf dem Lande, und jetzt an der Pforte des Spätherbſtes erſchien ihr vielmehr die Wohnung in Dresden mit der gerühmten Ausſicht auf den

Neumarkt als ein ſehr annehmlicher Ort, den ſie, wie Dresden überhaupt, mit einem Gefühle, dem Heimweh ähnlich, zu verlaſſen im Begriffe war. Ja, der Gedanke an den Weggang aus der Stadt hatte etwas Beklemmendes für das Fräulein. Sie unterſuchte nicht, worin der Grund des Schmerzes beſtand, aber der Schmerz war gewißlich vorhanden. Mathilde hielt ſich ſogar für verpflichtet, den Vater auf die Gefahr der Trennung hinzuweiſen. Was konnte ſich indeſſen in Dresden ereignen! Wenn plötzlich eine neue Belagerung begann? Wenn Mathilden dadurch die Rückkehr abgeſchnitten ward? Und doch ſagte ſich das Mädchen im Stillen, dies ſei nicht das, was ſie fürchte und ſeien nicht die rechten Urſachen ihrer bänglichen Empfindung. Der Vater hätte ſie begleiten können und die geheime Aengſtlichkeit wäre dennoch geblieben. Schon hatte die Stadt eine Perſon mehr für ſie, deren Anweſenheit zum Glücke ihres Bewußtſeins gehörte.

Nachdem der Jeſuit den Präſidenten verlaſſen hatte, war Mathilde wieder in das Zimmer des Vaters getreten. Dieſer erinnerte ſie daran, daß ihr keine Zeit übrig bleibe zu ihren Reiſeanſtalten und zu einem nothwendigen Abſchiedsbeſuche, als die Stunde vor Tiſche, da ſie gleich nach der Mittagstafel abfahren ſollte.

„Mein kleines Gepäck iſt in Ordnung,“ verſetzte die Tochter, „aber Sie haben ſehr recht, Papa, wenn Sie

mich daran erinnern, daß ich der Gräfin von Alzau einen Beſuch ſchuldig bin, wenn ich auf einige Tage, Sie behaupten gar auf eine Woche, von Dresden gehe.“

„So beeile Dich damit,“ ermunterte der Baron und ſetzte ſeine wieder aufgenommenen Arbeiten fort.

Mathilde bedurfte der Mahnung nicht. Sie war ſchon auf dem Wege. Es mag ſchwach genannt werden, allein es läßt ſich nicht läugnen, daß Mathilde plötzlich eine große Genugthuung für ihre Verbannung aus der Stadt in dem Gedanken entdeckte, daß Leopold Schmidt wohl erfahren könnte, warum ſie ſich auf einige Zeit auf den Weſenſtein zurückgezogen habe. Vermuthlich, daß er während ihrer Abweſenheit einmal zur Stiftsdame kam, und daß dieſe, oder das Fräulein von Golz ihn errathen ließen, weshalb Mathilde eben jetzt von einer ſo mächtigen Sehnſucht nach ihrer Großtante gedrängt worden ſei. Für den Preis, daß Schmidt ihr Verfahren anerkannte, hätte ſie ſich nicht blos zwei, ſie hätte ſich zwanzig Meilen weit von der Stadt entfernt. Der nachtretende Bediente konnte ihr kaum folgen, mit ſo flinken, elaſtiſchen Schritten eilte ſie dem Hauſe der Gräfin zu, in ihrem Geiſte mit keiner anderen Vorſtellung beſchäftigt, als mit Plänen, wie ſie Thereſen ihr Geheimniß würde ahnen laſſen, ohne es geradehin zu enthüllen. Denn wenn auch die edle Gräfin ihr unbeſchränktes Vertrauen beſaß, ſo ſchien doch das

unmittelbare Zugeſtändniß der kleinen Liſt in dieſem Falle von verrätheriſcher Gefährlichkeit.

Mathilde hatte die breite, mit weißer Oelfarbe übermalte ſteinerne Treppe im Hauſe der Gräfin noch nicht zur Hälfte erſtiegen, als ihr Anna begegnete, die aus dem oberen Stockwerke kam und einen Ausgang vorhatte.

„Sie wollen meine gnädige Frau mit Ihrer Viſite beehren. Sie wird es ſehr bedauern,“ ſagte Anna.

„Iſt ſie nicht zugegen? Und ich werde meinen Beſuch ſobald nicht wiederholen können!“ klagte Mathilde.

„Sie iſt zur Fürſtin Lubomirska gefahren. Dort würden ſie Ew. Gnaden antreffen.“

„Zu einem ſo feierlichen Beſuche, als dort erforderderlich wäre, bin ich nicht eingerichtet, wie Sie ſehen, Anna,“ entgegnete das Fräulein. „Allein ich werde Sie bitten, mir einen Lakaien zu rufen, der mich bei dem Fräulein von Golz anmeldet.“

„Das Fräulein iſt ebenfalls nicht zu Hauſe.“

„Läßt ſie ſich bei der Fürſtin vorſtellen?“

„Nein. Sie liebt das große Leben weder, noch die große Geſellſchaft, wie Sie wiſſen. Dazu hat ſie auch noch die erſte tiefe Trauer. Aus dieſem Grunde wird ſie auch unſere gnädige Gräfin nicht auf den morgenden Ball begleiten —. Das Fräulein iſt vielmehr, von dem Herrn Lieutenant Schmidt geführt, irgend wohin gebracht worden. Es iſt ein kleines Geheimniß darum,

verſtehen Fräulein wohl, was ich nicht wiſſen darf, auch wenn es mir nicht ganz fremd wäre."

Die Kammerfrau ſprach dies ganz luſtig, mit einer Miene, die gar nicht gemein, oder von anmaßender Vertraulichkeit war, ſo wenig wie das ſchlaue Lächeln, welches ſie hinzufügte. Dennoch kam ſie Mathilden abſcheulich, häßlich, roh, beleidigend vor. Das Fräulein mußte nach einer anderen Seite hinblicken, um nicht zu verrathen, wie ſehr ſie es verachtete, von kleinen Geheimniſſen reden zu hören, die man nicht wiſſen dürfe. Als aber Anna die Bemerkung machte: „Sie haben dieſen Morgen viel Unglück," richtete Mathilde ihr Antlitz raſch und mit dem Ausdrucke des Zornes auf die Frau, um dort einer eben ſo freundlichen als ehrerbietigen Miene zu begegnen.

„Wie meinen Sie?" fragte Mathilde und ſuchte ihrer Gefühle Herrin zu werden.

„Auch dem Fräulein von Golz wird es ſehr ſchmerzlich ſein, von Ihnen verfehlt worden zu ſein," antwortete Anna.

„Haben Sie die Güte, ihr meine Empfehlung zu überbringen und ihr zu ſagen, daß ich Dresden ſchon heute und für längere Zeit verlaſſe." Ehe Anna im Stande war, ſich dieſe überraſchende Nachricht vervollſtändigen zu laſſen, war Mathilde aus dem Hauſe ver-

ſchwunden. Sie entfloh, um ihre Erſchütterung nicht ſichtbar werden zu laſſen.

„Die junge Dame läuft ſo raſch, daß ſie ganz erhitzt ausſah,“ ſprach die Kammerfrau für ſich. „Und jetzt bin ich nicht einmal im Stande zu melden, wohin und warum ſich das Fräulein aus Dresden begibt. Es muß etwas Außerordentliches vorgefallen ſein. Wahrhaftig,“ fuhr ſie, über die Schwelle des Hauſes tretend, fort, „ich verſuchte es vergebens, wollte ich ſie einholen. Sie iſt die Seegaſſe bis zur Hälfte hinab.“

Der Wagen ſtand gerüſtet und beſpannt vor der Thür, während der Präſident das Mittagsbrod mit der Tochter einnahm.

„Du haſt vorhin mit Deinem Munsheimiſchen Hunger großgethan —“ bemerkte der Vater — „und dennoch dächt' ich, äßeſt Du nicht.“

„Ich habe den Appetit verloren.“

„Bilde Dir nicht ſo wunderliches Zeug ein. Vielleicht haſt Du Dich etwas angeſtrengt. Nimm ein halbes Glas Wein in Waſſer und trink' es, ſo wirſt Du gleich gewahr werden, daß Dein Hunger zurückkehrt.“

„Ich danke, gnädiger Papa.“

„Und das ſagſt Du mit gepreßter Stimme und ſiehſt ganz niedergeſchlagen dazu aus! Was hat Dich angefochten?“

„Nichts — nichts. Als ich mich vorhin über den

Koffer beugte, in dem ich mir meine häusliche Toilette für Weſenſtein zurecht legte, war es mir, als ob mich ein Schwindel erfaßte.“

„Liebes Kind, ich bin dergleichen nicht an Dir gewöhnt zu beobachten. Wenn Du Dich unwohl fühlſt, muß der Ausflug unterbleiben.“ Der Vater liebte ſein Kind viel zu ſehr, als daß ihn nicht ſchon ein Anſchein von Krankheit beunruhigt hätte.

Mathilde ſchüttelte heftig den Kopf: „Ich bin gerade nach friſcher Landluft über Alles begierig. Wenn ich die Hoffnung hätte, Sie manchmal in Weſenſtein zu ſehen, würd' ich bitten, mich während des ganzen Winters bei der Tante zu laſſen.“

„Aber das iſt ja das entſchiedene Gegentheil von dem, was Du vorhin ſagteſt, Mathilde. Die Reiſe, die Trennung, der Aufenthalt in Weſenſtein, obſchon wir den Schloßthurm von den Thoren Dresdens aus erkennen würden, lägen nicht die Berge dazwiſchen, ſchien Dir bedenklich. Du ſprachſt von Mißlichkeiten, die ſich ereignen, von Hinderniſſen, die ſich Deiner Rückkehr entgegen ſetzen könnten. Und wenn dies Alles auch nicht in der nächſten Woche zu erwarten, ſo iſt's doch in ernſten Betracht zu ziehen, wenn Du Dich auf Monate dort anſiedeln wollteſt.“

„Ich habe mich in Munsheim ſchon zu ſehr an die Einſamkeit der Natur, an die harmloſe Beſchränktheit

des Dorflebens gewöhnt. Die Stadt iſt nur da, um mich —"

„Fahre fort, ich will wiſſen, was Dir die Stadt plötzlich verleidet."

„Die Menſchen, Papa, das athemloſe, haſtige Gewühl, der Lärmen, die mißgünſtige Leidenſchaft, die durch alle ihre Gaſſen brauſt."

„Vor kaum einer Stunde, als Du mit mir am Fenſter ſtandeſt, machte Dir das Alles einen ganz anderen Eindruck."

„Ich bin ein eigenſinniges Kind, Väterchen, dem Sie zu viel Ehre erweiſen, ſo ernſthaft auf den Urſprung ſeiner Launen einzugehen. Ich ſtehe im Aprilmonate meines Lebens, ſagten Sie ſonſt öfters zu mir. Ich habe mich darin behauptet, wenn mein Alter ſelbſt ſchon etwas weiter vorgerückt wäre."

„Nein, Mathilde. Ueber die kindiſche Unklarheit des Willens biſt Du hinaus. Du haſt einen — Aerger gehabt, mehr als einen Aerger, Du haſt etwas wie Kummer. Ich kenne den verſtimmten Ausdruck Deines Antlitzes aus der Erinnerung an Deine gute Mutter. Sie hat mir, Gott ſei Dank, ſelten eine andere Stirne als die der Zufriedenheit gezeigt, aber mein Herz hat ein treues Gedächtniß. Sei offen gegen mich, überzeuge mich, daß ich Dein Vertrauen beſitze. Was hat Dir

die Gräfin von Alzau Schlimmes erzählt, oder zugefügt, ſo unbegreiflich mir Beides wäre?“

„Daraus können Sie gleich ſehen, Papa, wie falſch Sie ſchließen,“ entgegnete Mathilde und war ſehr bemüht um leichten Ton und gleichgiltigen Ausdruck des Geſichts. „Ich traf die Frau Gräfin gar nicht zu Hauſe und es war daher unmöglich, etwas Unangenehmes von ihr zu hören oder zu erfahren.“

„Dann wird Dich das Fräulein von Golz durch irgend eine Aeußerung erſchreckt oder beleidigt haben.“

„Eben ſo unmöglich,“ fiel Mathilde ein und fuhr, im Bewußtſein, daß ihr jetzt die unbefangenſte Haltung wieder zu Gebote ſtehe, fort: „ſie war ebenfalls abweſend. Ich ſah und hörte ſie nicht. Sie war am Arme eines Herrn ausgegangen.“

Der Vater ließ von ſeinen Fragen ab. Mathilde beſchwichtigte ihn noch mehr, indem ſie ſeinen Rath befolgte, etwas Wein in ihr Waſſerglas goß und herzhaft davon trank.

„Am Ende reut Dich die ganze Abſage des Balls und Du verſteckſt Dein Mißvergnügen, wie reizbare Leute wohl thun, in freiwilligen Steigerungen derſelben Dinge, die Dir eigentlich äußerſt unangenehm ſind.“

„Wenn ich nur das mindeſte Gelüſt hege, der Fête des Grafen Mirzach beizuwohnen, Papa, ſo will ich

niemals wieder darauf Anſpruch haben, daß Sie meinen Worten Glauben ſchenken."

„Du haſt vielleicht gehört, daß die Umſtände anders ſind, als Du gedacht. Daß Dein Zurückziehen unnöthig wäre, daß ſich Graf Mirzach mit dem Lieutenant, oder dieſer ſich mit jenem verſöhnt hat."

Mathilde antwortete nur durch eine verneinende Gebehrde. Dennoch war dem Baron das Weſen ſeiner Tochter noch immer unerklärlich. Was ihm vorhin bei dem Gruße Mathildens gegen den Lieutenant auf der Zunge geſchwebt hatte, ſchien jetzt wieder auf ſeine Lippen zu treten. Aber nochmals hielt er es zurück. Eine vorzeitige Warnung iſt häufig nur ein Hervorrufen deſſelben Uebels, welches man vermeiden will. Es war dem Vater der Gedanke aufgeſtiegen, Mathilde intereſſire ſich nicht blos mit achtungsvoller Freundſchaft und mit Dankbarkeit, ſondern mit Zärtlichkeit für den jungen Offizier, deſſen Gefühle ſie durch ihr Wegbleiben von Mirzach's Balle ſchonen wollte. Er hoffte einer ernſten Neigung durch eine unumwundene Erörterung der Verhältniſſe zu begegnen. Auf der andern Seite aber fürchtete er, durch unvorſichtigen Eingriff eine Empfindung zu erwecken, wo ſie vielleicht noch gar nicht vorhanden war, durch das Aufdecken der obwaltenden Schwierigkeiten die Großmuth jugendlicher Schwärmerei herauszufordern. Die Reiſe auf den Weſenſtein

hatte nicht blos die Bedeutung, die er ihr Mathilden gegenüber verlieh. Er hoffte, daß das Beiſammenſein ſeiner Tochter mit der hochbejahrten, aber geiſtig hellen Großtante ihren Gedanken zunächſt eine Zerſtreuung gewähren und dann gewiſſe Erinnerungen und Vergleiche in der Seele des Mädchens begünſtigen werde. Die Großtante hatte ihre Jugendblüthe zur Zeit des erſten ſächſiſchen Königs von Polen erlebt, ſie war bei Hofe bedienſtet geweſen und von der Strenge einer ariſtokratiſchen Ueberzeugung, die keinen Widerſpruch kannte, denn an ihrer Meinung hatte noch keine Vorbereitung zu einem neuen Zeitalter gerüttelt.

Dazu war keine Gefahr im Verzuge. Mathilde verließ die Stadt. Der Vater ſchwieg daher.

Der Kutſcher hatte ſchon mehrmals ungeduldig mit ſeiner Peitſche geknallt. Die Pferde trippelten, ebenfalls des Harrens müde, mit den Füßen, warfen die Köpfe und kauten am Gebiß. Endlich erſchien Mathilde. Der Bediente unterrichtete ſie über die Verpackung der zahlreichen Nothwendigkeiten, ohne die ein weibliches Weſen auch nicht für die kürzeſte Zeit den Aufenthalt verändert. Der Präſident ſchaute aus dem Fenſter herab und empfing eine Kußhand, bevor die Tochter in das Innere des Wagens eindrang. Die Karoſſe rollte über den Neumarkt. Sie hatte alle Eile, wenn das Geſchirr vor Thorſchluß wieder am pirnaiſchen Thore ſein ſollte.

Mathilde drückte ſich tief in die Ecke des Wagens, der bald mit hohlem Raſſeln über die Feſtungsbrücke in die abgebrannte Vorſtadt hinaus rollte, welche jetzt ſchon über ein Jahr lang in Aſche lag. Ein trauriger Anblick, den ſich das Fräulein mit Recht erſparte. Von dem Schutte war eben nur ſo viel aus der Straße hinweggeräumt, um ſie gangbar zu erhalten. Die Gartenmauern hinter den Häuſern ſelbſt waren umgeſtürzt, die Obſtbäume niedergehauen, die ganze Fläche von der Elbe herauf bis zu den Kanälen der Weiſeritz hin war in ein Gefilde der Zerſtörung verwandelt, aus welchem nur hier und da noch einige größere Gebäude und einzelne Straßen, wie glückliche Oaſen aus einer verödeten Wüſte hervorragten. Der Zufall hatte da und dort eine Gaſſe verſchont, oder eine Kirche, ein Palais dem Elemente des Feuers Trotz geboten, z. B. die böhmiſche Kirche, der Gartenpalaſt der Gräfin Moczinska, ein Theil der Langengaſſe zur Rechten und einige dürftige Reſte der Ziegel- und Rampiſchen Gaſſe zur Linken des Weges, den Mathilde fuhr.

Der königliche unter dem Namen des „Großen Gartens" bekannte Park, an welchem die Straße vorüberlief, nachdem ſie die Stadt verlaſſen hatte, war wohl erhalten und mit den bunten Farben des Herbſtes geſchmückt. Der verſchiedenartige Baumſchlag zeigte eben ſo viele verſchiedene Abſchattirungen vom dunkeln Grün

der Fichte bis zum gelben und rothen Laube der Linde und Buche. Der Tag war heiter, die Stoppelfelder, mit weißen Fäden überſponnen, ſchimmerten in ſilbernem Glanze. Die waldigen Berge am jenſeitigen Elbufer, die mit Dörfern, Kirchthürmen und Meierhöfen beſetzten Hügel zur Rechten boten einen freundlichen Anblick dar. Mathilde lehnte den Kopf an das Wagenfenſter und trocknete ihre Thränen — ſie meinte, ſie hätte über die Verwüſtung geweint, vor der ſie vorhin ihr Auge verbarg. So ſah ſie heraus auf die Umgebung der Straße. Ihr Herz ward nach und nach ruhiger, aber nicht fröhlich. Die Verſtörung war überwunden, der Schmerz währte fort. Eine beſonnene Betrachtung trat an die Stelle jäher Gefühle. Nicht, daß ſich Mathilde damit getröſtet hätte, ſich allerlei Möglichkeiten vorzuhalten, durch welche der vertraute Verkehr Leopold Schmidt's mit dem Fräulein von Golz auf eine Weiſe erklärt ward, wie ſie der Eiferſucht die Nahrung entzog! Die Beſänftigung, nach der ſie rang, war anderer Art. Mathilde zweifelte nicht einen Augenblick, daß Beide von Liebe zu einander beherrſcht würden und daß dies eben das Geheimniß ſei, welches Anna nicht habe ausſprechen wollen, aber ſie ſuchte ſich zu überreden, daß ſie nur einen kurzen Moment lang durch eine ſolche Entdeckung habe erbittert werden können, daß ihr Gemüth zu rein und edel ſei, um einem häß-

lichen Neide anheim zu fallen, zu welchem ihr jede Berechtigung mangle, und daß ſie ihr Gnüge in dem Glücke des jungen Mannes finden werde. Nur glücklich wünſchte ſie ihn zu wiſſen, ſo glücklich als es ein braver Mann irgend werden kann. Sie würde nicht gezögert haben, Alles für den einen Wunſch zu wagen, ihr Leben ſogar daran zu ſetzen. Indem ſie ſich darüber berieth, erſchrak ſie, daß ſie ſich noch immer auf dem vorigen Zorne überraſchte, wenn ſie an das Fräulein von Golz dachte.

„Bin ich nicht ein wunderliches, ein böſes Weſen,“ ſprach ſie zu ſich, „daß ich ſie haſſen möchte, weil ſie ihn liebt? Wohin iſt mein wohlwollender Sinn?“

Sie antwortete ſich mit neuen Thränen auf dieſe Frage.

„Es war eine ſolche Luſt für mich, ihm dankbar ſein zu dürfen. Von dieſer Pflicht will mich das Schickſal entbinden. Hat nicht die Gräfin ſelbſt geurtheilt, was er für mich gethan, wiege ſchwerer, als die Sorgfalt, die er dem Fräulein gewidmet? Ich war alſo ſeinem Herzen die Nähere. Daß er mir erlaubt hätte, es zu bleiben!“

Der Wagen war nach anderthalb Stunden in die Nähe des kleinen Städtchens Dohna gekommen. Hinter demſelben öffnet ſich das Thal, durch welches man in den Weſenſteiner Grund eintritt. Ein rothes Waſ-

ſer ſtrömt rauſchend aus der Schlucht hervor, der nahen Elbe zu. Es empfängt ſeine Farbe durch den Boden, über den es geht, oder durch die Hüttenwerke, an denen es weiter oberhalb zu arbeiten gezwungen geweſen. Der Thalgrund iſt von einer traulichen Abgeſchloſſenheit, von ſchroffen Wänden eingefaßt, an denen grüne Büſche emporklimmen, voll heimlichen Lebens und bewegter Einſamkeit. Ein Dorf liegt in ſeinem Schooße und dabei das Schloß, mehr in den Felſen eingehauen, als nur auf denſelben gebaut. Nach dem Schloſſe lenkte die Karoſſe.

Mathilde hatte das Fenſter über dem Kutſchenſchlage geöffnet. Sie ſenkte den Kopf gegen die Seite des Thales hinaus, an welcher das Gebirgswaſſer hinplätſcherte. Sie kannte die Eigenſchaft des Fluſſes längſt, denn dieſe gehört zu den Merkwürdigkeiten des Grundes. Demohngeachtet erſchrak ſie vor der rothen Wellenſchäumung.

„Als wäre der Bach mit Blut gefüllt!“ ſprach ſie bei ſich. „Dennoch muß er wogen und hüpfen, als habe er niemals einen Schmerz empfunden, muß die Wieſen wäſſern, das Ufer wiederſpiegeln, muthig gegen das Felsgeſtein branden, als käme er rein und ungetrübt aus dem Schooße ſeiner Berge herab. Wäre er das Bild meines Schickſals? Sollte mein Leben dahin rinnen von geheimem Schmerze gefärbt, wie dieſer Fluß,

der vom Hauptſtrom aufgenommen, ſpurlos mit ihm in's Meer hinabzieht, ohne Klage, ja ohne Erinnerung? Er hat keine Seele, ſonſt vermöchte er es nicht. Ich will aber nicht blos glücklich ſcheinen, ich will es ſein."

Sie zog ſich in den Wagen zurück, hauchte in ihr Tuch und hielt es vor die Augen, die letzten Zeichen der Thränen zu vertilgen, die ſie lieber fortgeweint, als unterdrückt hätte. Der Gram der Liebe ſucht die Thränen. Sie ſprechen die Leiden des Herzens nicht blos aus, ſie verſchönern ſie. Aber ſchon erſtieg der Wagen die Höhe des Schloſſes. Die Verwandten der Tante, bei denen ſie lebte, bemerkten die Ankunft eines Gaſtes. Es galt zu begrüßen und ſich willkommen heißen zu laſſen.

8.

„Sie ſind nicht nur die Zierde, Sie ſind auch bis jetzt noch die ſchönſte Dame des Feſtes,“ flüſterte Graf Mirzach Therſen zu, „ſo viele ſtolze und artige Geſtalten wir auch bereits in den Saal treten ſahen.“

„Und ſobald ich es nicht mehr ſein werde, Vetter — wollen Sie mir dies ebenfalls ſagen?“ fragte die Stiftsdame mit gutmüthigem Spotte.

„Für die meiſten Männer werden Sie es bleiben. Wenn ich aber ſelbſt eine Ausnahme von dieſer Mehrzahl bilde, ſo wird meine Leidenſchaft das Abweichen meines Geſchmacks erklären und die Güte meiner hochwürdigen Muhme mir meine Verirrung verzeihen.“

„Sollten dieſe Schmeicheleien die Einleitung zu einem Geſtändniſſe abgeben? Wollen Sie mir einreden, Sie ſeien verliebt?“

„Mehr als dies, Couſine. Ich liebe!“ Der Graf legte die rechte Hand betheuernd auf's Herz.

„Sie lieben und ich wäre wahrhaftig neugierig zu

erfahren, welche Dame dies Wunder auf Ihr etwas ſelbſtſüchtiges Gemüth gewirkt hat.“

„Selbſtſüchtig, ich?“

„Es iſt ein Familienfehler der Mirzach's, vielleicht, da wir ſo nahe verwandt ſind, auch der Alzau's. Allein es iſt jetzt für Wirth und Wirthin keine Zeit zu Erörterungen und Plaudereien. Unſere Pflichten gehören den Gäſten.“

„Theure Couſine, ich habe eine Bitte an Sie. Sie ſollen meiner Neigung zu Hilfe kommen, meine Werbung noch heute unterſtützen. Entfliehen Sie mir nicht, bevor ich mich Ihnen entdeckte.“

Allein das Eintreten neuer Gäſte ſchnitt das Geſpräch ab. Die Zimmer füllten ſich von Minute zu Minute mehr. Thereſe war unaufhörlich beſchäftigt, die Ankommenden zu empfangen, fremde Perſonen einander zuzuführen und vorzuſtellen, aus den verſchiedenartigen Beſtandtheilen der Geſellſchaft lebendige Gruppen zu ſchaffen. Dazu erforderte die Bedienung ihre Aufſicht, damit ſie nicht allein die Erfriſchungen, die vor dem Balle gereicht werden ſollten, in der gehörigen Ordnung, ſondern auch in allen Salons und an alle Gäſte darböte.

„Soll denn Ihre Bewerbung noch heute erfolgen?“ fragte Thereſe, als ſie wieder einmal an Mirzach vorüberkam, mit halblauter Stimme, indem ſie zugleich

einem Lakaien mit Backwerk durch Zeichen andeutete, wo ſein Poſten ſei.

„Freilich, gnädige Couſine und deshalb möcht' ich um Alles in der Welt um Ihr geneigtes Gehör bitten.“

„Wenn die Geladenen vollzählig ſind, ſteh' ich zu Dienſt, Vetter, und ehe Sie die Ballmuſik beginnen laſſen. Noch fehlen die Herren vom Hofe und der Gouverneur mit ſeinen Offizieren, die Calenbergs, ferner die Flemmings, der Präſident von Zedlow —“

„Eben den Letzteren mein' ich,“ wollte der Hauptmann Mirzach die Gelegenheit ergreifen und ſich ſeiner Eröffnung entledigen, als ihm ein Diener die Ankunft „Sr. Excellenz des Herrn General-Feldzeugmeiſters von Macquire“ ankündigte. Die Etikette verlangte, daß dieſe bevorrechtigte Perſon nicht erwartet, ſondern ſchon im Vorzimmer empfange würde. Graf Mirzach eilte ihm dahin entgegen.

Der General ward außer von ſeinen beiden Adjutanten, dem Platzmajor und ſeinen Ordonnanzoffizieren, von einem Herrn begleitet, der die Abzeichen eines oberſten öſterreichiſchen Befehlshabers trug. Graf Mirzach näherte ſich in einer Haltung, welche die militairiſche Ehrerbietung mit der verbindlichen Manier des Hauswirths zu verſchmelzen ſuchte.

„Ich bringe Ihnen, Herr Hauptmann Mirzach,“ ſagte Macquire, „außer Ihren zu meinem Stabe ge-

hörigen Kameraden, den Herrn General Sincere, der vor einigen Stunden in Dresden eingetroffen iſt, um unſere Mitwirkung für die nächſten Bewegungen gegen die preußiſchen Corps in Anſpruch zu nehmen."

Graf Mirzach verneigte ſich ehrfurchtsvoll.

„Der Herr General hat mir die Freude gemacht, der Einladung, die ich in Ihrem Namen an ihn richtete, zu folgen. Verzeihen Sie nur, wenn wir in unſeren Geſprächen die Verhandlungen fortſetzen, die uns die Ehre verſchafft haben, Se. Excellenz in Dresden zu begrüßen."

Der Graf dankte den beiden Generalen für die ſchmeichelhafte Auszeichnung, die ſie ihm durch ihren Beſuch erwieſen und kam dem Diener zuvor, ihnen ſelbſt die Thüre des eigentlichen Empfangzimmers zu öffnen. Der Zug ſchritt in ſtreng beobachteter Rangordnung an ihm vorüber und der letzte deſſelben war der Lieutenant Schmidt. Im Vorübergehen wechſelte Graf Mirzach einige Worte mit den Perſonen, die den Stab des Gouverneurs bildeten. Er war daher genöthigt, auch Schmidt etwas Artiges zu ſagen.

„Ich bin erfreut, Herr Lieutenant, daß Sie meine Einladung nicht für eine bloße Form der Höflichkeit gehalten haben," ſprach er mit zerſtreutem Weſen, denn die Erſcheinung Sincere's auf dem Feſte hatte nicht blos ſeine Eitelkeit überraſcht. Er lauſchte begierig auf,

welchen Eindruck ſie auf Thereſen ausüben würde, die ſich im nächſten Zimmer befand. Die unerwartete Anweſenheit des Generals an dieſem Orte konnte plötzlich alle Pläne Osgualda's durchkreuzen, wenn ſie dieſelben nicht ſogar vernichtete. Sein Blick maß ängſtlich die Bewegungen ab, mit denen ſich Sincere und die Stiftsdame einander näherten.

„Hätt' ich an der Art Ihrer Einladung gezweifelt, Herr Graf, ſo würde der Befehl Sr. Excellenz, in ſeinem Gefolge zu erſcheinen, jede Bedenklichkeit niedergeſchlagen haben," entgegnete Schmidt in einem Tone, der die Beſtimmtheit der Erklärung etwas milderte. Der Hauptmann zog indeſſen die Thür hinter ſich an und trat in den Kreis, der die Gräfin von Alzau umringte. Macquire führte ihr den General Sincere zu.

„Ich erfahre erſt jetzt, daß auch Damen dem Feſte beiwohnen," ſagte dieſer.

„Ein Ball, General, und keine Damen, das wäre eine Schlacht ohne Feinde. Zu einem Balle aber lud' ich Ew. Excellenz. Ich habe das Vergnügen, Sie der hochwürdigen Gräfin von Alzau vorzuſtellen — aber was trag' ich Waſſer in die Donau?" unterbrach ſich Macquire und fuhr erſt fort, nachdem er eine Secunde um die Wendung des Geſprächs verlegen geweſen, da er von einer Erinnerung ergriffen ward und zugleich erkannte, daß Sincere erſtaunt, ſprachlos, wie eine Bild-

ſäule an den Boden angeheftet neben ihm ſtand. „Wem wäre die ſchönſte Blume Wiens verborgen geblieben? Ihre Verwunderung über die Feſtigkeit, mit welcher die Frau Gräfin jeden Reiz ihrer Jugend bewahrt hat, iſt ganz gerecht. Scheint es nicht, als ſei die Zeit nur für uns verſengend geweſen und habe ihr mit ihren Schwingen dagegen kühlende Erfriſchung zugefächelt? Wir müſſen damals ſchon alt geweſen ſein, ohne daß wir es wußten. Sie ſetzte ihre Jugend fort, wir überlebten unſere Reiſe.“

Sincere war noch keines Wortes mächtig. Er drückte den Kopf ſeines Federhutes mit den Händen auseinander, als wolle er ihn für einen bequemeren Gebrauch ausweiten. Thereſe ließ ihren Blick über die Suite ſtreifen, welche ſich halbmondförmig um die Generale ausbreitete. Mit dem Fächer bedeckte ſie ihr Geſicht bis zu den Augen. Nicht allein, daß ſie damit die Bläſſe ihrer Wangen verſteckte, von der ſie fühlte, daß ſie ſofort einer glühenden Purpurfarbe weichen werde, ſondern in dem vorgehaltenen Fächer brach ſich auch der zitternde Ton ihrer Stimme, als ſie mit gefälliger Kokетterie erwiederte:

„Ich denke ernſtlich darüber nach, mein hochgebietender Herr Gouverneur, ob ich Ihnen für ein Compliment verpflichtet bin, oder ob ich nicht vielmehr eine kleine Bosheit, die Sie mit ſo zuverſichtlichem Antlitze

auszuſtreuen verſtehen, zu beſtrafen habe. Indem Sie mich vor ſo vielen Herren an mein Alter erinnern, preiſen Sie die Dauer meiner Jugend."

Macquire hatte indeß Zeit gehabt, ſich im Geiſte der Verhältniſſe zu bemächtigen. Der Schrecken, mit dem er ſich beſann, welch' eine Perſon er der Gräfin zubrachte und wie unvorbereitet dies geſchah, war raſch von ihm überwunden. Er wollte vor Allem dem General Sincere Gelegenheit geben, ſich von ſeiner Beſtürzung zu erholen und ging daher mit Eifer auf den Vorwurf ein:

„Sie haben es mit einem fliehenden Feinde zu thun, hochwürdige Frau, der die Waffen ſtreckt und zu Ihnen übergeht, ſo wie Sie ihn erreichen. Dichten Sie mir keine ſchlimmen Abſichten an. Die wirklichen Schwächen, die ich Ihnen darbiete, ſind groß genug und bedürfen keiner künſtlichen Vermehrung. Leider war ich ſchon Oberſt, als ich Ihre aufknoſpenden Reize bewunderte. Ich vergeſſe es ſo gern und bilde mir ein, ich ſei ebenfalls noch jung geweſen, weil ich der Jugend huldigte. Wie lange iſt's her, General Sincere, daß Ew. Excellenz in die Dienſte der Kaiſerin traten? Sie können vermuthlich ſagen: in die Dienſte der Kaiſerin. Mein erſtes Patent datirt noch vom Vater Ihrer Majeſtät."

Sincere hatte an der Ruhe einigen Muth geſchöpft, die Thereſe zu zeigen ſchien. Er antwortete:

„Allerdings bin ich dem Herrn Grafen an Jahren wie an Verdienſten untergeordnet. Aber ich trat ebenfalls noch unter Kaiſer Karl VI. unter die Fahnen des Hauſes Oeſterreich.“

„In welchem Regimente war es doch, in dem Sie das Portépée empfingen?“ fragte Macquire, um das Geſpräch in leichteſter Form fortzuſetzen.

„Bathyany — es ſtand in Brüſſel und marſchirte bald nach meiner Einrollirung nach Wien.“

„Aber Sie blieben nicht lange in Wien. Ihr raſches Aufrücken verſprengte Sie von Trieſt nach Schleſien, dann nach Vorarlberg und aus den Alpen wieder in die Niederlande.“

„Hätte ich mein Loos wählen dürfen, ich würde mich nicht ſo raſch von Wien getrennt haben. Die Befehle meiner Oberen und die Ereigniſſe des Krieges beſtimmten meinen Willen, nicht mein Herz.“

Thereſe zog den Fächer von ihrem Geſichte zurück und ihre Miene war nicht blos gleichmüthig, ſie war heiter.

„Unſere Kampfplätze lagen damals weit entfernt von einander. Es galt Italien zu behaupten, die Niederlande zu vertheidigen und in Deutſchland ſelbſt um die Kaiſerkrone zu fechten,“ bemerkte Macquire, immer in

der Abſicht beharrend, das Geſpräch auf neutralem Boden zu erhalten. Anders Sincere, der nach der Ueberraſchung des erſten Zuſammentreffens mit Thereſen das Bedürfniß der Rechtfertigung empfand. Die gemeſſene Haltung der Gräfin bedrängte ſeinen Stolz. Er ſchämte ſich der Verwirrung, die er gezeigt hatte. Die Entſchuldigung ſeines Verfahrens bot ihm die einzig mögliche Genugthuung dar, zu glauben, es ſei eine Entſchuldigung vor der Dame nöthig, ſie habe ihn nicht längſt aus dem Auge verloren und vergeſſen.

„Nicht blos äußere Verhältniſſe warfen mich hin und her. Mein inneres Leben war wohl noch bewegter und ereignißreicher. Ein ſchmerzlicher Verluſt traf mich in dem Schritte einer geliebten Perſon, die nicht zufrieden damit, ſich voll ungerechten Zorns vor mir zu verbergen, auch noch die Brücke abbrach, auf welcher ich jemals zu ihr hätte zurückkehren können.“

„Ein Soldat weiß auch durch Gräben zu ſchwimmen über Abgründe zu klimmen,“ fiel Macquire ein, der ſich durch einen Blick auf Thereſen überzeugt hatte, daß er jetzt der Unterhaltung ohne Gefahr den Zügel ſchießen laſſen konnte. „Wo die Brücke fehlte, war ein ſo berühmter Offizier wie Ew. Excellenz ganz der Mann dazu, ſie zu entbehren oder wiederherzuſtellen.“

Dies Wort war ärger, als die unbedachte Einführung Sincere's ſelbſt. Macquire gewahrte aber die

Folgen nicht. Er meinte, Alles ſei in's Gleis gebracht, und das Paar, welches ſich nach einem ſo langen Zwiſchenraume wieder begegne, habe nur im erſten Augenblicke einiger Beſonnenheit gebraucht, um die harmoniſche Weiſe eines neuen Verkehres zu finden. Die Einzelnheiten der Schickſale Thereſens waren ihm fremd, oder im Laufe der Jahre war die Erinnerung daran verwiſcht worden, am wenigſten kannte er die weiche Empfindlichkeit ihres Herzens. Mit freundlicher Gebehrde und wie eine Artigkeit hatte er den herbſten Tadel ausgeſprochen, den die Gräfin für Sincere hatte. In dem Bewußtſein, ſeine Vermittelung ſei an dieſem Platze nicht weiter erforderlich, ging er aus dem Empfangszimmer in den Salon, die verſammelte Geſellſchaft zu muſtern. Die Herren ſeines Gefolges begleiteten ihn.

Die Wirkung ſeiner Aeußerung war nicht auffallend, aber deſto entſcheidender. Sincere hatte ſein Urtheil ſprechen hören. Aus ſeiner Betroffenheit war eine Demüthigung geworden. Jetzt war es wirklich an ihm, ſich zu entſchuldigen, aber da es an ihm war, vermochte er es nicht. Er ſenkte den Kopf auf die Goldſtickerei ſeines Rockes herab, auf deſſen zurückgeſchlagenen Klappen ſo viel Litzen und Knöpfe hinabliefen, als Raum darauf hatten.

„Haben Sie vernommen," ſagte er mit gedämpfter

Stimme, indem er einen Schritt näher an Thereſen trat, „welchen Vorwurf der General auf mich wälzte?“

„Ich verſtehe zu wenig von kriegeriſcher Taktik, um ſeinem Scherze volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen,“ entgegnete Thereſe mit bewunderungswürdiger Faſſung. Sie beſaß die Seelenſtärke, ihre Gefühle zu verbergen, wie mächtig ſie immer waren. Kein Zwiſchenraum der Zeit, keine Trennnug hatte ihre Neigung geſchwächt, nicht einmal die Erkenntniß ſie beeinträchtigt, daß das Herz Sincere's dem ihrigen weder an Nachhaltigkeit der Empfindung, noch Größe des Willens gewachſen war. Einmal geliebt, hieß für ſie, einmal gelebt zu haben. Im Anblicke des Mannes, der vor ihr ſtand, erwachten alle Klagen ihrer Bruſt, alle die verſchwiegenen Seufzer ihrer Seele. Dennoch behauptete ſie die ſouverainſte Herrſchaft über ſich und was den General niederdrückte, dadurch ward ſie erhoben, durch das Bewußtſein, ſich ſtets treu geblieben zu ſein.

„Sie ſind ſehr grauſam, Gräfin, mir kein Wort des Wohlwollens, der Verzeihung zu gönnen. Macquire hat Recht. Ein tapferer Krieger füllt eher den Graben, der ihn von ſeinem Ziele ſcheidet, mit ſeinem Leichname, als daß er von der angewieſenen Bahn wiche. Thereſe,“ fuhr Sincere fort und näherte ſich der Dame noch mehr, ſo daß jetzt ſein Mund beinahe ihr Ohr berührte: „ich war ehrgeizig und ſelbſtſüchtig.

Als ich die Kunde erhielt, Sie hätten den Schleier genommen, brach ich Kleinmüthiger mit der Liebe, um voll thörigter Eitelkeit den Ruhm zu meiner Braut zu wählen. Hinter mir ein Herz, welches mir durch ein nichtswürdiges Ränkeſpiel entriſſen zu ſein ſchien, vor mir ein glänzender Weg der Auszeichnung. Neben Ihnen, die ich für immer verloren wähnte, obwohl ich zu ſpät einſah, daß ich Sie nur verloren gab, der Haß einer mächtigen Partei, entfernt von Ihnen die Unterſtützung, die gefällige Förderung derſelben Feinde, die ſich in meine Freunde verwandelten, als Sie mich untreu wußten. Ich habe ſchwer für meine Schwäche gebüßt. Das Glück, welches ich ſuchte, blieb ein flüchtiger Schatten für mich. Möge Sie dies und mein Schuldgeſtändniß milder ſtimmen."

Die Stiftsdame hatte lächelnd zugehört, als handle es ſich um nichts, als um eine kleine Vertraulichkeit, um eine leichte Jugenderinnerung.

„Sie gleichen auch nicht entfernt einem Unglücklichen, General," verſetzte ſie, „und mein Herz iſt gütig genug, um ſich darüber zu freuen, daß Ihre Erſcheinung tröſtlicher iſt, als Ihre Worte. Meinen Sie, daß ich Ihnen zürnen könnte, weil Sie das Leben mit mehr Klugheit und geſchmeidigerer Biegſamkeit des Willens zu erfaſſen vermochten, als mein ſtörriger und beſchränk-

ter Sinn? Hätt' ich einen Groll, ſo würde er nicht den Getäuſchten, ſondern die Täuſchenden treffen."

„Und dennoch erweitert jede Ihrer Mienen, jede Silbe Ihres Mundes den ungeheuern Vorwurf, deſſen ich mich ſchuldig fühle."

„Sein Sie minder ſtreng mit ſich. An dem Ordenskreuze, welches ich trage, erkennen Sie, daß ich der Welt nicht angehöre, daß ich kein Recht auf die Freuden des Lebens habe."

„Sie ſprechen mit der Reſignation einer Heiligen und dies beraubt mich der letzten, der einzigen Hoffnung —"

„Es wäre ein Glück für mich, wenn ich geworden wäre, wozu mich das Schickſal machen wollte, eine Heilige," fiel Thereſe raſch ein, um den Satz des Generals zu unterbrechen. „Noch bin ich aber nicht frei von allen irdiſchen Verpflichtungen," fuhr ſie mit fröhlich-ſchalkhaftem Ausdrucke fort. „Die Polonaiſe wartet auf mich. Will der Graf Mirzach das Zeichen des Tanzes geben?"

Der Hauptmann hatte bis jetzt mit geſpannter Gebehrde auf die Unterredung des Paares gehorcht. Als ihn die Stiftsdame aufforderte, den Ball anfangen zu laſſen, blickte er um ſich, wie ein Mann, der ſich eine Zeitlang über ſeiner Umgebung vergeſſen hat.

„Sie werden die Gnade haben," ſagte er, ſich an

die Gräfin wendend, „die Polonaiſe mit Sr. Excellenz dem Herrn Gouverneur vorzutanzen, —" Thereſe drückte ihre Einwilligung durch ein Neigen des Kopfes aus — „ich ſelbſt aber habe noch keine Tänzerin." Graf Mirzach eilte in den Saal. Osgualda begegnete ihm, der eben daraus hervortrat:

„Sie haben geſehen, wer hier iſt?"

„Auf den erſten Blick."

„Verlieren Sie den General nicht aus den Augen. Ich habe mit Sicherheit bemerkt, daß ihm Alles darum zu thun iſt, die alte Neigung wieder auf ſich zu lenken."

„Sein Sie unbeſorgt. Sincere reiſt ſchon morgen früh zum Heere zurück."

„Thereſens Anblick brachte den überwältigendſten Eindruck auf ihn hervor."

„Deſto kälter benahm ſich die Stiftsdame. Ich habe von Weitem Alles ſo ſcharf, als Sie ſelbſt, beobachtet. Binnen wenigen Stunden vereinigt ſich dies Paar nicht wieder, dazu iſt es nicht jung genug, und morgen ſchon kann Thereſe auf dem Wege nach Prag ſein. Jellen iſt eingetroffen."

„Das iſt gut —. Sahen Sie den Präſidenten von Zedlow? Ich ſuche ſeine Tochter, um die erſte Polonaiſe mit ihr zu tanzen."

„Und ihr dadurch zu erkennen zu geben, daß ſie die Königin des Feſtes ſei.“

„Sahen Sie den Präſidenten von Zedlow irgendwo?“ wiederholte Mirzach. Aber Osgualda hatte ſich ſchon von dem Fragenden zurückgezogen. Das Geſpräch durfte nicht zu lange währen. Mirzach winkte der Muſik auf dem Balkone, die Einladung zu ſpielen. Dann ſuchte er Mathilden zu entdecken.. Er hoffte, daß ſie mit ihrem Vater eingetreten ſei, deſſen Ankunft er bemerkt hatte, während er mit Macquire's und Sincere's Begrüßung beſchäftigt war. Als es ihm nicht gelang, die Dame aufzufinden, ſchritt er auf den Präſidenten zu, um ihn zu fragen, wo das Fräulein Platz genommen habe.

„Ich hatte noch nicht Gelegenheit, Herr Graf, das Außenbleiben meiner Tochter bei Ihnen zu entſchuldigen,“ empfing ihn dieſer. „Sie iſt an das Krankenbette einer Verwandten gerufen worden, die auf dem Lande lebt. Schon geſtern fuhr ſie dahin ab und wird untröſtlich ſein, daß ſie ihre Rückkehr nicht ſo ſehr beſchleunigen konnte, um hier zu erſcheinen.“ Der Graf biß ſich in die Unterlippe, um einen Ausbruch ſeines Unmuths zurückzuhalten. Das war zu viel Mißgeſchick für den Abend. Schon ſtellten ſich die Paare zur Polonaiſe an. Mirzach, als Wirth, durfte nicht zurückbleiben. Er bat die nächſte beſte ältere Dame, die er in der Nähe gewahrte, um ihre Hand.

Sincere tanzte nicht. Er lehnte an einer Säule des Salons und ließ den Reigen an ſich vorüberziehen. Es war deutlich, daß ſeine Augen nur einer Perſon, den Bewegungen Thereſens folgten, die mit Macquire die Spitze führte. Mirzach konnte den General Sincere nicht anſehen, ohne von Neuem von der Beſorgniß ergriffen zu werden, ſeine Ankunft werde Alles in Verwirrung bringen, was gegen die Gräfin von Alzau im Werke war. Die preußiſchen Waffen hatten in Sachſen neue Eroberungen gemacht. Allen Anſtrengungen der Reichsarmee, ſo wie des Haddickſchen und Brentanoſchen Corps zum Trotze, hatten ſie nicht allein mehrere Städte und Feſtungen zurückgewonnen, ſondern die Generale des Königs: Fink und Wunſch vereinigten ſich bei Döbeln zu Unternehmungen, welche ſogar den Beſitz von Dresden wieder in Frage ſtellten. Dazu wichen die Ruſſen immer weiter zurück, und der preußiſche Prinz Heinrich drang deſto lebhafter und ebenfalls gegen Sachſen vor. Wie lange noch, und ſelbſt die Wege von Dresden nach Böhmen hin waren nicht mehr zu paſſiren? Nur, wenn Mirzach auf Osgualda blickte, faßte er einige Beruhigung. Der Abbate hatte unter dem Balkone Platz geſucht, auf dem ſich das Orcheſter befand. Seine Miene war nicht blos ruhig, ſie ſtrahlte, wenn Mirzach's Auge darauf fiel, von einem Bewußtſein des Triumphes.

So wie der Tanz beendigt war, führte der Hauptmann ſeine Dame auf den Sitz zurück und trat dann unter den Balkon, zu Osgualda.

„Ihrem Angeſichte, Graf, fehlt plötzlich alle Heiterkeit des Feſtgebers. Nehmen Sie ſich zuſammen. Ich ſage Ihnen, daß Sincere morgen ſchon vor der Sonne auf dem Wege in die Lauſitz iſt, um Daun Bericht zu erſtatten über den ſchlechten Gang der Ereigniſſe an der Elbe."

„Wär' es nur das, was mich verſtört!" erwiederte Mirzach. „Vermiſſen Sie nicht das Fräulein von Zedlow?"

„Ich vermiſſe ſie nicht, ich bemerke nur, daß ſie nicht anweſend iſt. Der Zufall iſt Ihnen ſehr gut geſtimmt, denn er erſpart Ihnen eine bittere Prüfung."

„Ich will einen Tag lang Patronen drehen, wenn ich Sie verſtehe!"

„Wollen Sie ſich einen Korb holen? Einen Korb in beſter Form? Das Mädchen iſt Ihnen gerade ſo abhold, als ſie einen gewiſſen Lieutenant bis zur Anbetung liebt."

„Sie ſcheinen ein Vergnügen daraus zu ſchöpfen, mir das Unangenehme in der verletzendſten Weiſe zu ſagen."

„Verkennen Sie mich nicht, Herr Graf. Sie werden ſich erinnern, daß ich Ihnen meine Bedenklichkeiten hinſichtlich einer Verbindung mit dem Baron von Zedlow

nicht verſchwieg. Ich ſprach damals von politiſchen Umtrieben, die ſich der Präſident zu Schulden bringt. Heute kann ich hinzufügen, daß dieſe Umtriebe der Entdeckung nahe ſind und daß die Entdeckung dem Barone mehr koſten wird, als Ihr Schwiegervater entbehren kann: nämlich den ehrlichen Namen.“

Mirzach hörte nur halb auf den Abbate. „Sein Sie auf Ihrer Hut, behalten Sie namentlich Thereſen gegenüber Ihre freundliche und unbefangene Miene,“ mahnte der Jeſuit. „Sie darf nicht ein Titelchen ihres Vertrauens zu Ihnen verlieren. Bewerben Sie ſich darum. So wie die Gräfin morgen Ihren Wagen annimmt, laſſen Sie mich es wiſſen. Binnen der kürzeſten Friſt iſt alsdann mein Mann dahin auf dem Wege, wo er ſeine Gefangene treffen ſoll. Und jetzt gute Nacht. Ich habe noch allerlei vor.“

„Sie wollen den Ball ſchon verlaſſen, nachdem er kaum eröffnet iſt?“

„Meine Geſchäfte erfordern es und es gibt hier nichts für mich zu thun. Der Vorſicht wegen — treten Sie zuerſt aus dem Schatten des Balkons hervor. Es möchte ſonſt ausſehen, als hätten wir uns in ein Verſteck zurückgezogen. Ich verliere mich ſodann unbemerkt unter der Menge.“

Der Graf ſchickte ſich an, zu gehorchen: „Dennoch fürchte ich, daß ein Fehlſchlagen auf das andere folgen

wird. Durch das Außenbleiben der Zedlow iſt die eine Abſicht dieſes Abends vereitelt, und mir mangelt plötzlich die Zuverſicht, recht feſt an die Durchführung der anderen zu glauben.“

Der Jeſuit antwortete dem Grafen durch eine tadelnde Gebehrde. Mirzach ging, und der Abbate ſchlüpfte nach einer Weile durch die Gäſte und an dem Präſidenten von Zedlow vorüber. Mit einer tiefen Verbeugung begrüßte er den Baron: „Excellenz erkennen, daß ich ein gehorſamer Diener der Geſetze bin,“ ſprach er, auf ſeinen Frack und die kurze ſeidene Hoſe deutend, die er trug. „In dieſer Tracht, die ich nicht etwa blos anlegte, um bei dem Feſte zu erſcheinen, gebe ich dem proteſtantiſchen Gewiſſen hoffentlich kein Aergerniß mehr.“

Eine Röthe des Zornes ergoß ſich bei dieſen halb demüthig, halb höhniſch hingeworfenen Worten des Prieſters über die Wangen des Präſidenten.

„Verwechſeln Sie mein Amt nicht mit dem der Polizei,“ verſetzte er kurz und wendete ſein Geſicht von dem Jeſuiten ab.

„Wäre Ihr Widerwille gegen mich ſo groß, daß er nicht einmal durch die äußerſte Fügſamkeit gegen Ew. Excellenz Anordnungen beſänftigt werden könnte?“ fragte Osgualda.

Der Baron kehrte ihm den Rücken zu und ging

nach der anderen Seite des Saals. Der Jeſuit ſchaute ihm nach, indem er wohlgefällig das Haupt auf dem Nacken wiegte. Dann ſetzte er ebenfalls ſeinen Weg fort. Ein unheimlicher Zug ſpielte um ſeine Lippen. Es war, als würde es ihm ſchwer, der ganzen Welt zuzurufen: „Dieſer Stolz ſoll bald verſchwinden!“ Als Osgualda ſeinen Mantel genommen und in den Hausflur herabgeſtiegen war, befahl er den Sänftenträgern, die ſich dort bereit hielten, ihn in das Brühl'ſche Palais zu bringen.

Macquire hatte nach der Polonaiſe den General Sincere in ein Seitenzimmer geleitet, in welchem Spieltiſche zur Benutzung der Gäſte aufgeſtellt waren, von denen Niemand Gebrauch machte.

„Darf ich Ihr Nachſinnen unterbrechen, damit Sie mir jetzt mündlich die Befehle des Herrn Feldmarſchalls Grafen von Daun erläutern?“

„Sogleich, General, ſogleich zu Ihrem Dienſt,“ entgegnete Sincere. „Wenn ich jedoch zu Anfang unſerer Verhandlung etwas zerſtreut bin, ſo haben Sie ſich die Urſache ſelbſt zuzuſchreiben. Denn Sie haben mich in einen Hinterhalt verlockt und ich kämpfe noch jetzt mit einiger Ueberraſchung.“

„Verzeihen Sie mir meine Unachtſamkeit,“ entſchuldige ſich Macquire. „Ich hätte Sie davon unterrichten ſollen, zu welcher Geſellſchaft ich Sie lud und auf

weſſen Gegenwart Sie gefaßt ſein mußten. Wer denkt aber hier in Dresden an Wien und im Jahre 1759 an die Zeit des erſten ſchleſiſchen Kriegs."

„Der Name Mirzach hätte mir Vorſicht empfehlen können — allein nachdem der Schritt geſchehen, bereu' ich ihn nicht. Laſſen Sie uns dort in der Ecke das Sopha einnehmen. Auf dem Tiſche vor demſelben können wir auch, wenn es nöthig wird, eine Karte ausbreiten."

Macquire winkte den Lieutenant Schmidt herbei und empfing einige Papiere von ihm, dann ſetzte er ſich mit Sincere. Aus Rückſicht auf die beiden Befehlshaber betrat Niemand weiter das Zimmer.

„Wie heißt der Offizier, von dem Ew. Excellenz ſo eben die Beſtandliſten verlangten?"

„Lieutenant Schmidt."

„Ich hätte einen anderen Namen zu hören erwartet, obſchon ich nicht ſagen kann, welchen. Der junge Mann ſieht in irgend eine bekannte öſterreichiſche Familie hinein. Vielleicht beſinne ich mich, welche ich meine."

Sincere dachte einen Augenblick nach, ohne daß er zu einem beſtimmten Reſultate kam.

„Iſt ſie aber nicht ſo ſchön, als hätte ſie ein Bündniß mit der Göttin der Jugend geſchloſſen?" fragte Macquire und lehnte ſich in die Kiſſen des Sitzes zu=

rück, als wolle er dem General Zeit laſſen, ſich zu ſammeln, bevor er in die kriegeriſchen Einzelheiten, die beſprochen werden ſollten, mit ihm einginge.

„Die Wirklichkeit übertrifft das Bild, welches ich von ihr in meiner Seele trug.“

„Und dieſe Mirzach's konnten ſie zwingen, den Altar der Kirche, anſtatt des häuslichen Heerdes zu umfaſſen!“

„Seit ich ſie wiedergeſehen, meſſ' ich mir ſelbſt den größten Theil der Schuld an dieſem ſchändlichen Verfahren bei. Ich hätte ſie niemals verlaſſen, keinem Gerüchte, keiner Botſchaft, ja ſelbſt dem Zeugniſſe des Kloſters, in das ſie geſcheucht ward, nicht trauen ſollen.“

„Sie ließen ſich aus Wien verdrängen! Und unterdeſſen gelang es dem Vormunde, die Gräfin für den Entſchluß zu beſtimmen, ſich dem Himmel zu weihen! So war, wenn ich nicht irre, der Zuſammenhang.“

„Ich war unerfahren, voll Ehrgeiz, voll Verlangen, auf den Platz geſtellt zu werden, wo ich mich hervorthun und auszeichnen könnte. Indem man dieſer Neigung ſchmeichelte, entfernte man mich von der Geliebten, täuſchte ſie und jagte ſie zu einem übereilten und verzweifelten Schritte. Sie riß ſich mit erſtaunlicher Energie wieder vom Kloſter los. Nach jahrelangen, vergeblichen Anſtrengungen gelang es ihr endlich, die

Bande zu ſprengen, die ihr ein Betrug auferlegt hatte. Bis dahin hab' ich nur Fehler zu beklagen, die ich beging. Dann aber beginnt mein Verbrechen an der Liebe. Thereſe ward frei, oder ſie konnte wenigſtens frei werden, das Gelübde wäre gelöſt worden — ich hatte indeſſen mich vermählt.“

„Und ſo blieb ſie eine Braut der Kirche. Excellenz, wir werden dann erſt klug, wenn unſere Haare anfangen, wenig Puder mehr zu bedürfen. Mein grauer Kopf entbindet mich bereits jedes Aufwandes für denſelben. Sein Sie froh, daß Sie der Epoche der Herzensverirrungen noch nahe ſtehen und verurtheilen Sie ſich nicht allzuſtreng.“

Sincere blickte vor ſich nieder. „Was mich am meiſten beruhigt,“ ſagte er, „iſt ihr Betragen. Sie hat ſo vollſtändig mit der Welt und ihrem Schickſale abgeſchloſſen, daß die Vergangenheit kaum noch eine Erinnerung für ſie bietet. Ich war betroffen, ſie blieb feſt. Mein Mund ſuchte nach Rechtfertigung, der ihrige ſchwieg, oder lehnte in kühlen Worten ab, was ich ihr heiß erregt entgegen brachte.“

„Wie iſt's, General — Sie ſind Wittwer?“

„Allerdings. Aber weshalb richten Sie dieſe Frage an mich?“

„Die Gräfin hätte mit der Kirche ganz brechen

ſollen, anſtatt zur Hälfte, dann würden Frage und Antwort in Eins zuſammenfallen.“

„Sie glauben, Thereſe könnte jemals vergeſſen, daß ich ſie vergaß?“

„Die Liebe hat ein viel treueres Gedächtniß für das Gute, was ſie erfuhr, als für das Schlimme — ſo war die Liebe wenigſtens, als ich ſie noch kannte.“

Sincere ſchwieg und drückte die Hand gegen den Kopf. Macquire lächelte ihm freundlich zu, endlich richtete ſich der Erſtere ſtraffer empor: „Dank für die Nachſicht, die Sie meiner Verwirrung ſchenkten. Unſer Geſpräch iſt eine wunderliche Einleitung für das Geſchäft, welches wir vorhaben. Ich bin bereit, Ihnen die Meinung des Grafen Daun jetzt ſo klar zu entwickeln, als ich ſie ſelbſt aufgefaßt habe.“

Während ſich Sincere und Macquire über den Feldzugsplan verſtändigten, erinnerte ſich der Graf Mirzach ſeiner Pflicht, die Stiftsdame in der guten Stimmung zu beſtärken, die ſie für ihn hegte. Er that dies, indem er ihr vertraulich nahte und ſeinen Verdruß über das Außenbleiben Mathildens klagte.

„Und dies war die Dame, wider die Sie meine Hilfe in Anſpruch nehmen wollten?“

„Dieſelbe — ich bin niedergeſchlagen durch die Bemerkung, daß ſie meine Einladung verſchmäht, und nicht im Stande, dieſe Niedergeſchlagenheit zu verbergen.“

Es war keine blos künſtliche Theilnahme, mit welcher ſich die Gräfin auf den Schmerz des Vetters einließ. Der Zwang, den ſich ihr Gemüth anthun mußte, haſchte nach Erlöſung. Alle Faſern der Seele ſuchten wie losgeriſſen nach einem äußeren Anhaltepunkte und die Klage Mirzach's bot ihnen einen Gegenſtand dar, an den ſie ſich lehnen, mit dem ſie ſich einen Augenblick zerſtreuen konnten.

„Alſo Mathilde von Zedlow iſt's, deren Abweſenheit Ihren fröhlichen Sinn und behaglichen Gleichmuth ſtört? Hätt' ich vermuthen können, daß Sie mit dem Intereſſe der Neigung auf das Erſcheinen des Fräuleins rechneten, ſo wär' ich im Stande geweſen, Sie der Täuſchung zu überheben. Ich erfuhr ſchon geſtern, daß die kleine Baroneſſe auf's Land zu einer Tante abreiſen mußte.“

„Ich hätte nichts weniger gefürchtet, als daß ſie ſich der Gelegenheit eines Feſtes entziehen würde, auch wenn es der unbedeutendſte Mann der Stadt veranſtaltet hätte, und was das Traurigſte dabei iſt, ich ſetzte meine Hoffnungen auf den heutigen Tag. Abreiſen mußten, ſagen Sie — es war keine andere Nothwendigkeit zu dieſer Entfernung vorhanden, als das Beſtreben, mir Gleichgiltigkeit, wenn nicht etwas Schlimmeres zu zeigen.“

„Und Sie ſcheinen wirklich Ihre Niedergeſchlagenheit nicht blos zur Schau zu tragen?“

„Wozu zur Schau tragen?“ Mirzach war erſchrocken. Er glaubte, Thereſe ahne Heuchelei. Sie meinte aber nur, daß er ſeine Liebe für Mathilden ernſtlicher darſtelle, als ſie war.

„Um ſo mißlicher für Sie, Vetter, wenn das Fräulein ſchon eine Bedingung Ihres Glückes geworden wäre. Denn Ihre Neigung iſt bis jetzt, wenn ich mich nicht über Alles irre, eine einſeitige und es wird ſchwer ſein, ihr Erwiderung zu erringen.“

„Ich würde meiner Bewerbung Nachdruck zu verleihen wiſſen,“ ſprach Mirzach mit Stolz und ein Blick voll giftiger Feindſeligkeit ſchien nach irgend einer Perſon in der Geſellſchaft zu ſuchen.

„Wodurch Nachdruck verleihen? durch Hingebung, Stärke des Gefühls, Treue der Geſinnung? Ich kenne keine anderen Mittel, die verſagte Liebe zu erwecken.“

„Vielleicht hat Mathilde bereits einen Gegenſtand gefunden, dem ſie ihre jungen Gefühle ſchenkt.“

„Wär' es der Fall, ſo hätt' ich keine Kunde davon,“ fiel Thereſe raſch ein, als wolle ſie einen Argwohn Mirzach's, den ſie für gefährlich hielt, in der Geburt erſticken. „Mathilde iſt ein unbefangenes, abſichtsloſes aber klares Gemüth. Sie wird ihre Hand weder an eine glänzende Stellung in der Welt verkaufen, noch

leichtſinnig und träumeriſch einem Trugbilde mit ihrer Neigung nachirren.“

„Was alſo unternehmen? Couſine, ich baute tauſend Hoffnungen auf Ihren Rath und Beiſtand.“

„Sie haben dabei nicht das Wohlwollen meines Herzens überſchätzt, wohl aber die Kraft meiner Mittel,“ entgegnete Thereſe. Bei den Empfindungen, die ihren Buſen durchwühlten, war ſie weicher als jemals geſtimmt. Sie fühlte Mitleiden mit der Lage Mirzach's, weil ſie eine Art Verwandtſchaft mit der ihrigen hatte.

„So hoffnungslos erſcheint Ihnen meine Sache?“ Der hochmüthige Dünkel des Mannes loderte auf. Thereſe glaubte, es ſei die Wärme des Herzens, die ſein Antlitz höher färbte, als es ſonſt ſchon gepurpurt war.

„Nicht hoffnungslos, nur der Zeit noch ohne Hoffnung. Die Leidenſchaft der Liebe hat zwei Heilmittel: Erhörung und freiwilliges Entſagen. Was ich für Sie thun kann iſt, daß ich Sie öfter in Mathildens Nähe bringe. Dann wird es ſich entſcheiden, auf welche Weiſe Sie Ihrer Neigung gerecht werden können. Auch die Ueberzeugung, daß unſere Gefühle nicht gewürdigt werden, daß wir nur unbeweinte, weil unanerkannte Opfer bringen, hat eine gewiſſe Genugthuung in ſich.“ Thereſe ließ ſich bei dieſen Worten in einen Seſſel mit Armlehnen nieder. Sie war einen Augenblick bewegter, als es ſelbſt Mirzach's Eitelkeit forderte. Er lächelte,

gleichſam um ſeine Dankbarkeit für ſo viel Theilnahme auszudrücken, aber es gingen ganz andere Empfindungen durch ſeine Seele, als die der Dankbarkeit. „Lernen Sie Mathildens Weſen ganz erfaſſen, nicht blos in oberflächlicher Wirkung des Jugendreizes und der körperlichen Anmuth, ſondern lernen Sie es in ſeiner Tiefe ergründen. Iſt es dann für das Ihrige geſchaffen, ſo werden Sie nicht vergebens nach den Zugängen des Herzens ſuchen. Widerſtrebt es aber Ihrem Charakter, wird es zurückgeſtoßen von Ihren Eigenſchaften, dann wird ſich Ihr Verlangen dieſer Erkenntniß unterordnen müſſen.“

„Wird das Fräulein länger entfernt von Dresden ſein, als um dem Vorwande der Ballverſäumniß Wahrſcheinlichkeit zu geben?“

„Ich habe von ihrem Vater gehört, daß ſie auf eine Woche geſchieden.“

„Eine Ewigkeit für mich. Wohin?“

„Nach Weſenſtein.“

„Iſt dies nicht ein Ort in der maleriſchen Gebirgsgegend von Pirna gelegen?“

„Nach Böhmen zu, ganz recht. Zwei Meilen von hier.“

„Sie beſuchen Mathilden, Couſine, nehmen mich als Begleiter mit. Wir überraſchen ſie. Welch' eine

Wonne, zu ſehen, daß ihr die Ueberraſchung meines Erſcheinens nicht widerwärtig iſt."

„Sie gerathen in einen förmlichen Eifer. Guter Vetter, Sie ſind zu flink geweſen mit Ihrer Neigung. Auch wenn ich mich entſchlöſſe, Ihnen den geforderten Vorſchub zu leiſten — ich fürchte, wir werden uns keinen Dank dabei erholen."

„So zaghaft bin ich nicht. Und ſelbſt den ärgſten Fall angenommen, Mathilde verſchmähte mich. Schon den Verſuch, ſie zu gewinnen, den Sie begünſtigten, würde ich Ihnen mit unauslöſchlicher Erinnerung vergelten."

„Der Tanz ruft Sie. Die Menuet wird geſpielt. Vergeſſen Sie nicht, daß Sie den geladenen Damen zu Aufmerkſamkeiten verbunden ſind."

„Ich gehe, ſowie Sie mir verſprechen, mich nach Weſenſtein zu führen."

„Wenn Mathilde länger dort verweilt, mag's wohl einmal geſchehen."

„Ich verlange mehr, liebe, freundliche Muhme, als dieſe unbeſtimmte Zuſage. Wir fahren in jedem Falle nach dem Weſenſteine. Morgen ſchon."

„Die Paare ſtellen ſich in Quadrillen auf. Sie haben keine Zeit mehr, mit mir zu plaudern. Wenn der Tag ſchön iſt, wenn ich nicht zu ermüdet von Ihrem Feſte ſcheide, ſo laſſen Sie uns meinethalben morgen fahren."

Der Graf griff mit Haſt nach dieſem Verſprechen und trat erſt dann zur Menuet an, als er die Zuſage für hinreichend befeſtigt hielt.

Nach dem Tanze erſchienen die beiden Generale wieder im Saale. Mirzach hegte keine Beſorgniß mehr vor Sincere. Osgualda hatte die Wahrheit geſprochen: Macquire und Sincere verließen den Ball vor Mitternacht, denn der Zweite wollte des andern Tages zeitig zu Pferde ſein, um wieder aus Dresden hinwegzureiten. Der Lieutenant Schmidt ging mit dem Gefolge, in welchem er gekommen. Die Gräfin von Alzau blieb ſo lange, als getanzt ward. Dann zog ſie ſich ebenfalls zurück. Mirzach folgte ihr mit Complimenten und mit der Erinnerung an ihre Zuſage. Dann kehrte er zu dem kleinen Kreiſe von Gäſten zurück, der noch beim Weine zurückgeblieben.

„Dem Himmel ſei Dank,“ ſprach er für ſich, „morgen geht die Komödie zu Ende.“

9.

Noch ehe ſich der Graf Mirzach zum Schlafen niederlegte, ſchrieb er folgende Zeilen auf ein Papier, welches er ſorgfältig zuſammenbrach, verſiegelte und an den ehrwürdigen Herrn Osgualda adreſſirte:

„Die Mäus geht in die Falle. Halten Sie Ihre Vorkehrungen bereit. Thereſe hat mir eine Fahrt nach Weſenſtein verſprochen. Der Ort liegt zwei Meilen von hier nach der Grenze zu und nur wenig ſeitab von der böhmiſchen Straße. So wie ich mit Gewißheit erfahre, daß und wann wir dorthin aufbrechen, empfangen Sie die zweite und letzte Nachricht.“

Als Mirzach dieſe Zeilen unterzeichnen ſollte, ſcheute er ſich, ſeinen Namen darunter zu ſetzen. „Schlechtes Handwerk, das ich treibe,“ murmelte er in den Bart hinein. „Die Sache iſt auch ohne meinen Namenszug deutlich genug. Ein Buchſtabe genügt, um jedem Irrthume vorzubeugen. Ich ſollte mich faſt auch ſchämen, mein gräfliches Wappen auf den Brief zu drücken.“

Dennoch ward dem Wappen die Schmach nicht er-

laſſen. Der Diener empfing das Billet mit dem Auftrage, es mit dem Früheſten an Osgualda zu übergeben und ſeinen Herrn um zehn Uhr zu wecken.

Dieſe Stunde war noch nicht erreicht, als Mirzach am nächſten Vormittage einen Menſchen an ſeinem Bette gewahrte, der ihn durch ſeinen Zuruf zu ermuntern ſuchte. Osgualda ſtand am Lager des Grafen.

„Iſt es der Schlaf des guten Gewiſſens, oder der Wein der verfloſſenen Nacht, wodurch Ihre Ohren ſo feſt verſchloſſen werden, daß ich mich ſeit fünf Minuten vergebens bemühe, Sie zum Aufſchlagen der Augen zu bewegen?“ ſagte der Jeſuit. „Richten Sie ſich auf. Ich habe Dringendes mit Ihnen zu beſprechen.“

„Daß es zum letzten Male wäre!“ bemerkte der Graf mit mehr Aufrichtigkeit als höflicher Weiſe. „Es muß noch verdammt zeitig ſein und ich wollte, Sie wären, wo der Pfeffer wächſt. Ich glaube, ich habe nicht fünf Stunden Ruhe gehabt.“

„Mir fehlte ſie ganz, mein Körper hat die Nacht das Bett nicht berührt. Dennoch ſehen Sie mich rüſtig.“

„Was wollen Sie von mir? Haben Sie mein Billet nicht empfangen? Es war doch beſtimmt genug abgefaßt. Wenn ich irgend etwas über Thereſen vermag, ſo bin ich noch vor Mittag mit ihr nach Weſenſtein unterwegs. Der Wagen iſt nicht zu verfehlen. Ich begleite ihn zu Pferde. Wenn uns Ihr Jellen, oder

wie der Häſcher heißt, in einem Wirthshauſe an der Straße erwartet, ſo iſt Alles mit einem Schlage abgethan."

„Die Sache ſieht einfacher aus, als ſie iſt. Wir müſſen genauere Abkunft treffen. Außerdem habe ich eine Bitte an Sie. Seit letzter Nacht befinden ſich wichtige Aktenſtücke in meinen Händen. Ich muß daran denken, ſie ſicher zu bewahren. Sie mit Jellen nach Böhmen abgehen zu laſſen, hieße zwei Unternehmungen zugleich in Frage und Gefahr ſtellen. Dazu ſind die Papiere zu umfänglich für eine Verpackung in der Kutſche. Sie würden Verdacht auf ſich ziehen."

„Aber Herr Osgualda, ich bitte Sie, Sie mißbrauchen mich!" beklagte ſich der Graf. „Was gehen mich Ihre Aktenſtücke an? Sie verkennen unſer Verhältniß. Ich bin nicht zu Ihrer Unterſtützung hier, ſondern Sie zu der meinigen."

„Ein Dienſt iſt des anderen werth," verſetzte Osgualda mit ernſtem Tone. „Ich habe die Angelegenheit mit der Stiftsdame ſeit Jahren und wie ich mir ſchmeicheln darf, zur Zufriedenheit Ihrer hochgräflichen Familie überwacht und jetzt zu einem Schluſſe geführt, der ſie hoffentlich für immer entſcheidet, ich bin deshalb ſo weit gegangen, mich neuerdings im Hauſe der Gräfin überläſtig zu machen, ein Verfahren, was einem Manne von Erziehung gewiß die peinlichſte Selbſtüber-

windung koſtet, habe das Fräulein von Golz in plumpeſter Form mit meiner Bekehrung beſtürmt, ich habe ſogar wider mich ſelbſt denuncirt, um nichts zu verſäumen, was —“

Der Graf öffnete die Augen jetzt völlig, mit denen er bisher nur verdrießlich aufgeblinzt hatte und unterbrach den Redenden:

„Was für wunderliche Dinge ſind's, deren Sie ſich rühmen! Sie hätten gegen ſich denuncirt? Träume ich einen tollen Weinrauſch weiter, oder höre ich Ihnen zu?“

Der Jeſuit winkte beſchwichtigend mit der Hand: „Sagt' ich Ihnen nicht, daß ich ſelbſt mit verſtellter Handſchrift an den Präſidenten von Zedlow ſchrieb, um ſeinen Schutz für die Gewiſſensfreiheit des Fräuleins in Anſpruch zu nehmen?“

„Nichts erfuhr ich davon. Und wozu auch dieſer ſeltſame Schritt?“

„Er iſt nicht ſo ſeltſam, wenn Sie bedenken, wen man für die Urheberin jenes Briefes halten wird und daß ſelbſt das geiſtliche Disciplinargericht ſeine Maßregeln wider die Gräfin von Alzau auf eine etwas breitere Baſis gründen muß, als auf bloßen Verdacht und allgemeinen Argwohn. Aber ich erwähne dies Alles nur, um Sie an Ihre Verpflichtung zu mahnen. Durch den ſtrengen Religionseifer, mit dem ich auftrat, habe ich die Aufmerkſamkeit der Behörden auf mich ge-

lenkt, habe ich ſie ſogar zu Verordnungen wider mich genöthigt.“

„Sie haben dies in Ihrem eignen Intereſſe, nach Plan und Abſicht Ihrer Oberen, vielleicht unter falſchen Vorausſetzungen, aber nicht um Thereſens willen gethan,“ fiel Mirzach ein.

„Ich bin gehäſſig worden und, was ſchlimmer, ein Gegenſtand der Wachſamkeit,“ fuhr Osgualda fort, ohne ſich auf eine Widerlegung einzulaſſen. „Die Akten, die zu jeder anderen Zeit ohne alle Gefahr in meiner Wohnung gelegen hätten, ſind jetzt nicht ſicher bei mir. Auch über Thereſens Entfernung werden ſich Gerüchte verbreiten, mein Name wird darin genannt werden, ich werde der öffentlichen Aufmerkſamkeit einen neuen Anſtoß geben. Was iſt nöthiger, als daß ich mich des Falles verſehe, daß man eine Unterſuchung wider mich verhängt? Fände man die Akten bei mir, von denen ich ſchon zu viel habe vor Ihnen ſprechen müſſen, ſo wäre ich nicht blos perſönlich verloren, es würde auch eine ganze, weit abſehende Unternehmung geſtört, die von den ſegensreichſten Folgen für dies ketzeriſche Land ſein wird, ſobald ſie gelingt. Was iſt natürlicher, als daß ich mich an Sie wende, Graf, um Ihnen einen Schatz anzuvertrauen, der unter dem Degen eines kaiſerlichen Offiziers unantaſtbar ſein wird? Sie ſollen mir erlauben, das ſchlechteſte Ihrer Zimmer mit einigen

Papierſtößen zu füllen, das iſt, was ich fordere. Es koſtet Ihnen nicht die geringſte Mühe, mein Verlangen zu gewähren, und droht Ihnen nicht mit der entfernteſten Unannehmlichkeit.“

Graf Mirzach war aufgeſtanden und begann ſich anzukleiden. Als Osgualda ſchwieg, hob der Hauptmann ſeinen Kopf aus dem Waſchbecken, in deſſen Waſſer er das Geſicht getaucht hatte und fragte, indem ihm die Tropfen über Stirn und Wangen rannen:

„Was ſind's für Akten, die ich hierhernehmen ſoll?“

„Mit äußerſter Gefahr eroberte Urkunden. Papiere, an denen das Regierungsſyſtem dieſes Staates hängt, die Macht der Perſonen und Familien, die gegenwärtig am Ruder ſind, und die Erwerbungen der katholiſchen Kirche.“

„Und wie kam, was in das Staatsarchiv gehört, in den Beſitz Ew. Ehrwürden?“ verlangte der Graf zu wiſſen, indem er, ſcheinbar ſehr ruhig, einen mit Perlmutter ausgelegten Kamm in ſein ſchwarzes Haar ſetzte und dies in Ordnung zu bringen ſuchte.

„Mit äußerſter Gefahr, wie ich ſchon bemerkte. Sehen Sie in mein Antlitz, die Anſtrengung und noch mehr die damit verbundene Angſt der Nacht muß deutlich in meinen Zügen zu leſen ſein.“

„Ich verſtehe — Sie nennen eine Eroberung, was der gemeine Mann für einen Diebſtahl halten würde.

Herr Osgualda, ich werde mich nimmermehr dazu hergeben, Ihr Hehler zu werden. Dies iſt meine unwiderrufliche Antwort auf Ihren Antrag.“

Der Jeſuit ſchien auf eine Weigerung gefaßt geweſen zu ſein, aber nicht auf eine ſo beſtimmte. Sein blaſſes Angeſicht verrieth die zornige Bewegung ſeines Gemüths, die Naſenflügel öffneten ſich weiter, das Auge funkelte, die Lippen ſchloſſen krampfhaft zuſammen.

„Dann haben Sie ſich's ſelbſt zuzuſchreiben, wenn der Abreiſe der Gräfin von Alzau plötzlich Hinderniſſe in den Weg treten. Ich muß an die Sicherung jener Papiere denken, ehe ich irgend etwas Weiteres vornehme.“

„Sie wollen mich mit Drohungen einſchüchtern?“ rief Mirzach und maß die Geſtalt des Prieſters mit einem ſtolzen und verächtlichen Blicke. „So mache ich Ihnen denn bemerklich, daß ich Ihnen nicht mit gleicher, ſondern mit viel ſchwererer Münze zahlen werde. Thun Sie nicht Ihre volle Schuldigkeit, ſcheitert der Plan der Wegführung Thereſens an Ihrer Nachläſſigkeit, dann wird der Zorn meiner Verwandten, die Strafe Ihrer geiſtlichen Oberen, die unſerere Angelegenheit als die ihrige betrachten, nicht das Einzige ſein, was Sie zu erfahren haben. Ich werde Sie dem Präſidenten von Zedlow oder dem, wer ſonſt in Dresden an der Spitze der Civilbehörden ſteht, ſofort als den Räuber jener Akten bezeichnen, von denen Sie mir erzählt

haben. Sie verdienen eine ſolche Behandlung durch die Röthigung, die Sie wider mich wagen, mich in ein ſpitzbübiſches Verbrechen zu verwickeln."

Osgualda's Zorn verwandelte ſich in Schrecken. Der Graf ſprach laut und rückſichtslos, empört durch die Zumuthung, entrüſtet noch mehr über die Perſon, von der ſie ausging und die dabei gebrauchten Mittel.

„Sie glauben, weil wir eine gemeinſchaftliche Intrigue haben, müſſe nun auch unſere Geſinnung eine gemeinſchaftliche ſein," fuhr Mirzach fort, indem er heftig in dem engen Schlafzimmer auf und niederſchritt. „Sie meinen, weil ich große Luſt habe, dereinſt der unbeſtrittene Erbe einer reichen Ordensdame zu werden, ſei ich Ihnen ſchon ähnlich in Gedanken und Handlungsweiſe? Und dazu erkühnen Sie ſich, mir zu drohen? Mein Herr Osgualda, ich weiß nicht, in welcher Winkelgaſſe Venedigs Ihre Wiege ſtand, aber ich weiß, daß der Ehrenmann, welcher ſich eines gewiſſenloſen Helfers bedient, darum noch nicht gezwungen iſt, ſelbſt zu der Niedrigkeit ſeines Werkzeuges herabzuſinken."

Der Abbate hatte den Hauptmann einer ſolchen Aufregung weder, noch ſo geläufiger Beredtſamkeit für fähig erachtet. Er war erſtaunt über die auflodernde Flamme und einen Augenblick verwirrt durch die Wendung der Sache. Nicht unempfindlich gegen den Hohn und die hochmüthige Weiſe, mit der ihm Mirzach

begegnete, beſaß Osgualda doch eine zu zähe Seele, als er dadurch die Beſonnenheit verloren hätte. Er verſchob es auf eine beſſere Gelegenheit, Genugthuung für die Behandlung zu nehmen, die ihm widerfuhr, und wartete ab, bis ſich Mirzach ausgetobt hatte. Als ſich der Graf nach einer Weile wieder auf dem Stuhle am Bette niedergelaſſen hatte, um dort ſein Ankleidegeſchäft fortzuſetzen, was ihm aber ohne den Beiſtand des Dieners ſehr beſchwerlich fiel, ergriff Osgualda das Wort:

„Die Wegführung der Gräfin muß jetzt ohne mein Zuthun geſchehen. Auf dieſer Forderung muß ich wenigſtens beſtehen, nachdem ich geſehen habe, wie Sie mir meine vertrauungsvolle Offenheit vergelten. Verbrechen nennen Sie, was ich für unſere allerheiligſte Kirche thue? Und Sie wollten zum Verräther an mir werden, weil ich Ihre Unterſtützung in einem zwar ſchwierigen aber durch die Umſtände durchaus gerechtfertigten Werke in Anſpruch nehme? Als ob das Geheimniß, mit deſſen Verrath Sie mir drohen, mein Eigenthum wäre, als ob Sie durch eine Treuloſigkeit nicht vielmehr meinen Orden und die ganze katholiſche Chriſtenheit, denn meine ſchwache unbedeutende Perſon verletzten! Die Kirche hat nicht nur die Macht zu binden, ſondern auch zu löſen. Noch iſt die Gräfin von Alzau nicht als Priorin geſtorben und eine Feindſeligkeit, welche die umfaſſendſten

Pläne meines Ordens träfe, würde nicht unbeſtraft bleiben.“

Mirzach's Leidenſchaft war ſchon verraucht. Er lachte, indem er erwiederte: „Es iſt mir ganz gleichgiltig, wie Thereſe zur Reiſe nach Böhmen gezwungen wird, wenn ſie nur nach Oeſterreich zurückkehrt, obſchon mich die Zurückhaltung, die ſie geſtern dem General Sincere gegenüber bewies, faſt zu ihrem Gunſten geſtimmt, ich möchte ſagen, bis zum Mitleide gerührt hätte. Ich wollte mich Ihrer Anmaßung erwehren, Herr Osgualda, und wenn Jellen der Mann iſt, welcher allein mit ſeinem Opfer fertig wird, erlaſſe ich Ihnen die perſönliche Dazwiſchenkunft ſehr gern. War es doch ſchon unter uns ausgemacht, daß wir entfernt von der Scene und nur für den Nothfall bereit ſein wollten.“

„Wann wird die Gräfin die Stadt verlaſſen?“

„Ich will zu ihr gehen, ſobald ich gefrühſtückt habe. In einer oder zwei Stunden, denk' ich, treten wir die Spazierfahrt an. Schicken Sie jenen Jellen immer voraus, mit Wagen und Pferden verſteht ſich. Er legt ſich in einen Gaſthof an der Straße, der mir bezeichnet wird. Mein Kutſcher hält dort an, ich bleibe wie zufällig hinter dem Wagen zurück und Jellen nimmt die Gräfin in Empfang.“

Es war von nichts weiter die Rede, als von den Anordnungen zur Ausführung des bezeichneten Plans. Die Beſprechung dauerte lange, aber kein neuer Zwiſt

ſtörte ſie. Mirzach's Verſöhnlichkeit war ſogar groß genug, den Abbate zu dem Frühſtück zu ziehen. Darauf begab ſich der Jeſuit in das Verſteck Jellens, und der Graf zur Stiftsdame. Der Hauptmann nahm einen Diener mit ſich, um ihn abſchicken zu können, ſobald er Gewißheit über den Entſchluß Thereſens habe.

So feſt auch der Vorſatz Mirzach's wurzelte, daß er ſeine Muhme ausliefern wollte, wenn ſie das ihm gegebene Verſprechen erfüllte, ihn nach Weſenſtein zu begleiten, ſo war ſeine Bruſt doch beklommen und der kurze Weg bis zur Wohnung der Stiftsdame ſchien ſich unter der Scheu vor der häßlichen Aufgabe, die der Graf zu vollenden ging, noch mehr zu verkürzen. Die Kammerfrau Thereſens empfing ihn: „Die gnädige Frau Gräfin hat noch nicht geklingelt."

„Sie ſchläft alſo noch," ſagte Mirzach, innerlich erfreut über den Aufſchub. Es graute ihm vor der That, je näher ſie rückte.

„Sonſt iſt ſie früher munter, auch nach einem Balle," plauderte Anna. „Sie hat ſich wohl ſehr angeſtrengt bei der geſtrigen Geſellſchaft. Niemals war ſie erſchöpfter und unruhiger als dieſe Nacht, da ſie nach Hauſe zurückkehrte."

Der Graf horchte auf. Alſo war die Faſſung, die Thereſe vor der Geſellſchaft gezeigt hatte, eine gewaltſam erzwungene geweſen, die Ankunft Sincere's hatte ſie

mächtig erregt, aber die Selbſtüberwindung den Sieg behauptet. Erſt als Thereſe in ihre Wohnung, aus dem geräuſchvollen Kreiſe der Menſchen in die Einſamkeit getreten war, hatten ſich die Gefühle ihres Herzens in äußerlicher Bewegung verrathen.

„Die hochwürdige Frau Gräfin wird doch nicht etwa ein Unwohlſein aus meinem Hauſe davongetragen haben?" fragte Mirzach. Die Vorſtellung, daß eine Krankheit Thereſens zwiſchen die getroffenen Anſtalten kommen könnte, erregte ſeine Beſorgniß.

„Ich fürchte nicht," entgegnete die Kammerfrau. „Sie hat eine Geſundheit, der ſie ſchon etwas zumuthen darf. Ein körperliches Leiden ficht ſie nicht ſo leicht an. Nur gegen geiſtige Schmerzen iſt ſie ſehr empfindlich. Ihr Herz hat zu viel Kummer erlitten, als daß es uns wundern dürfte, daß es nun reizbar, leicht bewegt und leicht verletzt iſt." Anna ſprach dies nicht gerade wie einen Vorwurf aus, aber doch mit Bedeutung.

„Um ſo wohler wird der Frau Gräfin der kleine Ausflug auf das Land thun, den wir für heute vorhaben. Ich werde wieder anfragen — in einer Stunde — vielleicht ſchon etwas früher. Bringen Sie meiner Muhme den beſten Morgengruß und ſagen Sie ihr, ich ſei hier geweſen und habe etwas ungeduldig ausgeſehen. Sagen Sie ihr das. Sie kennt die Urſache meiner Ungeduld und wird mir deshalb nicht zürnen."

Dabei verſuchte der Graf der Kammerfrau freundlich in's Geſicht zu ſchauen und ſeinen eignen Mienen einen halb verſchlagenen, halb zärtlichen Ausdruck zu verleihen.

„Beſtellen Sie mir meine Botſchaft recht ſicher," fügte er hinzu und ging.

„Was blinzelte er ſo verſchmitzt?" ſprach Anna mit ſich ſelbſt, als Mirzach aus dem Zimmer war. „Sollte er gar noch den Galanten ſpielen wollen? Am Ende hält er ſich für einen Verehrer meiner gnädigen Frau, oder gebehrdet ſich doch ſo! Ein Affengeſicht iſt aber ein Affengeſicht, es mag die Flöte blaſen oder Nüſſe knacken." Die Kammerfrau war eine viel zu ergebene Dienerin ihrer Herrin, als daß ſie eine Perſon hätte leiden mögen, die den Namen Mirzach führte. Sie betrachtete den freundlichen Umgang, den Thereſe mit dem Hauptmann pflog, als ein nothwendiges Uebel.

Als Mirzach an das Hausthor kam, wo er ſeinen Burſchen fand, den er nach einer Stunde wieder an denſelben Ort beſchied, hielt der Lieutenant Schmidt auf ſeinem Pferde auf der Straße und war im Begriffe, von demſelben zu ſteigen. Da kein Lakai der Gräfin von Alzau zur Hand war, dem er den Zügel hätte übergeben können, ſo erſuchte er den Burſchen des Hauptmanns um dieſen Dienſt.

„Woher in dieſem ſtaubigen Kleide? Dem Anſcheine nach ſind Sie ſchon meilenweit geritten.“

„Ich hatte die Ehre, Se. Excellenz' den General Sincere bis über die Haide hinaus zu begleiten,“ antwortete Schmidt und klatſchte ſein Pferd am Halſe. Das Thier war trotz dem raſchen Ritte nur wenig feucht. Der Staub allein, mit dem es bedeckt war, verrieth die weite Tour, die es zurückgelegt hatte.

„Mit dem General? Und unmittelbar nach dem Ritte wollen Sie einen Beſuch abſtatten? Doch höchſtens bei dem Fräulein von Golz.“

„Zu einer Viſite bei der Frau Gräfin möchte ich in dieſem Aufzuge allerdings nicht berechtigt ſein. Wohl aber darf ich mich eines Auftrags entledigen, den mir der General Sincere ertheilte.“ Mit dieſen Worten war eine flüchtige Verneigung verbunden und ſchon erſtieg Schmidt die Treppe, die zur Etage der Gräfin führte.

„Ein Auftrag von Sincere. Wenn es ein mündlicher iſt, ſo geht der Lieutenant zum Glück vergebens — er muß in wenigen Minuten zurückkehren. Ich bin von kindiſcher Schreckhaftigkeit. Was kann Sincere an Thereſen zu beſtellen haben? Und durch ihn, durch dies allgewärtige Geſpenſt!“

Es dauerte länger, als der Graf erwartet hatte, bevor ſich der ſporenklirrende Schritt des Lieutenants

wieder auf der Treppe vernehmen ließ. Als ſich Schmidt in den Sattel ſchwingen wollte, fragte ihn der Graf:

„Sie ſcheinen mehr Pagen- als Kriegsdienſt zu verrichten, da Sie von dem Herrn General, anſtatt zu einem Regimentscommandanten, an eine Dame abgeſendet werden. Haben Sie Ihren Befehl glücklich vollzogen?“

Lieutenant Schmidt war kein händelſüchtiger Mann. Er hätte dieſelbe Aeußerung von jedem anderen Kameraden wie einen Scherz, wie eine erlaubte und neidiſche Neckerei aufgenommen und ganz im Tone des Scherzes erwidert. Allein im Munde des Grafen erhielt die Bemerkung etwas Verletzendes für ihn. Er fühlte, daß ihm das Blut gegen das Herz ſchoß, denn er glaubte, einen hämiſchen Spott vernommen zu haben.

„Die Aufträge, die man mir ertheilt,“ antwortete er, „unterliegen Ihrem Urtheile nicht, Herr Graf.“

Mirzach hatte wirklich nicht beleidigen, nur ſeine bängliche Neugier befriedigen wollen. Allein bei der Schärfe des Ausdrucks, mit welchem ſich der Lieutenant ſein Urtheil verbat, brach aus allen ſeinen Poren der verhaltne Groll. Schmidt war aufgeſeſſen und das Pferd machte Miene, lieber durch das Hausthor zu gehen, als ſich auf die Straße wenden zu laſſen. Während ſich der Reiter die Zügel in die Finger der linken Hand legte und das Roß auf die andere Seite lenkte, ſtand der Graf, das

Kinn ſeines vorgebeugten Kopfes auf den vorgeſtreckten Stock aufſtützend. Er ſprach kein Wort, allein Stellung, Miene und ſelbſt die Art, wie er den langen Rohrſtock gegen das Pferd vorſchob, hatten etwas brutal Heraus=forderndes. Wenn zwei ernſtliche Feinde zuſammentref=fen, ſo ſind die unſichtbaren gegenſeitigen Abſtoßungen noch viel zahlreicher und ſtärker als die äußerlich hin= und herfliegenden Angriffe. Die Haltung des Grafen kam dem Lieutenant ſo unerträglich hoffärtig und dro=hend vor, daß er meinte, ſeine Entfernung müſſe einer Flucht gleichen. Er zögerte, das Pferd die Schenkel fühlen zu laſſen und der Schimmel benutzte die Selbſt=ſtändigkeit, um mehrmals einen Verſuch zu machen, in die offene Hausflur zu gelangen, welcher Ort nun ein=mal etwas Anlockendes für das Pferd hatte.

„Das Pferd ſcheint beſſer zu wiſſen, in welchen Stall es eigentlich gehört, als ſein Reiter," brach der Graf das Schweigen.

Dem Anſcheine nach war in dieſer Aeußerung nur ein Zweifel an der Reitkunſt Schmidts enthalten, ein Tadel, daß ihn das Thier beherrſche. Allein der Lieutenant verſtand die Bemerkung anders. Er errieth mit dem magnetiſchen Ahnungsvermögen, welches die Liebe mit dem Haſſe gemein hat, daß der Graf einen tieferen Gedanken hin=ter ſeinen Worten verbarg, daß er auf ein Geheimniß hindeutete, welches bis zu dieſem Augenblicke für Schmidt

ſelbſt undurchdringlich geweſen war, und ſich jetzt plötzlich vor ihm auflöſte. Das koſtbare Pferd, auf welchem er ſaß, war ihm durch einen wohlgemeinten Betrug in die Hände geſpielt worden und, wie der Graf glaubte, auf Veranlaſſung der Gräfin von Alzau.

„Wie ſoll ich mir Ihre Aeußerung erklären?“ fragte er, obſchon ſie mit allen ihren Beziehungen offen vor ihm lag.

„Haben Sie das Pferd gekauft, oder iſt es Ihnen auf eine andere Weiſe zugekommen?“

„Auf eine andere Weiſe, durch Tauſch nämlich, Herr Graf,“ erwiederte Schmidt, der ſich auf einmal von der Laſt eines drückenden Gefühls befreit wußte. „Durch einen ſehr glücklichen Tauſch. Ich bin ausnehmend zufrieden mit dem Geſchäfte, denn das Roß iſt nicht allein von einer Schönheit, ſondern auch von ſolcher Ausdauer, daß ich nach dem Ritte des Morgens jetzt gleich wieder eine eben ſo ſtarke Tour auf's Land hinaus zurücklegen werde.“

Damit gab Schmidt dem Roſſe die Sporen, und ohne auf die Entgegnung des Grafen zu warten, ſetzte er es in Galopp und ſprengte gegen das Seethor fort. Der Graf ſchaute ihm aber nicht nach. Er wendete ſich nach der anderen Seite der Straße.

Die Andeutung, durch welche Mirzach den Lieutenant demüthigen wollte, hatte ganz die entgegengeſetzte Wirkung hervorgebracht. Wie eine glückliche Erleuchtung, wie die erfreulichſte Botſchaft nahm Schmidt den Wink hin, den ihm der Graf über die Geberin des Pferdes ertheilte. Er kümmerte ſich nicht darum, woher Mirzach die Kunde habe. Es war ihm genug, zu wiſſen, und er zweifelte nicht mit einem Gedanken an der Wahrheit, daß das Pferd wirklich auf Thereſens Veranſtaltung in ſeinen Beſitz gelangt ſei. Denn bald nach dem ſeltſamen Geſchäfte mit dem Roßkamme hatten ſich in der Seele des jungen Mannes höchſt beunruhigende Vorſtellungen erhoben. Er hatte errathen, daß ihm irgend eine freundliche Hand begegnet ſei, die ſich vor ſeinem Danke — und vor ſeiner Ablehnung des Geſchenks durch das Geheimniß ſicherte. Aber daß es die Gräfin von Alzau ſei, die ſeiner peinlichen Verlegenheit großmüthig abhalf, daran hatte er nicht gedacht. Er hatte in dem Pferde eine Gabe des Präſidenten von Zedlow geſehen und dieſe Vermuthung, die ſich durch längeres Nachſinnen immer mehr befeſtigte, hatte einen niederſchlagenden Einfluß auf ihn ausgeübt. Es verwundete ſein Zartgefühl, gleichſam eine Bezahlung für ſeine Dienſte empfangen zu haben. Er konnte nicht mehr an Mathilden denken, ohne von einer Regung der Scham ergriffen zu werden. Er wünſchte ſich hundertmal ſei-

nen ſteifbeinigen ſchlechten Gaul zurück, auf dem er in ſtolzer Armuth geſeſſen.

Anfangs hatte ihn die Freude über die glückliche Eroberung verblendet. Er hatte nicht darüber nachgeforſcht, wie Kleinmichel die Unwahrſcheinlichkeiten ſeines Vorgebens zu rechtfertigen vermöchte. Allein das erſte nüchterne Erwachen aus dem Rauſche der Ueberraſchung hatte ihn zu dem Roßhändler getrieben, um von ihm nähere Auskunft über den Zuſammenhang der Verhältniſſe zu erpreſſen. Kleinmichel war indeſſen aus Dresden abgereiſt. Aber von dem Bewußtſein, einen Lohn von dem Präſidenten von Zedlow erhalten und angenommen zu haben, ward die innere Zufriedenheit des jungen Mannes, ſeine Heiterkeit untergraben. Er hätte Alles darum gegeben, ſich des aufgeliſteten Geſchenks zu entledigen. Jeden Fußbreit Landes, den er auf dem geprieſenen und bewunderten Thiere hinter ſich ließ, ſchien die Entfernung zu vergrößern, die ihn von Mathilden ſchied. Er verlor die Zuverſicht, die Unbefangenheit ſeines Weſens und vermied es aus dieſem Grunde, das Haus zu betreten, in welchem Mathilde wohnte.

Dieſe Beklommenheit war von ihm genommen nach dem Geſpräche mit Mirzach. Der Gräfin von Alzau ein Geſchenk zu verdanken, hatte nicht nur nichts Beängſtigendes, ſondern im Gegentheil etwas ſehr Liebes

und Vertrauliches für ihn. Die Dame war ihm für ſeine Hilfsleiſtung verbunden, ſie fand ihn nicht ab mit einer Gabe, die ſie ihm ſo geſchickt zuzuwenden gewußt hatte, ſich ihr verpflichtet zu empfinden, war ein durchaus wohlthuendes Gefühl und viel mehr als das Geſchenk ſelbſt werth. Seit ſeiner erſten Vorſtellung bei Thereſen hatte der Lieutenant die Stiftsdame öfterer geſehen, wenn er zu dem Fräulein von Golz ging, mit der er allerdings ein Geheimniß theilte. Bei jeder neuen Annäherung war ihm die Gräfin holder erſchienen. Es war ihm gar nicht zu Muthe bei ihr, als kenne er ſie erſt ſeit kurzer Zeit, — ihre Gegenwart umgab ihn gleichſam mit heimathlicher Atmoſphäre. Ihr hoher Rang, ihre edle Haltung zog ihn empor, anſtatt zurückzuweiſen. Ein volles Vertrauen, eine unerſchütterliche Zuverſicht war es, die ſie ihm einflößte. Dabei bewunderte er ihre Schönheit, ohne derſelben zu begehren. Er entdeckte immer neue Reize an ihr, Reize der gewinnendſten Weiblichkeit, ohne ſich dabei zu erinnern, er ſei ein Mann.

„Daß ich mich ſo lange ohne Noth peinigen konnte!“ ſprach Schmidt, als er die Stadt hinter ſich hatte und auf der Straße hinritt, die gegen Lockwitz und Maxen führt. „Daß ich mit keinem Gedanken darauf verfiel, jenen Engel in einer Handlung zu erkennen, eines großen, im Stillen wirkenden, liebevollen Gemüths ſo

würdig! Ich war mit Blindheit geſchlagen. Erſt jetzt, mein guter Schimmel, gehören wir wirklich zuſammen. Erſt jetzt darf ich mich Deiner freuen. Auf, trabe aus, daß wir die Berge erreichen, auf deren Rücken ſich der graue Herbſtnebel wiegt.“

10.

Es gibt eine Art von Ereigniſſen, die uns gefaßter, widerſtandsfähiger und beherzter treffen, wenn ſie unvorbereitet kommen, als wenn wir ihr Erſcheinen langſam herannahen ſehen. Raſcher Entſchluß iſt in ſolchen Fällen beſter Entſchluß. Auch verzehrt die Furcht, mit der wir eine unvermeidliche und ſchwierige Begebenheit erwarten, einen Theil des Muthes im Voraus, den wir zur Ueberwindung des Ereigniſſes ſelbſt höchſt nöthig haben und den wir ungeſchmälert in unſerer Bruſt finden, wenn plötzlich geſchieht, was einmal geſchehen muß.

Vielleicht würde Thereſe die Begegnung mit Sincere nicht mit ſo viel anſcheinender Ruhe und ſo erſtaunlicher Gewandtheit des Benehmens überſtanden haben, hätte ſie lange vorher Ort und Stunde gewußt, wo ſie den Mann, den ſie ſo überſchwenglich liebte, nach einer Trennung, die ein halbes Menſchenalter gewährt hatte, wieder ſehen, ſprechen hören, von ſeiner Hand berührt werden ſollte. Die Rüſtung ihres Ge-

13*

müths für den Kampf würde koſtſpieliger geweſen ſein, als der Kampf ſelbſt. In keinem Falle aber hätte die Haltung der Stiftsdame von größerer Selbſtbeherrſchung und Würde ſein können.

Aber Thereſe hatte Sincere nicht blos geliebt, ſie liebte ihn noch. Seit ſie von ihm geſchieden worden war, hatte ihr Herz gefeiert. Keine neue Neigung hatte es jemals wieder erfüllt, nicht einmal ein Anfang zu einer ſolchen. Die Gräfin von Alzau war nicht von der Art der Perſonen, die für den einen Verluſt Entſchädigung im nächſten Gewinne ſuchen. Wer nichts mehr einzuſetzen, Alles auf einen Wurf gewagt hat und geſchlagen worden iſt, dem bleiben keine Mittel zum Weiterſpiel. Thereſe täuſchte ſich nicht darüber, daß ſie Alles gegeben hatte, was ihr Herz an Schönheit und Reichthum der Empfindung beſaß. Ihr Charakter war aus Einem Stücke und von unwandelbarer Feſtigkeit. Sie mußte aus der Erinnerung Nahrung ſaugen, da die Gegenwart leer für ſie war. Sie beklagte die Schwäche Sincere's, ſie zieh den Geliebten aller der Fehler, deren er ſich mit Recht ſelbſt Schuld gab, ohne doch zu wiſſen, wie vollſtändig er ein ganzes Daſein vernichtet hatte, aber ihre Neigung blieb ihm dennoch treu. Die Liebe kettet ſich an Eigenſchaften, nicht an Vorzüge. Sie nimmt den Menſchen, wie er iſt, mit allen ſeinen Gebrechen umfaßt ſie ihn.

Thereſe war noch heute darüber erſchrocken, ihr Herz floß von Bitterkeit über, wenn ſie daran dachte, wie unbeſtändig die Gefühle der Liebe in dem Manne ihrer Wahl geweſen ſeien, wie wenig Energie und Beharrlichkeit er gezeigt, wie leicht und vollſtändig ſich Sincere von ihr habe entfernen laſſen. Allein dies verkehrte ihre Liebe noch nicht in Haß, oder auch nur in die Gleichgiltigkeit, welche der Täuſchung folgt. Die Gräfin bemitleidete ſich, ohne die Perſon zu verdammen, durch die ſie beweinenswerth worden war. Sie entſchuldigte, anſtatt zu richten.

„Nahm ich ihn nicht hin, wie er war?" fragte ſie ſich oft. „Konnte ſich ſein Weſen verändern, oder liebte ich ihn nicht gerade um dieſes Weſens willen? Ich habe die Stärke männlicher Liebe überhaupt überſchätzt. Ich habe nicht berückſichtigt, daß aller Egoismus des Weibes in der Neigung aufgeht, während ſich der männliche Sinn auf tauſend Intereſſen zerſtreut. Die Erfahrung, daß meine Liebe eine ewige und nothwendige, die ſeinige nur eine gelegentliche und vergängliche war, hat mich zerſchmettert. Ich hätte weniger von der Liebe fordern ſollen und ſie würde mir mehr gewährt haben!"

Dennoch beſaß daſſelbe Weib, welches jungfräulich vor einer Frage, die ſich auf den Geliebten bezog, zurückbebte, das ſeit ſeinem Rücktritte aus dem

Kloſter nichts gethan hatte, ihn wieder zu finden, aber noch weniger jemals etwas unternahm, ihn und ſomit ihren Gram zu vergeſſen — welches täglich über dem Grabe ſeines Glückes weinte —, die wunderbare Stärke des Geiſtes, ihn plötzlich vor ſich treten zu ſehen, ein Geſpräch mit ihm zu führen, ſein Bekenntniß ſich in's Ohr raunen zu hören, ohne auch nur durch eine Zuckung der Nerven zu verrathen, daß eine Lebensfrage behandelt ward. Die Frauen ſind unerreichbare Helden, wo Herzensſchlachten geſchlagen werden. Noch größer, als in der Kunſt zu ſiegen, ſind ſie in der, ihre Niederlagen zu verbergen. Den Rückzug eines Xenophon oder Erzherzog Karl zeichnet die Geſchichte als ein Wunderwerk menſchlichen Geiſtes auf. Wie viele Rückzüge zertrümmerter Gemüther geſchehen ungeahnt und ungeprieſen, weil ihre Ausführung nur heimliche Thränen und nicht das Blut der Völker fließen macht!

Die Kraft Thereſens hatte ausgereicht, bis die Dame aus der Geſellſchaft geſchieden war. Mit der Gefahr war ihr die Fähigkeit der Vertheidigung geblieben. Als ſie ſich aber den dienſtfertigen Händen ihrer Kammerfrau überließ, trat die Abſpannung plötzlich ein. Der Körper und der Geiſt verlangten zugleich ein freies Hingeben an den Schmerz, der ſo lange geſchwiegen hatte. Thereſe war nicht im Stande, ſich

ganz auskleiden zu laſſen. Sie ſank auf's Bette, und rief Anna zu, ſich zu entfernen, mit dem Lichte zu entfernen, welches ſie ſonſt die Nacht hindurch an ihrem Lager brennen ließ; ihre Mattigkeit, ſagte ſie, verlange augenblickliche und vollſtändige Ruhe.

Anna überzeugte ſich, daß die Stiftsdame ein zwar übereiltes, aber bequemes Lager gefunden habe, legte ihr die Decken ſorgfältig über Bruſt und Schultern zuſammen, zog die Gardinen zu und ging mit einer Verwunderung ab, die ſich noch des Morgens gegen den Grafen Mirzach ausſprach. Sie war nicht gewohnt, die Dame aufgeregt oder ermüdet aus der Geſellſchaft zurückkehren zu ſehen, ſelbſt wenn ihr alle Leitung derſelben obgelegen hatte.

Thereſe ſchlief nicht, ſie phantaſirte wie im Fieber. Zwiſchen der klaren Vorſtellung des Wachens und den unwillkürlichen Bildern, die uns der Schlaf bringt, gibt es ein Drittes, welches die willkürliche Verbindung des wachen Geiſtes und dabei das reiche Farbenleben, die unmittelbare Erſcheinung der Gegenſtände vom Traume hat. Es iſt ein Zuſtand, der uns überkommt, wenn die Seele für den Schlummer zu bewegt und der Körper für das Wachen zu entkräftet iſt. Die Ereigniſſe der letzten Stunden erneuerten ſich vor Thereſens Seele. Sie ſah Sincere durch die Thür ſchreiten, kein junger Mann mehr, wie damals, als er ihr

Haar und die Nägel ihrer Finger küßte, aber ein Mann von ſchöner Reife, ſtattlich und elegant in ſeinem Weſen, nicht ohne Stolz, aber frei von allem Dünkel, ein Emporkömmling, der das Bewußtſein hat, durch ſein Verdienſt vom walloniſchen Kapitain bis zum General-Lieutenant des öſterreichiſchen Heeres emporgeſtiegen zu ſein und der ſich in ſeiner Würde benimmt, als habe er ſie ſtets beſeſſen. Auf den Glanz ſeines geſtickten Kleides achtete ſie nicht, aber ſehr gewiſſenhaft auf ein kleines Leberfleckchen auf der Wange Sincere's. Unſere eigenſinnigen Erinnerungen klammern ſich am liebſten an unweſentliche Nebendinge. Der braune Flecken, etwa eine Linſe groß auf Sincere's Angeſicht, hatte dem feingeformten Antlitze einſt durch ſeine Aehnlichkeit mit einem Schönpfläſterchen, wie es die Damen aufſetzten, einen zarten weiblichen Ausdruck gegeben. Während Thereſe mit Sincere ſprach, gab ſie genau darauf Acht, ob ſich das natürliche Schönpfläſterchen erhalten habe. Es ſtach nicht mehr ſo lebhaft von der Wange ab, die rauher und ſchattiger geworden war, allein es war noch vorhanden. Wie wir oft in einer Gegend, die uns lieb und vertraut geworden, irgend einen Felſenkegel, einen ſeltſam geſtalteten Baum auf einer Bergeshöhe, einen Kirchthurm nicht vermiſſen wollen, ohne daß zugleich ein Haupttheil des anheimelnden Charakters der Gegend für uns verloren wäre, ſo nahm

Sincere's Erſcheinung für Thereſen gerade nur mit jenem ſonſt wenig bemerkbaren Zeichen den frühern Zauber an. Er kam ihr mit demſelben nicht gealtert, wohl aber als ganz der alte vor. Wie die Köpfe der Heiligen ein Nimbus umgibt, ſo ſchwebte ein nur für Thereſen wahrnehmbarer Strahlenkreis von ſüßen Erinnerungen um Sincere's Haupt. Sein Auge beſaß für ſie noch alle die Lichtfülle der Vergangenheit, ſein ſchmallippiger Mund den gewürzten Reiz des Zierlichen und Geiſtreichen. Indem ſie ſeiner Annäherung die kühlſte Gelaſſenheit entgegenſetzte, flog ihm ihre ganze Seele zu und hing an der ſeinigen in inniger Umarmung. Auch ſpäter, als Thereſens Aufmerkſamkeit anderen Perſonen gehörte, während ſie tanzte, mit Mirzach ſprach, hörte und ſah ſie nur ihn, vermöge eines Gefühls, welches der Hilfe der einzelnen Sinne nicht bedurfte. Sie wußte beſtändig, wo er ſich befand, was er that, an wen er ein Wort richtete, wohin er blickte; ſie wußte es, weil ſie ihn empfand.

Aber dieſe Empfindung war nicht blos Wonne, ſie war zugleich grimmiger Schmerz. Nicht das echte, große Schickſal, welches über den Häuptern der Menſchen allmächtig dahinrollt, hatte ihr Daſein ſeiner Hälfte beraubt, ſondern die unberechtigte Hand der niedrigſten Selbſtſucht. In ein Unabwendbares ergibt ſich die ſtarke Seele zuerſt, willkürlich auferlegte Ketten dagegen

drücken ſie härter, als ein ſchwaches Herz. Ein greller Wehſchrei würde der Marter Erleichterung gewährt haben, hätte ihn Thereſe ausſtoßen dürfen. Das Schwerſte zu tragen iſt ein unter geſchmeidiger Form verſtecktes Leid.

Als ſie einſam war, brachen alle Wunden ihrer Bruſt auf und die Klage nahm Seufzer und Thränen zum Ausdrucke. Der Morgen dämmerte, noch hatte kein Schlummer das brennende Auge gekühlt. Endlich brachte ihn die äußerſte Erſchöpfung. Thereſe ſchlief, oder ſie lag vielmehr in einer Art ohnmächtiger Erſtarrung bis zum Mittage. Anna hatte ſchon einigemal leiſe durch die Thüre gelauſcht, um ſich zu überzeugen, daß ſie die Klingel nicht überhört habe. Ein Brief, den Leopold Schmidt der dringendſten Beſtellung empfohlen hatte, war in ihren Händen und Mirzach lauerte bereits ſeit langer Zeit wieder unten im Empfangszimmer, als jetzt die Kammerfrau durch die Glocke wirklich in's Gemach ihrer Dame gerufen ward.

Thereſe ſchien mit dem Schlafe alle Erinnerung an die Erſchütterung des geſtrigen Tages abgeſtreift zu haben und ſelbſt alle ihre Folgen. Um ihre Augen war ein leichter blauer Rand erkennbar, ihre Lippen hatten eine mattere Farbe als ſonſt und die Züge des Geſichts eine etwas zitternde Beweglichkeit. Aber die Stirn war ſo klar, die Gebehrde ſo gemeſſen wie immer, das Benehmen nur etwas wortkarger.

„Iſt das Gebetzimmer geheizt?“

„Seit drei Stunden ſchon,“ erwiederte Anna auf dieſe Frage, während ſie Thereſen friſches Waſſer reichte. „Der Herr Graf von Mirzach iſt —“

„Ich kann errathen, daß ihm mein Erwachen zu ſpät gekommen ſein mag. Still von ihm.“

„Ferner hat der Herr Lieutenant Schmidt einen Brief an die gnädige Frau überbracht.“

„Ich werde ihn im Gebetzimmer leſen.“

Die erſte Toilette war beendet, die zweite ſollte auf eine ſpätere Stunde verſchoben werden.

„Sagen Sie dem Herrn Grafen, daß ich ihm guten Morgen wünſchen laſſe und daß ich vor der Hand noch nicht weiß, wann ich heute mit ihm ausfahren kann. Auch werden keine Beſuche angenommen.“

„Ich will darauf wetten, daß die Beſtellung, die Schmidt von Sincere ausrichtete, die Schuld dieſer Verzögerung trägt,“ ſchalt der Hauptmann, als er den Beſcheid durch Anna empfangen hatte und jetzt abermals ungewiſſer Sache nach Hauſe ging. „Es wird zuletzt nichts helfen, als daß wir Jellen für heute von ſeiner vergeblichen Wegelagerei zurückrufen. Und ein Glück, wenn Sincere's Dazwiſchenkunft nur eine Verzögerung, kein Hinderniß wird. Ich kann mich der Furcht nicht entſchlagen, daß die Angelegenheit einen unerwünſchten Ausgang nimmt. Die Verhältniſſe, die

vor Kurzem noch ganz einfach waren, haben ſich unendlich verwickelt. Wäre der Teufel, den wir an die Wand malten, Sincere, nicht wirklich in Dresden erſchienen, ſo würde ich eher rathen, Thereſen unter guter Aufſicht hier zu laſſen, als eine Gewaltſamkeit zu wagen. Aber der General, der ſogar in Correſpondenz mit ihr zu treten ſucht! Mir ſchwindelt der Kopf vor den Schwierigkeiten, die ſich wieder aufthürmen. Warum hat meine Sippſchaft die Gräfin nicht ruhig ihres Erbes genießen laſſen? Warum alle dieſe Intriguen angezettelt? Man hätte ſich nicht Hoffnung auf ein großes Vermögen gemacht, wäre ſparſamer geweſen und am Ende mit einem kleineren auch ausgekommen! Ein Weib zu hüten! Der Himmel bewahre mich davor, daß ich dieſen Beruf noch einmal in meinem Leben übernehmen muß. Es war Alles ſo glücklich eingeleitet — und nun ſollte die Fahrt ausgeſetzt werden? Ich beſtehe darauf und müßt' ich einen Fußfall darum thun. Ein ſolcher paßt übrigens ganz gut zu meiner ſchmachtenden Schäferrolle."

Thereſe hatte ſich im Gebetzimmer auf den Sammetſtuhl geſetzt, dem Madonnenbilde welches ſie liebte, wie ſie pflegte, gegenüber.

„Um Deine heilige Ruhe möcht' ich flehen," ſprach ſie, das Gemälde betrachtend. „Aber mein Friede wird erſt mit dem Stillſtehen des Herzens kommen. Welch'

eine Seligkeit hat man mir entriſſen! Hätten ſie mich ermordet, es wäre minder grauſam geweſen, als daß ſie vernichteten, was allein des Lebens werth iſt.“

Die Stiftsdame ſchlug die Arme unter der Bruſt übereinander. Sie ſchauerte zuſammen, wie wenn ſie ein Froſt durchbebte und ihre Geſtalt ſchien zu ſchwinden und kleiner zu werden, weil ſie in ſich zuſammenſank. Eine lange Weile ſaß ſie wie abgeſtorben. Dann richtete ſich der Kopf wieder lebhafter empor.

„Wer den natürlichen Gegenſtand ſeiner Liebe verliert, der bildet ſich künſtlich neue Gegenſtände derſelben. Ich bin noch nicht ſo arm, daß nicht auch ein Herz für mich ſchlagen könnte und wär's auch nur in Dankbarkeit. Was will Leopold Schmidt mit ſeinem Briefe? Hat er ein Geheimniß an mich, welches ſein Mund nicht auszuſprechen wagt?“

Sie griff nach dem Papiere. Beim erſten Blicke erkannte ſie Sincere's Handſchrift. Es war nicht blos der Leberflecken in ſeinem Geſichte, der ſich ihrem Gedächtniß eingeprägt hatte. Ihre Hand zuckte, als ſie den Brief ergriff, ihr Athem ging gepreßter.

„Die Zeilen kommen von ihm! wahrhaftig von ihm!“ rief es in ihr und ſie erbrach das Siegel mit der ahnungsvollen Luſt eines Mädchenherzens, welches die erſte Zuſchrift von ihrem Geliebten empfängt, nachdem er in die Fremde ging.

Sincere ſchrieb ihr folgendes Billet in franzöſiſcher Sprache:

„Im Begriffe die Stadt zu verlaſſen, in welcher ich Sie, gnädige Frau, wiederfand, mag ich nicht ſcheiden, ohne die Worte zu ergänzen, die ich an Sie richtete. Ich thue das, indem ich Ihnen eine Frage vorlege. Sind Sie durch innere und unlösbare Bande an die Kirche gefeſſelt, oder iſt Ihre Pflicht eine Form, die, wie ſie ſchon zum Theil aufgehoben ward, ſo auch ganz beſeitigt werden könnte? Von der Beantwortung dieſer Frage hängt es ab, ob mein Lebenstag, wie er einen herrlichen Sonnenaufgang hatte, ſo auch noch mit einem Abende geſegnet ſein ſoll, den alle glänzende Lichter und warme Farben des Himmels verklären. Ich weiß, daß ich jeden Anſpruch auf Ihren Beſitz verwirkt habe und daß alle Sühne, die ich Ihnen bieten könnte, zu ſchwach wäre, um mir das Vorrecht Ihrer Liebe von Neuem zu verleihen. Allein was die Gerechtigkeit verweigern würde, erwarte ich von Ihrer Gnade. Seit Kurzem hat der Tod den Ring der Treue von meinem Finger genommen, die ich einer Anderen gelobte. Das kaiſerliche Haus iſt mir huldvoll gewogen und Graf Daun, der giltigſte Vermittler bei Hofe, mein Freund. Gemeinſchaftliche Schritte würden den Klerus zur Nachgiebigkeit gegen unſer Verlangen bewegen, und

dies iſt um ſo leichter, wenn wir die Vermögensintereſſen Ihrer Verwandten und des Kloſters durch einen Vertrag ſicher ſtellten. Unſeren Kindern hätten wir keinen Anſpruch verkümmern dürfen, für unſere Perſonen ſind wir zu jedem Opfer befähigt. Der Offizier, der Ihnen mein Billet überbringt, wird Ihre Antwort der nächſten Depeſche beiſchließen, die zwiſchen Dresden und Daun's Hauptquartier zu wechſeln iſt. Ich füge keine Bitten und Beſchwörungen hinzu. Entweder iſt Ihr Herz, gleich dem meinigen, durch unſere plötzliche Begegnung wieder zu allen den Sympathien zurückgekehrt, die unterdrückt, aber nicht verbannt worden, oder ich bin allein mit meiner Neigung geblieben. Darnach wird ſich Ihre Entſcheidung beſtimmen. Zögern Sie nicht mit derſelben. Denn nichts als meine Reue gleicht der Ungeduld, mit welcher Ihr Urtheil erwartet

François Sincere."

Thereſe las den Brief und las ihn zum zweiten und dritten Male. Er überraſchte ſie nicht, ſie fand in ſeinem Inhalte nichts als die natürlichſte Fortſetzung des geſtrigen Zuſammentreffens. Allein der Inhalt rief nicht das Entzücken ihres Herzens hervor. Die Freude, überhaupt einen Brief von Sincere zu empfangen, einen Beweis für den Eindruck, den ſie auf ihn ausgeübt hatte, in den Händen halten, ſich ihm hingeben zu

dürfen, ohne Zwang und Zeugen war größer geweſen, als die Bewegung, die ihr das Verlangen des Briefſtellers verurſachte.

Ihr Entſchluß war gefaßt, ehe ſie über einen Entſchluß nachdachte. Nicht ihr Gelübde hatte Einfluß darauf, oder die Rückſicht auf die Schwierigkeiten, die ſich ihrer Vermählung entgegenwerfen würden, noch auf die Verwunderung der Welt. Alles das waren Nebendinge, die ihr gar nicht in den Sinn kamen. Von zweierlei Ausgangspunkten ſtrömten ihre Gedanken: „zu ſpät," war der eine und „Sincere iſt ein rein zufälliger Charakter" der andere davon.

Nicht aufgeſucht hatte ſie der Geliebte, er war auf ſie getroffen. Nicht eine große Nöthigung führte Sincere zu ihr — wenn auch erſt nach einem langen Zwiſchenraume, in welchem eine ganze militairiſche Laufbahn, eine Ehe und deren Löſung durch den Tod der Gattin lag — ſondern ein Zufall, dem der Mann, welcher ihn heute benutzte, vielleicht noch geſtern ausgewichen wäre. Ihr Auge hatte unaufhörlich auf ihm gehaftet, ſeit ihrer Trennung von ihm war kein Tag, keine Stunde vergangen, die ihr nicht ſeinen Namen zugerufen, ſein Bild erneuert hätten! Wie eine Braut hatte ſie die Armeeberichte geleſen, hatte unter den Verwundeten, Vermißten, Gefallenen mit der Angſt der Liebe nach ſeinem Namen geſucht, jede ſeiner Be-

förderungen war ihr eine gute Botſchaft geweſen, denn ſie beſtätigte ihr, daß ſie wenigſtens ſeinen Geiſt nicht verkannt hatte, wie ſeinen Willen und gab ihr eine neue Verſicherung ſeines Glücks. Er hingegen hatte ſich ihrer ſo wenig erinnert, daß er nicht einmal wußte, in welchem Hauſe Dresdens er ihr begegnen müſſe und erſt nach dieſer Begegnung loderte das erloſchene Feuer noch einmal unter der Aſche ſeines Gemüths hervor.

Dennoch würde Thereſens Leidenſchaft vervollſtändigt haben, was Sincere's Werbung mangelte. Die Liebe ſieht mit ihrem Verſtande die Lücken nur ein, um ſie mit ihrem Herzen auszufüllen. Allein gewichtiger war die andere Betrachtung: „Zu ſpät." Hätte der Enthuſiasmus der Jugend das Paar vereint, dann hätte ſie gehofft, mit ihrer Neigung die Gefühle des Geliebten zu der Höhe ihrer eigenen Empfindungen zu erheben. Konnte ſich die Gluth der Leidenſchaft nicht für alle Zukunft behaupten, ſo blieb doch immer eine Zärtlichkeit zurück, die aus der Leidenſchaft ihren Urſprung hatte. Ein ganz anderes Verhältniß trat ein, wenn die Verbindung noch jetzt vollzogen ward, wo ſie der Schwung der Jugend nicht mehr trug. Der Irrthum der Jahre mußte ihr gefährlichſter Feind werden und alle Poeſie der gegenſeitigen Anforderungen vor der nüchternſten Proſa zurückſchrecken. Man erſcheint ſich gegenſeitig nicht alt, wenn man die Jugend zuſammen

verlebt hat. Aber das Mißverhältniß wird grenzenlos, wenn ſich ein Paar Perſonen nach langer Trennung wieder begegnen und vom Alter verlangen, was nur die Jugend gewähren konnte. Nach Thereſens Ueberzeugung war der Schmerz der Einſamkeit und der Rückblick auf ein muthwillig zerpflücktes und geſpaltenes Leben nicht ſo bitter, als ſie ſich die Täuſchungen einer Ehe vorſtellte, die mit den Illuſionen der Frühlingszeit im Herbſte geſchloſſen ward.

Erſt als die Stiftsdame über die Antwort, die ſie Sincere ertheilen wollte, mit ſich im Klaren war, beſann ſie ſich darauf, daß ſie außer ihrem kirchlichen Gelübde noch durch einen anderen Eid gebunden ſei, ehelos zu bleiben. Sie hatte nämlich, nachdem ihre Befreiung aus dem Kloſter entſchieden war, ihren Verwandten durch einen freiwilligen Schwur, in welchem ſie das abgelegte Gelübde erneuerte, Beruhigung und ſich dadurch größere Selbſtſtändigkeit verſchaffen wollen. Wie wenig die Mirzach's ſelbſt dem Doppeleide trauten, bewies der Auftrag Osgualda's. Dieſer zweite freiwillig dargebrachte Schwur fiel Thereſen jetzt ein.

„Was?“ fuhr ſie plötzlich vor ſich ſelbſt erſchreckt zurück. „Auch ich, auch mein Herz iſt alt geworden? Mein munteres Ausſehen iſt eine gleißende Maske? Ein Eid will mich beſchränken, ich denke, wie an etwas Verbindliches, an einen Schwur, der nicht Ihm geleiſtet

ward? Welchen Vertrag und wär's ein Vertrag mit Gott geweſen, hätte die Hoffnung auf ſeinen Beſitz nicht umgeſtoßen, ſo lange ich noch jugendlich fühlte?"

„An Sincere werde ich ſchreiben, ſo wie ich die erſte Aufregung überwunden habe! Jetzt mit Mirzach zu Mathilden. Der friſche Herbſtwind wird meine brennenden Wangen kühlen, ihr liebes Antlitz mein Auge erfreuen. An einem Beiſpiele, wie das Mathildens, lernt man die Unterſchiede des Sonſt und Jetzt kennen. Während ich meinen Anzug vollende, kann der Graf den Wagen bereiten laſſen."

Die Stiftsdame klingelte, ihre Befehle in dieſem Sinne zu ertheilen.

11.

Der Befehl Macquire's, daß ſich Leopold Schmidt die genaueſten Terrainkenntniſſe der Dresdner Umgegend aneignen ſollte, ward von dem Lieutenant zu pünktlich befolgt, als daß dieſer nicht alle ſeine dienſtfreie Zeit darauf verwendet hätte, die Umgebungen der Stadt zu durchſtreifen. Nach dem Auftritte mit dem Grafen Mirzach war er in derſelben Abſicht aus dem Thore geſprengt, hatte ſich alsdann einige Stunden damit beſchäftigt, langſam dem Laufe eines Baches nachzureiten und die Wege, die aus der Tiefe des Thales gegen die Berge emporführten, welche den ſteilen Grund einſchloſſen, mit den Angaben der verſchiedenen Karten zu vergleichen. Die Richtung des Baches lenkte den Reiter wieder gegen die Elbe hin und dieſer fand es endlich für nöthig, ein Mittagsmahl für ſich und einen Stall für ſein Pferd in irgend einem Wirthshauſe der Landſtraße aufzuſuchen.

Das Gaſthaus, in welchem er einſprach, lag etwa ein und eine halbe Meile von Dresden entfernt und

war unter dem Namen des „Hemmſchuh's" allen den Perſonen wohlbekannt, die damals von Königſtein, Pirna oder Zehiſt gegen Dresden hinabreiſten. Es beſtand aus einem großen Hofe, der auf der einen Seite von dem ſtattlichen Wohngebäude, auf der anderen von Scheuern und Ställen gebildet ward. Obſchon es von der Straße eine kleine Strecke weit zurücktrat, ſo zeigte doch der ausgefahrne Weg, der an das Wirthshaus vom Hemmſchuh hinüberbog, um mitten durch deſſen Hof zu laufen und ſich dann wie der Arm eines Fluſſes wieder mit dem Hauptſtrome zu vereinigen, daß ſich der Einkehrsort eines zahlreichen Beſuchs erfreute. Als Schmidt in den Hof kam, hielten mehrere Landfuhrwerke in demſelben. Der Hausknecht tränkte die Pferde an einem dieſer Wagen. Zu den artigſten und gewandteſten Menſchen ſeines Fachs ſchien er nicht zu gehören, denn er betrachtete den ankommenden Reiter wie ein Ereigniß, welches ihn nicht im Entfernteſten intereſſire, ſetzte ſein Geſchäft mit aller Geiſtesgegenwart fort und ſah ruhig zu, wie Schmidt vom Roſſe ſtieg. Als ſich der Offizier unmittelbar an ihn wendete, um ein Unterkommen für das Pferd zu verlangen, deutete er auf eine Thüre der entgegeſetzten Seite des Hofes, überließ es jedoch dem Reiter, ſelbſt abzuzäumen und einen Platz im Stalle auszuwählen. Plötzlich brachte die ſchmetternde Stimme einer Frau, die durch ein Schubfenſter aus dem

Wohngebäude in den Hof blickte, eine belebende Wirkung auf den Hausknecht hervor. Er ſtellte den Waſſereimer auf den Boden und ſtolperte dem Lieutenant nach, um die Abwartung für deſſen Pferd zu übernehmen.

Schmidt trat, nachdem er den Schimmel verſorgt wußte, in das Gaſtzimmer ein, wo ihn daſſelbe gellende Organ empfing, welches ihm ſo eben den Hausknecht mit dem Hafermaße zugeſchoben hatte. Eine Frau, deren ungeheure Dicke in einem argen Mißverhältniſſe zu der Lebhaftigkeit ihrer Sprache, Augen und Bewegungen ſtand, befand ſich hinter einer Schenkbühne, von wo ſie zugleich das Gaſtzimmer und durch das Fenſter hinter ihrem Rücken, den Hof überwachte. Mittels einer Seitenthür, die gegen die Schenkbühne geöffnet war, regierte ſie gleichzeitig die Küche, aus welcher ein nahrhafter Brodem in das Zimmer quoll, welcher vielleicht das Meiſte dazu beigetragen hatte, der Wirthin vom Hemmſchuh jenen Umfang des Leibes zu verleihen, der nur dem marokkaniſchen Geſchmacke als ein Erforderniß weiblicher Schönheit gilt. Obſchon es bereits in den Nachmittagsſtunden war, ſo konnte Schmidt dennoch auf eine warme Mahlzeit rechnen. Die Wirthin ſchien ſich auf dieſe Vollkommenheit ihres Gaſthofes etwas einzubilden. Die Bedienung der Anweſenden war jedoch ſo einfach, daß ſich ein Jeder das Verlangte ſelbſt an

der Schenkbühne abholen und an ſeinen Platz tragen mußte. Auch der zinnerne Krug voll Bier, den der Lieutenant empfing, machte keine Ausnahme von der Regel. Schmidt ſetzte ſich in die Ecke, wo die Schenkbühne mit der Wand der Stube zuſammenſtieß und erwartete ſein Mittagsbrod, welches er deutlich in der Küche hatte beſtellen hören. Die Wirthin ſuchte ihren zuletzt eingetretenen Gaſt zu unterhalten. Sie that dies zunächſt durch Fragen:

„Aus Dresden hergeritten? Der Herr will weiter? Vielleicht nach Pirna? Oder nach Gießhübel hinauf und Peterswalde zu? Gott ſei Dank, jetzt iſt doch wieder ein vernünftiger Verkehr auf den Straßen und nicht blos das verfluchte —" Soldatenvolk wollte die gemüthliche Frau hinzufügen, veränderte jedoch aus Achtung vor der Uniform Schmidt's den Ausdruck — „das gefährliche Kriegsvolk, die Preußen mein' ich, auf den Beinen. Wir habens erfahren, wie ſie den Bürger und Bauersmann zu ſcheeren, zu quälen, zu ſchinden verſtehen — mein Mann iſt der Lehnrichter hier im Dorfe. Das war eine Noth um Quartiere, um Lieferungen, um Spanndienſte! In hundert Jahren wächſt nicht wieder auf allen Feldern, was der Feind in einem Tage ruinirte. Und die Reichstruppen — der Herr iſt doch ein Oeſterreicher, glaub' ich — die wußten auch nichts zu erſinnen und erdenken, als wie ſie ehrliche Leute

chikanirten. Keine Ordnung, kein Gehorſam bei ihnen. Sie werden doch nicht wiederkommen? Bei Leipzig ſollen ſie neuerdings ordentlich zugedeckt worden ſein. Meinen Sie, daß die Reichsarmee wieder nach Dresden heraufmarſchieren könnte?"

„Wer weiß, was der Krieg für eine Wendung nimmt. Niemand vermag dies zu beſtimmen," entgegnete Schmidt.

„Sie haben Recht. Die Welt iſt aus dem Gleiſe. Alles geht drunter und drüber, man kehrt nicht ſo raſch eine Hand um, als man von neuen Schlachten und Belagerungen hört. Decke dem Herrn ein reines Tuch auf den Tiſch — ein reines, hörſt Du, Roſine," befahl die Frau dem Mädchen, welches einen Napf mit Suppe, einen Löffel und ein Stück Brot auf eine Gabel geſpießt aus der Küche brachte. „Der Herr hat vielleicht auch kein eignes Meſſer bei ſich. Schaff' eins herzu."

Auch während der Mahlzeit ließ die Seele des Hemmſchuh's ihren Gaſt nicht ohne Unterhaltung, ohne deshalb die übrigen Anweſenden oder eines der beiden außerhalb des Zimmers liegenden Reiche zu vergeſſen. Sie wußte den Werth ihrer Gerichte durch kleine Anekdoten zu erhöhen und beſonders von ihrem Schwarzfleiſche mit getrocknetem Obſte hatte ſie viel Rühmliches zu erzählen. Der Herr von Bünau, wenn er von Weſenſtein in die Stadt fuhr, wußte es immer ſo einzu-

richten, daß er eine Mahlzeit davon genießen konnte. Jetzt war er lange nicht im Hemmschuh geweſen, obſchon ſein Schloß, wenn man den Richtſteig über den Berg einſchlug, kaum eine halbe Stunde weit entfernt war. „Das iſt ein leutſeliger Mann, der Herr von Bünau,“ plauderte die Frau. „Kennen Sie ihn? Sonſt iſt er manchmal hier zu treffen und das wäre eine Geſellſchaft für Sie. Oder kennen Sie das Fräulein von Zedlow, die Tochter des Präſidenten — iſt das ein ſchönes Mädchen geworden, ein Geſicht wie Milch und Blut — die jetzt gerade zum Beſuche in Weſenſtein drüben iſt? Ihr Kutſcher kehrte im Vorüberfahren hier ein. Die Kutſcher behaupten, hier würde der beſte Kümmel von Dresden bis Prag geſchenkt. Wenn ich ſehe wie er abgeht, da muß ich faſt glauben, daß es wahr iſt.“

So wenig Aufmerkſamkeit der Lieutenant den Mittheilungen der Wirthin bisher geſchenkt hatte, ein deſto dankbarerer Zuhörer ward er jetzt. Er ließ ſich den Fußweg nach Weſenſtein auf das Genaueſte beſchreiben, denn er ſchien entſchloſſen, ſogleich nach dem Eſſen dorthin aufzubrechen. War er es doch ſeiner Aufgabe ſchuldig, den wichtigen Thalgrund kennen zu lernen. Indeſſen ruhte das Pferd aus und wenn er von ſeiner Wanderung zurückkehrte, konnte er ſogleich zum Zurückritte nach Dresden ſatteln laſſen.

Der Lieutenant beendigte eben ſeine Tafel und Roſine beeilte ſich, das Tuch wieder wegzunehmen, als ein Reiſewagen in den Hof rollte. Der Hausknecht kümmerte ſich natürlich nicht eher um die neue Erſcheinung, bis ihm das unerläßliche Zeichen aus dem Schubfenſterchen ertheilt worden war, welches diesmal ſehr ſchnell erfolgte. Kurz darauf traten Jellen und Niklas in die Gaſtſtube. Der Thürhüter ſtützte ſich auf einen Stock und Jellen führte ihn am Arme. Sein Leiden war offenbar noch keineswegs gehoben, es war für den Augenblick nur zurückgedrängt worden durch ein Mittel des Arztes entweder, oder durch die geiſtige Aufregung und den ſtarken Willen des Gichtkranken.

„O meine vergnügten Tage," rief Niklas, als er trotz der doppelten Unterſtützung nur gekrümmt und in kurzen, ungleichen Schritten daher zu wanken vermochte, „Frau Wirthin vom Hemmſchuh, wie finden wir uns wieder! Ja, was Euch anlangt, da iſt keine Noth zu erkennen. Ihr ſitzt hinter Euern Flaſchen und Krügen voll und ſtraff wie eine aufgeblühte Roſe am Stengel. Aber ich armer, hinfälliger Mann — was iſt aus mir geworden! Der erſte Schritt, ſag' ich Euch, Frau Wirthin, der erſte Schritt von meinem Schmerzenslager führt mich hierher. Es war ein Wagſtück, aber es mußte unternommen werden. Habt Ihr noch von dem ſtarken braunen Stolpener Biere, wie vor fünf Jahren,

wenn ich von Pillnitz zu einem Abendtrunke zu Euch herüberkam? Nur meines Begleiters wegen frag' ich darum, denn ich ſelbſt — o meine vergnügten Tage — ich ſoll die Worte Bier, Wein, Branntwein kaum ausſprechen, geſchweige denn daß ich nur einen Tropfen genießen dürfte."

Die Frau war durch die Ankunft ihres alten Bekannten ſo angenehm überraſcht, daß ſie hinter dem Schenktiſche hervorkam und dem Thürſteher die Hand zum Gruße reichte.

„Schreckliche Zeiten, Niklas, aber auf das Stolpener Bier halt' ich doch noch, es ſoll ſogleich eine Flaſche davon aus dem Keller gebracht werden. Nun, auch mit Euch wird's wieder beſſer gehen, wenn anders die Aerzte helfen können. Etwas abgefallen am Körper, aber noch munter am Geiſte, wie ich hoffe. Da nehmt den Schemel neben dem Herrn Offizier — es iſt eine gute Weile vergangen, ſeit wir kein Körnchen Salz mit einander gegeſſen! Wollt Ihr etwa Eurer geſchwollnen Füße wegen in's Bad nach Teplitz hinauffahren? Es iſt freilich ſchon ſpät im Jahre."

„Der Herr hier nur fährt weiter. Ich gehe nach Dresden zurück —" erwiederte Niklas, der den Stock, auf den er ſich lehnte, mit dem runden Arme der Wirthin vertauſcht hatte und von ihr und Jellen glücklich nach dem Sitze an der Schenkbühne hingeleitet ward,

den Leopold Schmidt räumte. „Ich bin herausgekommen, um einer Sache beizuwohnen, bei welcher die Gegenwart eines Mannes von Autorität vielleicht von Nutzen ſein kann. Davon nachher, wenn's erſt ſo weit iſt. Es ſoll kein Geheimniß für Euch bleiben, Frau Wirthin, wahrhaftig kein Geheimniß. Alles, was ich wünſchte wäre, daß ich etwas bei Euch verzehren dürfte. Aber was einmal verboten iſt, muß ich am Ende doch wohl unterlaſſen.“

„Hat der Offizier, der eben fortging, noch etwas im Gaſthofe zu ſchaffen?“ fragte Jellen, indem er bemerkte, daß Schmidt ſeinen Mantel auf der Bank zurückließ.

„Es iſt auch noch ein Pferd von ihm im Stalle und ich denke, er will einen Spaziergang nach Weſenſtein machen, denn ich mußte ihm den Weg dorthin beſchreiben.“ —

„Was kann es uns verſchlagen, ob er hier bleibt oder ob er geht? Der Wirth zum Hemmſchuh iſt Erb- und Lehnrichter im Orte und wenn es irgend eines Beiſtands bedürfen ſollte, ſo können wir uns auf ihn verlaſſen. Außer ihm hat hier Niemand zu gebieten. Ihr blickt mich verwundert an, Frau Wirthin, — nur Geduld, bis ich Euch unſer Geſchäft erklären kann.“

Jellen war vorſichtiger, oder ängſtlicher als Niklas. Unter dem Vorwande, etwas aus dem Wagen zu holen,

begab er ſich in den Hof und beobachtete dabei den Lieutenant. Der Schritt deſſelben kam ihm zu haſtig für einen Spaziergänger vor. Er behielt den Offizier im Auge, bis dieſer hinter dem Dorfe verſchwunden war und nach einer Weile wieder am Rücken des Berges erſchien, hinter welchem Weſenſtein liegen ſollte.

Niklas hatte während dieſer Zeit der Wirthin eröffnet, was die Abſicht ſeiner Gegenwart ſei. Er ſagte ihr, der Herr mit dem er gekommen, ſollte eine Dame nach Böhmen zurückholen, die dort aus dem Kloſter entflohen ſei. Um alles Aufſehen zu vermeiden, werde die Verhaftung der ungehorſamen Nonne nicht in Dresden, ſondern hier vollzogen, wohin ſie eine Fahrt zu unternehmen veranlaßt worden ſei.

„Ihr ſeid zwar katholiſch, Niklas,“ bemerkte die Wirthin, „aber ich dächte, es müßte Euch dauern, das arme junge Leben um ſeine Freiheit zu bringen. Es ſoll gar traurig in den Klöſtern hergehen. Wenn ich etwas über Euch vermag, ſo zieht Eure Hand von der Sache zurück. Und ſollte das verfolgte Mädchen wirklich nicht zu retten ſein, müßte ſie durchaus in den alten Zwang zurückkehren — ſo wäre mir's ſehr lieb, wenn mein Gaſthof nicht dazu diente, ſie in's Unglück zu ſtürzen.“

„O meine vergnügten Tage! Als wenn es auf uns ankäme, auf mich, oder auf Euch, oder ſelbſt auf

meinen Begleiter, was aus der Nonne werden ſoll! Da haben ganz andere Leute, als wir, die Befehle dazu gegeben," entgegnete Niklas. „Wir können nichts thun, oder unterlaſſen, als was unſere Schuldigkeit iſt. Verhaltet Euch ganz ſtill bei dem Vorfalle, wenn ich Euch rathen darf. Auch iſt die ungetreue Nonne nicht ſo jung mehr, als Ihr zu vermuthen ſcheint. Sie hat ferner das Gelübde nicht als ein unverſtändiges Kind abgelegt, und es war eine große Sünde von ihr, ihren Eid zu brechen. — Sagt mir, liebe Freundin, wo iſt Euer Mann, wenn wir ſeiner etwa benöthigt ſein ſollten."

Die Wirthin zum Hemmſchuh bemerkte ſehr naiv, daß ſie noch nicht wiſſe, ob ſie es ihrem Manne überhaupt erlauben werde, ſich mit der Sache zu befaſſen. Niklas ward ernſtlich erzürnt durch den Widerſtand, der von ſo unerwarteter Seite kam.

„Wollt Ihr Euch und Euern Mann in's Verderben ſtürzen? Der Graf Brühl iſt's, auf deſſen Geheiß die Dame nach Böhmen geführt wird. Und ich denke, Ihr wißt, was es zu bedeuten hat, meinem Herrn entgegen zu ſein. Wo iſt Euer Mann?"

„In der Scheuer — ich will ihn herrufen, wenn Ihr ihn durchaus ſprechen müßt."

„Wartet, bis ich mich mit jenem berathen habe" —

ſagte Niklas, auf Jellen hinweiſend, der eben in der Thür erſchien.

„Der Offizier iſt wirklich auf dem Wege hinweggegangen, den Ihr angabt, Frau Wirthin,“ warf Jellen leicht hin, „was hat er in der Gegend umherzuſtreifen?“

Der Beſitzerin des Hemmſchuh's fehlte es durchaus nicht an Scharfſinn. Sie merkte, daß Niklas' Begleiter von der Nähe des Offiziers beläſtigt ward. Sie ſuchte dieſen Eindruck zu verſtärken, und antwortete daher: „Er hat wohl Mannſchaften aufzuſuchen. In einem benachbarten Dorfe, in Weſenſtein ſelbſt, iſt, wie ich hörte, eine öſterreichiſche Compagnie eingerückt.“ Aus dem betroffenen Blicke, den Jellen mit Niklas wechſelte, ſah ſie, daß ihre Lüge wirkte.

„Es iſt kein Zweifel, daß jeder öſterreichiſche Soldat die Befehle ſeiner vaterländiſchen Behörden eher in der Ausführung unterſtützen, als deren Vollziehung hindern würde,“ ſagte Jellen nach einer Pauſe und die Wirthin ſchloß aus der Länge derſelben, daß dieſe Ueberzeugung viel weniger feſt war, als ſie ſich darzuſtellen ſuchte. „Um aber hier jeden Anſtoß zu beſeitigen, will ich dem Ortsrichter meine Papiere vorzeigen und ſeinen Beiſtand für alle Fälle in Anſpruch nehmen. Habt Ihr den Mann herbeſtellen laſſen?“

„Ich hole ihn ſogleich,“ entgegnete die Wirthin und rollte ihren Körper mit großer Behendigkeit aus dem

Zimmer. Nach dem, was ihr Niklas über die Stellung des Grafen Brühl zu der Angelegenheit eröffnet hatte, — und ſie hielt den Thürſteher des Miniſters eher für den Stellvertreter des Miniſters, als für eine bedeutungsloſe und untergeordnete Perſon, — ging ihr allerdings kein Zweifel weiter bei, daß ihr Eheherr ein fügſames Werkzeug des hohen Verlangens ſein müſſe. Allein aus weiblichem Mitgefühl war ſie durchaus gegen das Vorhaben und ihr Abſcheu wuchs durch die Wahl des Ortes, wo es ausgeführt werden ſollte. Ihr Gaſthof ſollte ihrem Willen gemäß für Niemanden ein gefährlicher Hinterhalt werden. Wie ſie dies abwenden könnte, wußte ſie freilich nicht. Aber nachdem ſie ihren Mann aus der Scheuer in die Gaſtſtube geſchickt hatte, ging ſie deshalb mit ſich zu Rathe. Das Beſte ſchien ihr augenblicklich, den Offizier zurückholen zu laſſen. Dies war ein Mittel, wodurch die Verpflichtung ihres Mannes nicht bloßgeſtellt und wenn ſie die Beſorgniß Jellen's nicht überſchätzt hatte, der Zweck doch vielleicht erreicht ward. Der Hausknecht konnte die Sendung nicht übernehmen, dazu war er zu einfältig und überdies weder im Hofe noch im Stalle zu entbehren. Beſſer ſchien ſich die Magd, die dem Offiziere das Eſſen vorgeſetzt hatte, für den Auftrag zu ſchicken. Auch konnte ihre Abweſenheit nicht auffallen. Roſine befand ſich alſo bald darauf, nachdem die Wirthin mit

ihrem Plane einig geworden, auf dem Wege. Sie hatte ſich kaum ſo viel Aufenhalt gegönnt, um ihr rußiges Küchenkleid mit einem geſtreiften Friesrocke zu vertauſchen.

Die übrigen Gäſte des Hemmſchuhs hatten ſich nach und nach entfernt. Niklas und Jellen ſaßen allein im Zimmer, die Wirthin hinter ihrer Schenkbühne und der Wirth ging zwiſchen beiden Parteien hin und her.

„Denke Dir, Frau,“ ſprach er leiſe, indem er eine Flaſche über einem Kruge leerte, denn Niklas hatte der Verſuchung nicht lange widerſtanden, das Erzeugniß der Stolpener Brauerei zu koſten, worauf er ſo herzhaft mit Jellen davon zechte, daß der Krug ſchon mehrmals von Neuem hatte gefüllt werden müſſen, „denke Dir, es iſt eine Gräfin, die ſie hier erwarten. Ich habe den Namen deutlich in dem Steckbriefe oder was es iſt geleſen, den mir der fremde Herr zeigte.“

„Iſt es denn ein ordentlicher Steckbrief, ein ſolcher, worauf Jemand verhaftet werden muß, ohne daß es eine Ausflucht für ihn gibt,“ flüſterte die Frau dagegen.

„Ich ſage Dir, Marlieſe, ein Papier mit drei Siegeln, worunter ein kaiſerliches.“

„Da wird auch der Offizier nichts ausrichten,“ dachte die Wirthin, die mit jeder Minute die Rückkehr ihrer Vertrauten erwartete. „Eine ſchwere Ueberwindung

wird mich's koſten, dem Jammer beizuwohnen. Wenn ſie nur nicht gerade den Hemmſchuh damit in Verruf brächten."

„Etwas flinker, Richter," rief Niklas, der nach der langen Diät diesmal billiger zu einem Rauſche gelangte, als es ihm ſonſt wohl geſchah. „Wenn der Wagen nicht bald in den Hof fährt, bin ich ein verlorner Mann. Ich ſchwemme alle Medizin und Geneſung in dieſem ſchwarzen Getränke hinweg. Das wird morgen eine Angſt und ein Leiden für mich ſein!" Er ſchüttelte ſich, vor der troſtloſen Erwartung zurückſchaudernd, und ermuthigte ſich darauf wieder durch einen deſto tieferen Zug.

Die Luft im Zimmer war nicht blos körperlich dick und ſchwül. Die beiden Genoſſen wurden auch durch das Trinken nicht fröhlich. Sie ſtellten ſich luſtig, indeß ihnen das Herz vor bänglicher Erwartung immer beklommener ſchlug, je länger die Erwartung währte. Der Richter ſchob ſeine Mütze, die er auch im Zimmer nicht vom Kopfe nahm, verlegen bald über die Stirn, bald hinter die Ohren hinab. Die Wirthin horchte auf die Schritte der Magd, Niklas und Jellen lugten durch die mit Schweiß belegten Fenſter über die Straße hinab.

„Sollte ſie ihn genarrt haben?" murmelte der Böhme, indem er ſich wieder auf den Schemel ſetzte,

den er verlaſſen hatte, um in's Freie hinauszuſehen. „Da der Wagen ſo lange bleibt, zweifle ich faſt —"

„Haben wir nicht Mondenſchein? Die Fahrt hat ſpät begonnen, weil man ſie bis in die Nacht hinein verlängern kann."

„Es ſteht nicht ein Achtel am Himmel. Aber wenn ich nur erſt mit meiner Ladung in Ordnung bin, ſo ſoll mich die Dunkelheit nicht abhalten, noch vor Mitternacht auf ſicherem Grund und Boden einzutreffen."

„Auf glückliches Gedeihen unſeres Werkes!" lud Niklas ein und bot ſeinen Krug zum Anklingen dar.

„Wenn ich nur erſt mein eigener Herr und die Vermittler und Zwiſchenleute los bin!" grollte Jellen. „Da iſt keine Pünktlichkeit, keine Präciſion in den Anſtalten. Ich konnte ausſpannen laſſen, wenn wir geahnt hätten, daß wir hier noch ſtundenlang aufpaſſen müßten." — „Sie kommt," ſprach der Richter, der am Fenſter ſtand. „Vier Iſabellen vor dem Wagen, vorauf ein Vorreiter. Ein fürſtlicher Poſtzug könnte nicht ſtattlicher ſein."

„Sie kommt," wiederholte Niklas mit einer Gebehrde, die eher dem Schrecken, als etwas Anderem glich. „Jetzt, Richter, erfüllt Eure Pflicht, und wenn der Herr in Güte nichts bei der Dame vermag, ſo helft ihm, Zwang anwenden."

„Wird hoffentlich nicht von Nöthen ſein," fiel

Zellen ein, der ſich für den Augenblick der Entſcheidung mit ſeiner ganzen Frechheit wappnete. „Mein Burſche ſoll ſich auf den Bock ſetzen und die Pferde faſſen, daß ſie den Augenblick anziehen können. Geht und vermögt die Gräfin, aus dem Wagen zu ſteigen, das Andere wird ſich von ſelbſt finden, das heißt, daß ich ſie in meinen Wagen nöthige.“

Der Vorreiter, ein Reitknecht Mirzach's, ſprengte in den Hof. Der Wagen folgte, aber die Gräfin von Alzau ſaß nicht allein darin. Der Hauptmann, der den Wagen zu Pferd hatte begleiten wollen, war von ihr veranlaßt worden, den Platz im Wagen mit ihr zu theilen. Er hatte nicht ausweichen können. Farblos, ſtumm, mit ungewiſſem Blicke, ſaß er neben der Stiftsdame. So wie der Wagen im Hofe hielt, ſprang er heraus und eilte in das Haus. Er gab vor, daß ihn ein plötzliches Unwohlſein ergriffen habe.

Die Wirthin war an die Säule der Thüre getreten, die in den Hof führte. Sie ließ Mirzach an ſich vorübergleiten, ohne auf ihn zu achten. Ihre ganze Aufmerkſamkeit hing an dem Wagen und wenn ſie ihr Auge einmal anderswohin richtete, ſo war es auf den Berg hinter dem Dorfe, um den Weg zu überblicken. Zu ihrem ſchmerzlichen Erſtaunen ſah ſie die Geſtalt der Magd von der Anhöhe herabkommen, ohne einen

männlichen Begleiter. „Sie hat ihn verfehlt!“ ſeufzte ſie und ſchlug unwillkürlich die Hände zuſammen.

„Es iſt ein Herr gegenwärtig,“ ſagte der Richter, ſich dem Kutſchenſchlage nähernd, „der Ew. Gnaden in einer dringenden und geheimen Sache zu ſprechen wünſcht. Wäre es Ihnen gefällig, auszuſteigen?“

Die Wirthin hatte die Verabredung ſelbſt mit angehört, dennoch war ſie jetzt entrüſtet, ihren Mann an dem Anſchlage Theil nehmen zu ſehen. Die Gräſin hatte ihr mit einem freundlichen Gruße zugenickt. Es hätte deſſen nicht bedurft, um die Abneigung der braven Frau in Empörung zu verwandeln. Als die Dame auf das Anſinnen des Dorfrichters erwiederte:

„Seit wann iſt es Sitte, daß die Herren, anſtatt ſelbſt zu erſcheinen, die Damen zu ſich beſcheiden? Sagt Eurem Auftraggeber, lieber Freund, daß ich den Wagen nicht verlaſſen werde, ſo artig auch das Gehöfte iſt, und wie ſehr es mich unter anderen Umſtänden zu einer Einkehr verlocken würde.“

Wenn noch etwas an den Gefühlen der Gebieterin des Hemmſchuhs zu vollenden war, ſo gewann die Gräſin durch die kleine Schmeichelei den unzweifelhafteſten Sieg.

„Ja wohl, meine ſchöne, gnädige Gräſin,“ rief die Wirthin heranſchreitend und bohrte ſich durch die kleine Gruppe von Perſonen, die den Wagen umringten, eine

Bahn, wie ſie für ihren Körper erforderlich war. „Der Hemmſchuh iſt ein Haus, welches ſich Ihrer Einkehr nicht zu ſchämen hätte, denn ich führe das Regiment, daß Alles im ordentlichen, reinlichen Zuſtande erhalten wird für den Beſuch hoher und niedriger Herrſchaften, wie ſie von der Straße kommen. Aber anſtatt auszuſteigen, würd' ich Ihnen eher rathen, Ihren Wagen umwenden zu laſſen — ein geſchickter Kutſcher thut's inmitten auf dem Hofe, wie ich manchmal geſehen habe — und damit nach Dresden zurückzufahren, ſo raſch die Pferde laufen können. Denn es iſt nichts Gutes, was der Herr, von dem mein Mann ſprach, mit Ihnen im Sinne hat."

Die Gräfin horchte mit einer erſtaunten Gebehrde zu, als verſtände ſie die Worte der Wirthin nicht.

„Wollen Sie mir wohl ſagen, wovor Sie mich eigentlich warnen, liebe Frau?"

„Vor einem Pfaffen, einem Menſchenfänger — und wenn ich mich um den Hals rede, ich kann's Ihnen nicht verſchweigen. Graf Brühl iſt zum Glück in Warſchau und der König desgleichen. Es wird nicht gleich um den Kragen gehen."

Wie verwirrt auch dieſer Satz erſcheinen mochte, ſo erkannte doch die Stiftsdame, daß eine wahrhafte und große Beſorgniß auf den Zügen der Rednerin zu leſen war. Dennoch ſträubte ſich ihr Bewußtſein wider den

Gedanken an einen Verrath und eine mittelſt deſſelben beabſichtigte Gewaltthat.

„Melde Er dem Herrn Grafen, daß ich ſeiner Rückkunft entgegenſehe," ſagte ſie dem Bedienten und befahl dem Kutſcher, mit dem Wagen umzulenken. Denn wenn Mirzach krank war, mußte der Beſuch in Weſenſtein ſchon deshalb unterbleiben. Allein an der Art, wie ihr Befehl aufgenommen ward, bemerkte ſie in der That, daß etwas Außerordentliches vorgehen müſſe. Die Lakaien ſtarrten einander mit albernen Mienen an. Sie waren verlegen und ungewiß, wem ſie gehorchen ſollten und zugleich kam Jellen aus dem Hauſe. Er ging keck an den Wagen und erſtieg den Tritt deſſelben, um in einer deſto größeren Nähe mit der Gräfin ſprechen zu können.

„Um Ihrer Ehre und der Ehre Ihrer Familie willen," ſprach er, „gehorchen Sie ohne Widerſtand, hochwürdige Frau. Ich bin von Ihren geiſtlichen Obern nach Sachſen geſchickt worden, mich Ihrer Perſon zu bemächtigen. Dort ſteht der Wagen, in welchem ich Sie ſofort nach Prag begleiten werde."

„Was drängen Sie ſich ſo frech in die Kutſche? Ich bin in Sachſen und unter dem Schutze ſächſiſcher Geſetze. Ihr Vorgeben iſt unwahr, und wenn es wahr wäre, ſo würde ich gegen einen erſchlichenen Befehl proteſtiren, möchte er von wem immer ausgegangen ſein."

Jellen wich trotz der beſtimmten Zurückweiſung der Dame nicht eine Linie weit zurück, ſondern indem er ſich noch tiefer in das Innere des Wagens beugte, entfaltete er ſehr ruhig ein Papier, welches er aus der Bruſttaſche zog, um es der Gräfin zum Leſen hinzureichen. Er führte dies ſo vorſichtig aus, als fürchte er, die Gräfin könne ihm den Verhaftsbefehl zu entreißen und denſelben zu vernichten verſuchen.

Thereſe blickte einige Secunden feſt auf das Papier; nachdem ſie geſehen hatte, daß es eine in bündigſter Form vollzogene Urkunde war, ſtieß ſie das Document zurück und rief den Bedienten zu:

„Bringt mir den Grafen herbei — oder thun Sie es, liebe Frau. Mein Vetter iſt doch Kavalier, noch mehr, er iſt ein Menſch. Nimmermehr kann er zugeben, daß ich als das Opfer dieſer ſchändlichen Niederträchtigkeit falle.“

„Gnädige Frau,“ verſetzte Jellen mit der Gelaſſenheit eines durchweg fühl- und ſchamloſen Gemüths: „wäre der Wunſch Ihrer kirchlichen Vorgeſetzten, Sie aus dieſem ketzeriſchen Lande, von deſſen Gifte Sie leider nicht unberührt geblieben ſind, zu entfernen, eine Niederträchtigkeit, wie Sie ſich auszudrücken belieben, ſo würde der Herr Graf von Mirzach ganz gewiß der Letzte ſein, Sie dagegen zu vertheidigen. Denn mit ſeinem Vorwiſſen, ja auf ſeine Beſtellung bin ich hier.“

Jellen wartete einen Augenblick auf die Wirkung ſeiner Worte, ehe er fortfuhr: „Werden Sie dem Befehle, den ich Ihnen zu präſentiren das Vergnügen habe, gehorchen, oder wollen Sie die Mittel kennen lernen, durch die Ihr Gehorſam erzwungen werden könnte?“

Bis hierher war es Jellen noch nicht gelungen, den moraliſchen Muth Thereſens zu brechen. Sie war fürchterlich beſtürzt, aber nicht beſinnungslos und von einer eher kalten als glühenden Entrüſtung.

„Ich werde gegen den Befehl, den Sie in Händen haben, Berufung einlegen,“ verſetzte ſie. „Bis ich das Reſultat dieſer meiner Vorſtellungen an die Behörde abgewartet, bleibe ich in Sachſen.“

„Ich bin verpflichtet, mich Ihrer Perſon zu verſichern. Frau Gräfin Thereſe von Alzau, Sie ſind meine Gefangene —“ erklärte Jellen und faßte mit ſeiner Fauſt nach dem Arme der Gräfin. Die Dame zog ſich, wie vor der Annäherung einer Schlange, vor ſeiner ausgeſtreckten Hand zurück und ſtieß einen gellenden Schrei aus, als ſie ſich von derſelben gepackt fühlte. Jellen kehrte ſich nicht daran, ſondern trieb ſeine Rohheit ſo weit, ſich anzuſtrengen, um die Gräfin mit Gewalt von ihrem Sitze und aus dem Wagen zu ziehen. Allein plötzlich gewahrte er, daß er den Körper einer Ohnmächtigen mißhandle und ein Centnergewicht, welches ſich an die Schöße ſeines Rocks hing, nöthigte ihn,

vom Tritte des Wages herabzuſteigen. Erboſt blickte er um ſich. Es war die Wirthin des Hemmſchuhs geweſen, die ihn durch die Laſt ihres Körpers zu ſeiner rückgängigen Bewegung gezwungen hatte und die ihn jetzt mit der Stärke eines Mannes auf die Seite drängte, um ſelbſt auf den Kutſchentritt zu gelangen.

„Die arme Dame iſt ſtarr und leblos. Ihr habt ſie ermordet, umgebracht habt Ihr die zarte Frau — und ſolch' einen Gräuel muß ich im Hofe meiner guten Schenke erleben? Herzu, Ihr Maulaffen," fuhr die Wirthin zu Knecht und Magd gewendet fort, „und legt Hand an, daß wir das arme unglückliche Lamm in ein Zimmer, auf ein Bett tragen. Könnt' ich meinen Körper durch die Thüre dieſes vergoldeten Gehäuſes bringen, ſo hätt' ich die Dame längſt heraus. Iſt das eine Behandlung für eine Perſon von Stande? Ziemt Euch ein ſolches barſches Weſen? Du ſchleppſt einen Scheffelſack des beſten Weizens auf den Oberboden, Claus, Du wirſt auch die gnädige Frau bis in meine Kammer hinauf tragen, ohne ihr weh' zu thun."

Jellen ſchüttelte den Lehnrichter an den Schultern: „Jagt Euer Weib weg! Verbietet ihr, ſich in unſere Händel zu mengen. Auf Euern Kopf die Verantwortung, wenn ich nicht in den nächſten fünf Minuten mit der Gefangenen aus Euerm Hofe fahre."

Aber Jellen verkannte die Verhältniſſe, wenn er dem

Manne die Kühnheit zutraute, ſeiner überwiegenden Ehehälfte die Gegenpart zu halten. Der Dorfſchulze begnügte ſich, ſeiner Frau ein ſanftes und warnendes „Marlieſe“ zuzurufen, was ohne alle Beachtung blieb, während Claus und Roſine auf den leiſeſten Wink der Wirthin gehorchten und die Gräfin von Alzau ſchon aus dem Stuhlwagen hoben. Jellen ſprang hinzu und befahl, die Dame anſtatt in's Haus in ſeinen Wagen zu tragen.

„Daß Ihr Euch nicht etwa auch an mir vergreift!“ ſprach Marlieſe, indem ſie bereit ſchien, die fernere Unverletzbarkeit der Gräfin mit ihrer eignen Fauſt zu vertheidigen, „und es nützt Euch nichts, wenn Ihr die Kutſcher und Bedienten gegen mich hetzt. In der Scheune habe ich vier Dreſcher ſtehen. Sie würden es mit einer ganzen Bande Euerer geſchniegelten und friſirten Puppen aufnehmen.“

„Aber Marlieſe, der Herr hat mir den Befehl vorgezeigt,“ erinnerte der Dorfbeamtete mit beſcheidener Stimme, „und Niklas droht uns mit der Ungnade ſeines Herrn. Wenn er ſich nur heraus bewegen könnte, — Du ſollteſt ihn fluchen hören!“

„Ungnade hin, Fluchen her,“ ſagte die entſchloſſene Wirthin. „So lange die Dame geſund und lebendig war, hätt' ich mich nicht thätlich in das Verfahren gemiſcht, wie hart und unchriſtlich ich es auch von allem Anfange her fand. Aber jetzt, wo die Frau Gräfin

eher einer Leiche, als einer Perſon gleicht, der man eine Reiſe zumuthen kann, laß ich ſie nicht aus dem Hemmſchuh, bis ſie ihr Bewußtſein und ihre Sprache wieder erlangt hat. Du magſt handeln, wie's recht iſt, aber mich ſollt Ihr nicht hindern, zu thun, was ich für billig halte."

Die Dreſcher, deren Frau Marlieſe vorhin gedachte, waren ungerufen näher und näher gekommen, denn die Erſcheinung des vierſpännigen Wagens mit dem Vorreiter hätte des ungewöhnlichen Ereigniſſes, welches hinzutrat, nicht bedurft, um ihre Neugier zu feſſeln. Dazu hatten ſich einige Zeugen von der Straße oder aus dem Dorfe geſellt. Unter dem Schutze dieſer Umgebung ließ die Wirthin, allen Widerſpruchs ohnerachtet, die Dame in's Haus und in die Kammer tragen, wo ihr mächtiges Himmelbette ſtand.

12.

„Das iſt eine preiswürdige Ordnung, die in dieſem Lande herrſcht," höhnte Jellen, als er in die Wirthsſtube zu Niklas zurückkehrte, „und ich bin Euch ſehr dankbar, Herr Portier, für die Art, wie Ihr Euerem Anſehen Geltung verleiht."

„Wenn ich nicht wie angeſchmiedet auf dem Schemel ſitzen müßte! Der Krieg hat die Leute verwildern laſſen. Sie haben keinen Reſpekt mehr vor ihrer Obrigkeit. Nicht einmal den Krug haben ſie mir wieder gefüllt."

„Was iſt der Grund der Verzögerung Ihrer Abreiſe?" fragte der Graf Mirzach, der ſich bei den Beiden einfand. „Sie ſind der Herr Jellen, den man nach der Frau Gräfin ausgeſchickt hat, wie ich vermuthe. Ich brachte Ihnen meine Muhme an Ort und Stelle. Weshalb übernehmen Sie die Dame nicht zur Weiterbeförderung, wie es beſprochen war?"

Der Angeredete erzählte dem Grafen, was vorgegangen.

„Der verunglückte Verſuch würde von unberechenbaren Folgen ſein. Wir dürfen nicht dabei ſtehen bleiben. Die Ohnmacht der Gräfin iſt ein Zwiſchenfall, auf den man hätte gefaßt, für welchen durch einen weiblichen Beiſtand hätte geſorgt ſein müſſen. Wenn die Stiftsdame ihre Freiheit behauptet, welch' eine unverſöhnliche Feindin würde ſie ſein.“

„Schaffen mir Ew. Gnaden das eigenſinnige Weib von Wirthin vom Halſe und die Weiterreiſe hat nicht die mindeſte Schwierigkeit.“

„Man müßte ihr Geld bieten. Oder ſollten Drohungen beſſer wirken?“

„Ich weiß es nicht, denn alle meine Kenntniß der Verhältniſſe iſt mir durch jenes Bierfaß zugekommen,“ verſetzte Jellen auf Niklas deutend. „Der Wirth iſt ein vernünftiger Vorſtellung zugänglicher Mann. Aber die Frau hat ein Bündniß mit dem Teufel geſchloſſen. Etwas Halsſtarrigeres, Anmaßenderes und Herausforderndereres gibt es nicht, als jenen Drachen.“

„Und Osgualda, der vielleicht Rath wüßte, iſt wirklich in der Stadt zurückgeblieben?“

„Er hat die größte Urſache dazu, ſich im Verborgnen zu halten. Ueberdies ſteht ein Pferd drüben im Stalle, ein Schimmel beſter Raçe. Sein Reiter, ein Offizier, der vorhin erſt zu Fuß den Gaſthof verließ, kann jeden Augenblick zurück ſein. Aber zum Glück

tragen Ew. gräfliche Gnaden, wie ich eben bemerke, dieſelbe Regimentsuniform. Er würde uns alſo eher zur Hilfe, als zuwider ſein.“

„Ein Fliegenſchimmel, nicht wahr? Das iſt mein Unſtern, daß ich den Fuß nicht fortſetzen kann, ohne auf dieſen heilloſen Menſchen zu treffen. Ich kenne den Reiter. Wenn Sie Ihre Abreiſe mit der Stiftsdame nicht bewerkſtelligen, bevor er zurück iſt, wird er ſie ganz vereiteln.“

Jellen forſchte nicht erſt nach weiteren Erklärungen. Er ſah die Wirthin in's Zimmer treten, ging ihr entgegen und ergriff ſie bei der Hand:

„Ihr wollt der Dame wohl, der Ihr Euch gegen mich annehmt? Dann werdet Ihr das Schickſal derſelben nicht zu verſchlimmern beabſichtigen. Ihr thut das, indem Ihr meine Abreiſe mit ihr zu verhindern ſucht. Von ihrem Gehorſam, und ihrer früheren oder ſpäteren Ankunft in Prag hängt die Beſtimmung ihres Looſes ab. Sträubt Euch nicht zu Eurer eignen und zu ihrer Gefahr. Der Herr Offizier hier, der im Begriffe iſt, nach Dresden zurückzukehren, befiehlt Euch, um Eures Eigenthums, Eures Lebens willen von Eurem Widerſtande abzulaſſen, oder ein Commando von Kroaten trifft ſchon mit nächſter Nacht hier ſein.“

Die Kroaten waren der Schrecken des Landvolks, die gefürchtetſten, weil zügelloſeſten Truppen des ſieben-

jährigen Krieges. Die Wirthin zum Hemmſchuh war eine gutmüthige und herzhafte Frau, aber keine Heldin. „Marlieſe,“ rief ihr Mann im Tone des Vorwurfs und Entſetzens bei der Ankündigung. Der Graf von Mirzach fügte mit einem herriſchen Ausdrucke und einem Schlage gegen ſeinen Degen hinzu:

„Die öſterreichiſche Schärpe ſcheint hier nicht im beſten Anſehen zu ſtehen. Ihr habt geſehen, mit wem die Dame ankam, und gehört, auf weſſen Befehl ſie verhaftet wird: Dennoch ſucht Ihr ſie zu vertheidigen und den Mann, der mit Ihrer Wegführung beauftragt iſt, auf alle Weiſe an der Erfüllung ſeiner Pflicht zu hindern. Meint Ihr, daß ein halbes Schock Kroaten hinreichen würde, Euch von Euerm Unrecht zu überzeugen, wenn ſie ſich auf etliche Tage hier in Hof, Scheuer und Keller legten?“

„Marlieſe,“ erklang der Angſtruf des Dorfrichters und Schenkwirths von Neuem.

„Ich habe einer Kranken meine Hilfe gewähren wollen, das war Chriſtenpflicht. Die Dame hat ſich jetzt etwas erholt. Da iſt der Schlüſſel zu der Kammer. Roſine iſt bei ihr. Mag denn geſchehen, was ich nicht abwenden kann. Gewalt geht vor Recht. Aber ich verſchließe meine Augen davor.“ Die Frau weinte, als ſie mit dem Schlüſſel ihre Einwilligung zur Wegführung der Dame ertheilte. Jellen ließ ſeinen Wagen

gerade vor die Hausthür rücken und ging, Thereſen abzuholen. Der Graf blieb im Gaſtzimmer zurück, aus Scheu ſowohl, dem Blicke ſeiner Muhme zu begegnen, als um die Wirthin gegen eine Sinnesänderung in Schach zu halten. Der Dorfſchulze begleitete Jellen, um ihm alle Unterſtützung zu leiſten. Die Furcht, die er vor den Kroaten hegte, würde ihn vermocht haben noch viel mehr zu thun.

Thereſe ſaß auf einem Stuhle, der vor dem Bette ſtand, als Jellen die Thür aufriegelte und eintrat. Sie war ſehr blaß, allein bei der Annäherung des Häſchers rötheten ſich ihre Wangen:

„So habt Ihr der Wirthin den Schlüſſel entriſſen — ich habe alſo keine Hilfe gegen die Gewalt mehr zu erwarten. Iſt's ſo, lieber Mann?“ fragte die Stiftsdame den Richter, der auf Jellen folgte. Dieſer zuckte mit den Achſeln und rückte an ſeiner Pelzmütze, indem er etwas von einer geſiegelten Urkunde und von Kroaten ſtotterte.

„Wollen Sie mir eine Unterredung mit meinem Vetter erlauben?“

„Er gerade iſt's, der am dringendſten auf Ihrer Abreiſe beſteht,“ entgegnete Jellen. „Ich habe keine Minute zu verlieren.“

„So halten Sie ſich entfernt von meiner Perſon, wenn Sie mich nicht von Neuem in Ohnmacht und

Krämpfe verfallen ſehen wollen. Ich werde mich meinem Geſchicke unterwerfen und mich nach Böhmen ſchleppen laſſen. Aber ich verlange, daß mich dies Mädchen begleitet und dulde Sie nicht im Innern des Wagens.“

„Die hochwürdige Frau verwechſelt in Dero Haſſe den Vollſtrecker des Befehls mit dem Urheber deſſelben. Wenn jedoch meine Nachgiebigkeit etwas zur Beſchleunigung unſerer Reiſe beitragen kann, ſo will ich nicht ſäumen, die Bedingung anzunehmen.“

„Roſine, Du gehſt alſo mit mir. Keine Zudringlichkeit, mein Herr,“ fuhr die Gräfin fort, als ſie bemerkte, daß Jellen mit einer Bewegung an ſie heranſchritt, als wolle er ihr den Arm reichen, oder ihre Hand erfaſſen. „Sie ſehen, daß ich freiwillig gehorche.“

Die Dame ſtützte ſich auf die Magd, die ihr lautlos zur Seite blieb. Mit feſtem Schritte ging ſie die Treppe hinab. Mirzach, der in der Hausflur gelauſcht hatte, ward von ihrer Ankunft überraſcht. Ehe er ſich zurückziehen konnte, hatte ihn die Gräfin entdeckt und ihm den Paß abgeſchnitten.

„Sie ſind ein ſehr unglücklicher Mann, Vetter, daß Sie ſich zu dieſem fürchterlichen Mißbrauche meines Vertrauens hergeben mußten,“ ſprach ſie zu ihm, ihren Blick auf ſein Angeſicht richtend. „Ich bedauere Sie, denn dieſer Vorfall wird einen unvertilgbaren Makel auf Ihr Leben werfen.“

„Nicht mir, Muhme, ſondern Ihrem geiſtlichen Stande haben Sie die Mißhelligkeiten zuzurechnen, die Sie treffen. Ich habe dies Verfahren nicht hervorgerufen.“

„Und was glauben Sie, daß die Folge davon ſein wird? Ihr ſeid ſchlechte Rechenmeiſter, und kennt mich ſehr wenig. Iſt es mir gelungen, die Pforten des Kloſters ſchon einmal zu durchbrechen, ſo werde ich auch den neuen Ränken, mit denen man mich umgarnt, nicht für immer unterliegen. Was mich nach Oeſterreich zurückcitirt, iſt nicht der Zweifel an meiner Rechtgläubigkeit, ſondern es iſt die Wittwerſchaft Sincere's und ſeine Anweſenheit in Sachſen. Aber zum Glück iſt meine Perſon zu beachtet, mein Name zu edel und mein Charakter zu entſchieden, als daß Ihr hoffen könntet, mich hinter den Mauern eines Gefängniſſes der Vergeſſenheit der Welt zu überliefern. Schlagen Sie das Auge zu mir empor, wenn Sie den Muth dazu haben, Graf von Mirzach, und hören Sie, daß nichts die Zwecke Ihrer Anverwandten ſo gewiß vereiteln könnte, als das Mittel, welches ſie gewählt, dieſe Zwecke zu ſichern. Sodann aber vernehmen Sie, daß ich Sie bitte, von einer ſo heimtückiſchen Handlungsweiſe abzuſtehen, Sie bitte, Vetter, darum beſchwöre und anflehe, ja Ihnen meine Verzeihung und das Verſchweigen Ihrer Heuchelei für dieſen Preis verſpreche.“

Aus der Stirn des Hauptmanns traten kalte Tropfen. Er war nicht unempfindlich weder gegen den Vorwurf Thereſens, noch wider deren Drohung. Aber die ſchlimme Saat war ſchon zu hoch aufgeſchoſſen, als daß ſie ſpurlos wieder hätte in den Boden umgeſtürzt werden können.

„Ich habe keine Theilnahme an Ihrer Verhaftung, als die Mitwiſſenſchaft und daß ich die Gelegenheit zu einer milden Form des Verfahrens bot —"

„Milde Form nennen Sie das? Ich bin thörigt, mit dem Unverſtande und der Bosheit zugleich zu rechten. Wo iſt der Wagen, der mich fortbringen ſoll? Eilen wir. Meine Mittel ſind erſchöpft."

Thereſe ging nach der Thüre, die in den Hof führte. Leopold Schmidt ſtand vor ihr. Beide blickten ſich bei dieſer unerwarteten Begegnung einen Moment lang erſtaunt an.

„Sie kommen zu einer Familienſcene, Herr Lieutenant, und ich erſuche Sie, ſich den Befehl vorweiſen zu laſſen, kraft deſſen mich mein Vetter und jener Herr in einem fremden Staate, deſſen Schutz ich ſeit Jahren genieße, verhaften und nach Oeſterreich wegführen will."

„Verhaftet hat," verſetzte Jellen. „Ueber dieſen Punkt iſt nichts weiter zu ſagen, hochwürdige Frau."

„Iſt der Befehl von dem Herrn General-Gouver-

neur Grafen von Macquire unterzeichnet?" fragte der Lieutenant.

„Wo ein Höherer im Range zugegen iſt, als Sie," fiel Mirzach ein, der ſich durch die Gegenwart Schmidt's von ſeiner Scham, Beſorgniß und Unſicherheit plötzlich erholte, „muß Ihre Einmiſchung verbeten werden."

„Lieutenant Schmidt, die Gegenzeichnung des Grafen Macquire fehlt der Urkunde," erklärte die Stiftsdame. „Sie iſt allein von einer öſterreichiſchen Civilbehörde in Wien genehmigt. Was hier geſchieht, geſchieht hinter dem Rücken des Herrn Gouverneurs."

„Weil es außerhalb des Feſtungsbereichs von Dresden geſchieht," erörterte Mirzach.

„Aber die gnädige Frau iſt eine in Dresden lebende öſterreichiſche Unterthanin. Wenn ſie den Schutz des Gouverneurs anriefe, müßte die Maßregel bis zu deſſen Entſcheidung ausgeſetzt bleiben."

„Hüten Sie ſich vor abermaliger Eigenmächtigkeit, Lieutenant. Nicht immer dürfte das Kriegsgericht Subordinationsvergehen ſo gelind beurtheilen, als jüngſt."

„Ich rufe den Schutz des Gouverneurs an," ſagte Thereſe, die den Wink ihres jungen Freundes raſch begriff und eben ſo raſch benutzte. „Sie ſind einer der Ordonnanzoffiziere des Herrn Generalfeldzeugmeiſters, und bürgen mir dafür, daß ich keinerlei Zwang erleide,

bevor der Herr von Macquire von der Angelegenheit Kenntniß erlangt hat.“

„So haben Sie die Gnade, Frau Gräſin, mich ſofort nach Dresden und zu dem Herrn General zu begleiten. Im Namen Sr. Excellenz fordere ich Sie dazu auf.“

„Sind Sie im Dienſte oder zufällig hier, Herr Lieutenant? Nur im Dienſte ſind Sie ermächtigt, ausdrückliche Befehle im Namen des Gouverneurs zu ertheilen, aber als Organ, nicht als ein Stellvertreter desſelben.“

„Ich bin im Dienſte, denn ich bin eines beſonderen Auftrages wegen hier. Was ich aber Namens Sr. Excellenz verfüge, habe ich vor dem Gouverneur und nicht vor Ihnen zu verantworten.“

Dieſe Erklärung hätte dem Grafen Mirzach wahrſcheinlich viel weniger genügt, wenn ſie nicht durch den vorigen Bundesgenoſſen der Stiftsdame, durch die Wirthin, auf das Erfreulichſte verſtanden und unterſtützt worden wäre. Die Ankunft des Lieutenants hatte ihre Hoffnung auf eine glückliche Wendung der Sache von Neuem angefacht. Marlieſe hatte ſelbſt die Androhung des Kroatencommando’s darüber hintangeſetzt und war ſogleich wieder von ihrer Schenkbühne hervor und auf den Schauplatz der Begebenheit getreten.

„Ich merkte es doch, daß eine ſolche Behandlung, wie ſie die gnädige Frau erfuhr, nicht in der Ordnung war. Nur gut, daß Sie noch zeitig genug von

Weſenſtein eintrafen. Hörſt Du Mann, der Herr Gouverneur weiß nichts von der ganzen Angelegenheit,“ rief ſie. „Wir haben ſeinen Zorn nicht zu befürchten, und ſelbſt Niklas am Zechtiſche drinnen iſt kleinlaut geworden, oder gar eingeſchlafen. Was Sie hier zu verfügen für gut finden, Herr Lieutenant, es ſoll pünktlich vollzogen werden, rechnen Sie auf mich, auf alle Männer im Hauſe, als ob Sie Ihre Compagnie bei ſich hätten.“

„Es bedarf nichts weiter, als daß Ihr der Frau Gräfin einen Wagen ſtellt, der ſie zurück nach Dresden bringt. Ich werde mich zu Pferde neben demſelben halten und jede fernere Unbill wird unmöglich ſein,“ entgegnete Schmidt auf dies Anerbieten.

„Dürfte ich meine hochwürdige Muhme erſuchen, von meiner Equipage auch für den Rückweg Gebrauch zu machen?“ ſprach Mirzach haſtig, der zu einem Entſchluſſe gediehen war und den einzigen Ausweg einzuſchlagen ſuchte, welcher ihm übrig zu bleiben ſchien. „Vergebens bemühe ich mich, mein Herz mit der Härte zu waffnen, welche dazu nöthig wäre, den Auftrag auszuführen, zu deſſen Uebernahme ich mich durch böſe Rathgeber verleiten ließ. Sie mißtrauen mir, weil ich Sie ſchon einmal zu täuſchen ſuchte. Ihre Papiere, Zellen — die Papiere mein' ich, die Ihnen die Vollmacht ertheilen, die hochwürdige Frau Priorin nach Wien zu führen. Geben Sie her, und“ — fuhr er

fort, indem er die Urkunde ergriff und in Stücke riß — „reiſen Sie allein nach Oeſterreich zurück! Möge Sie dies, theure Couſine, von der Aufrichtigkeit und Stärke meiner Reue überzeugen. Sie ſind frei und ich werde ſelbſt die ſchwerſte Rechenſchaft für dies gewaltſame Zerhauen des Knotens nicht ſcheuen.“

Thereſe ſchwieg.

„Reicht der Beweis nicht hin, Sie über meine Sinnesänderung zu vergewiſſern?“ fuhr Mirzach leidenſchaftlich erregt fort, „ſo befehlen Sie, was ich hinzufügen ſoll, um jeden Schatten von Verdacht aus Ihrer Seele zu ſcheuchen. Ich leugne es nicht, ich war verführt worden, den Plan gegen Ihre Freiheit zu unterſtützen, aber ich hatte nicht gemeint, daß es Ihnen ſo viel Ueberwindung koſten würde, für kurze Friſt nach Oeſterreich, zu Ihren Verwandten, Freunden und Ordensſchweſtern zurückzukehren. Ich hörte nur, daß Sie ſich geſträubt hätten, das Stift und die Kirche, deren Würden Sie tragen, ſo bald wiederzuſehen. Verzeihen Sie mir meinen Irrthum, verzeihen Sie mir, daß ich einen Augenblick wähnen konnte, ich würde es über mich vermögen, Sie in Unfrieden von mir ſcheiden zu ſehen. Sie laſſen ſich in der That ſchon etwas zu lange in Ihrer Heimath vermiſſen und die Kirche grollt Ihnen deshalb wohl ebenfalls nicht ohne Grund. Aber ich durfte nicht der Rächer dieſer Abweſenheit oder jener Widerſpenſtig-

keit ſein — ich nicht, und am wenigſten heute. Verzeihen Sie mir und verſagen Sie mir nicht die Gelegenheit, mein Vergehen abzubüßen."

Thereſe hatte auch auf dieſen Strom von Entſchuldigungen und Bekenntniſſen kein Wort der Entgegnung. Sie wendete ſich an die Wirthin vom Hemmſchuh: „Seid ſo gefällig, gute Frau, Euern Wagen anſpannen zu laſſen. Der Herr, der Euch den Auftrag dazu gab, hat ſehr richtig geahnt, daß ich die Karoſſe, mit der ich anlangte, nicht wieder benutzen werde. Euer Wagen ſei hart und unbedeckt, ſagt Ihr? Wenn er mich zur Freiheit zurückführt, deren ich durch einen ſchändlichen Verrath beraubt werden ſollte, werde ich einer kleinen Beſchwerde wenig achten."

Thereſe legte ihre Hand auf Schmidt's Arm und verlangte von ihm, in ihr Zimmer geführt zu werden.

„Ich bin Ihr Blutsverwandter, Frau Gräfin, erinnern Sie ſich deſſen, ſelbſt wenn Sie unzufrieden mit mir ſind, und Ihr natürlicher Beſchützer."

„Ich habe Ihnen ſo viel ſchauſpieleriſches Talent nicht zugetraut, Herr Hauptmann, und vorzüglich ſtark ſind Sie im Komiſchen. Wenn ich irgend eine Lehre von dieſem Tage behalte, ſo iſt's die, daß mir ein natürlicher Schutz fehlt und daß es meine nächſte Aufgabe ſein muß, mir einen ſolchen zu ſuchen."

Damit ſtreifte Thereſe an dem Grafen vorüber und

ſchritt die Treppe empor. Mirzach hatte nicht den Muth, ihr zu folgen. Aber ſeine Wuth ſuchte nach einem Gegenſtande. Es konnte nicht fehlen, daß ſie ſich ſchäumend gegen den verhaßten Menſchen ergoß, an deſſen Dazwiſchenkunft ſo eben ein weitläufig angelegter und mit Opfern jeder Art erkaufter Plan zerſplitterte und ſo vollſtändig zerſplitterte, daß alles Gewicht des Wagniſſes auf die Unternehmer zurückfiel. Mirzach ſprang die Stufen der Treppe empor und erfaßte den Lieutenant Schmidt am Arme.

„Was wollen Sie von mir?“ fragte der Offizier, ſchüttelte die Hand ab, die ihn gepackt hatte und blieb ſtehen. „Wär' es auf einen thätlichen Angriff abgeſehen?“

Je gemeſſener die Erwiderung und je kampffertiger die Stellung war, die Leopold Schmidt ſeinem raſenden Feinde gegenüber einnahm, deſto wilder loderte die Gluth in Mirzach empor. Nach dem was der Graf Thereſen über ſeine Sinnesänderung geſagt hatte, durfte er den Lieutenant nicht über ein Einſchreiten zur Rechenſchaft ziehen, deſſen Folgen er eben billigte. Die tödtliche Rachſucht konnte aber nicht ohne Ausdruck bleiben. Die Stimme verſagte jedoch dem Hauptmann, wie der Gedanke.

„Haben Sie irgend ein Verlangen an mich?“ fragte

Schmidt. „Sie bemerken, daß die Dame meiner ferneren Dienſte gewärtig iſt.“

„An Sie? Der Graf von Mirzach an Sie? Höchſtens könnte ich Ihnen ſagen — Ihnen, der Sie ſich unterfangen, eine Baroneſſe mit Ihrer widerlichen Neigung zu verfolgen und einer Gräfin den Arm zu bieten — daß Ihre Abkunft eine Beſchimpfung des Rockes iſt, den Sie tragen, Sie — — —.“ Das Wort, welches der Graf hinzufügte, raunte er dem Lieutenant in's Ohr, ſo daß es dieſem allein hörbar ward. Unmittelbar darauf folgte eine Bewegung Schmidt's, als wolle er den Grafen niederſchlagen. Aber ſo ſchnell dies auch geſchah, ſo hatten ſich ſeine erhobenen Arme doch noch nicht niedergeſenkt, als Thereſe zwiſchen den Gegnern ſtand. Beinahe wäre ſie ſelbſt von dem Drucke zurückgeſchleudert worden, der Mirzach zu Boden ſtrecken ſollte und den Schmidt kaum ſo raſch zu mäßigen vermochte, als ſich das Ziel verwandelte. Seine geballten Hände öffneten ſich im Niedertreffen und glitten an Thereſens Schultern herab.

„Mir gehört Ihre Pflicht, bis ich in Sicherheit bin. Dann nehmen Sie Genugthuung an jenem Manne, wenn Sie ihn noch der Genugthuung werth achten,“ ſagte die Stiftsdame.

„Werfen Sie ſich dem Pöbel an den Hals, gnädige Muhme, dann bin ich ein überflüſſiger Zeuge Ihrer

Umarmungen," — die Gruppe war beinahe ſo, wie ſie Mirzach bezeichnete. Die Gräfin, die raſch von den Stufen der Treppe herabgeflogen war, ward von Schmidt's Armen feſtgehalten und ſie lag an ſeiner Bruſt, bis ſie mit ihren Füßen das Gleichgewicht des Körpers wiederherſtellen konnte.

„Wenn Ihre Geſinnungen die des Adels ſind," verſetzte die Stiftsdame, „ſo will ich von dieſem Augenblicke an zu den Menſchen gezählt ſein, die Sie mit dem Ausdrucke „Pöbel" beehren." Und die nothgedrungene Umarmung in eine freiwillige verwandelnd, ſchloß Thereſe den Lieutenant an ihr Herz.

„In Ihnen, Herr, erkenne ich einen echten Ritter. Blicken Sie mit Stolz auf die gemeine Rohheit hinab. Das iſt das Edle, was von edlen Menſchen als ſolches anerkannt wird."

Leopold Schmidt war von dem raſchen Wechſel der Eindrücke ſo betäubt, daß er beim Schluß der Scene eher ein unthätiger Zuſchauer, als eine handelnde Perſon zu ſein ſchien. Er gehorchte der Hand der Gräfin, die ihn mit ſich die Treppe emporführte, auf deren Mitte ihn der Angriff Mirzach's gefeſſelt hatte. Nur ein heiſeres Gelächter vernahm er noch. Es war das letzte, ſchmähliche Zeichen der ohnmächtigen Wuth ſeines Feindes.

13.

Graf Mirzach war kaum in die Stadt zurückgekehrt, als er zu Osgualda eilte.

„Alles iſt fehlgeſchlagen," ſagte der Jeſuit, als der Hauptmann bei ihm eintrat.

„Woher wiſſen Sie das? Waren etwa Ihre Anſtalten ſo unzuverläſſig, daß Sie eben deshalb weder ein Zeuge unſerer Niederlage ſein mochten, noch jetzt, wo ich zu Ihnen komme, ſich überreden können, an einen glücklichen Ausgang zu glauben?" verſetzte Mirzach mit unverhehlter Erbitterung.

„Das Mißlingen ſteht zu deutlich auf Ihrem Antlitze zu leſen," beſchwichtigte der Abbate, „in den eckigen Linien Ihres verzogenen Mundes, in dem emporgeſträubten Haare über Ihrer Stirn, als daß ich zweifeln dürfte, daß unſer Plan geſtört, nein, nicht nur geſtört, daß er unwiderruflich vernichtet ſei."

„Sie berathen Ihre Freunde ſchlecht, wenn ſolche Erfolge möglich ſind."

„Herr Graf, ſtreiten wir nicht um die Urheberſchaft

eines zu meiner Beſtürzung geſcheiterten Unternehmens, — die Idee des Hinterhalts und der gewaltſamen Fortführung rührt übrigens mehr von Ihnen, als von mir her. Die Vollziehung endlich war anderen Händen anvertraut, als den meinigen. Wie viel iſt verloren?"

„Sollten Sie etwa aus Rache, weil ich nicht der Hehler Ihrer Dieberei ſein wollte —" in der Aeußerung des Grafen offenbarte ſich ein böſer Argwohn.

„Wie ging unſer Plan zu Grunde? Auf welche Weiſe?" fragte der Jeſuit, mit einer ablehnenden Gebehrde der Hand. „Wenn ich mich an Ihnen rächen will, werde ich mir eine Angelegenheit ausſuchen, bei der Sie allein betheiligt ſind."

Der Graf konnte ſeinen Verdacht noch keineswegs ganz unterdrücken, aber er gab endlich die Erzählung des Ereigniſſes.

„Schlimmer konnte es ſich nicht geſtalten. Das einzig Erfreuliche iſt die tödtliche Beleidigung, die Sie Schmidt zugefügt haben," ſprach der Jeſuit, nachdem er die Erzählung gehört. „Sie haben alſo Jellen ohne Weiteres nach Hauſe geſchickt?"

„Was ſollte er hier? Mich noch ferner bloßſtellen? Der Verſuch iſt, was Thereſens Gefühl anlangt, unverzeihlich und die öffentliche Meinung, wenn er zu ihrer Kenntniß gelangt, wird ihn verdammen."

„Was iſt die öffentliche Meinung? Das Tages-

geſchwätz einer Woche, die Buhlerin, die ſtets für den Sieger offene Arme hat. Wir haben an Wichtigeres zu denken. Aus der Beſchimpfung, die Sie auf den Lieutenant geladen, wird ein Duell hervorgehen. Schärfen Sie es auf jede Weiſe und tödten Sie ihn."

Mirzach ſchaute dem Jeſuiten ſpöttiſch auf die Lippen:

„Tödten Sie ihn. Das iſt leicht geſagt und ſchwer gethan. Tödten Sie ihn! Als ob er nicht mit dem Entſchluſſe, mich zu ermorden, und mit denſelben Waffen und Vortheilen wie ich auf den Platz käme."

„Wenn Sie nicht die Abſicht hatten, ihn zu tödten, warum beleidigten Sie ihn auf eine Weiſe, die keine Verſöhnung zuläßt? Ich meinte, Sie hätten ſich der Krankheit ſeines Pflegevaters erinnert und wollten den Abſchluß aller weiteren Verwickelungen auf eine gute Kugel wagen. Die erſte Gewaltſamkeit zieht übrigens immer eine Kette gewaltſamer Thaten nach ſich. Ich fürchte ſogar für Thereſens Leben —"

Mirzach öffnete die Augen, als erblicke er ein Geſpenſt.

„Der Schritt, der ſich nicht zurückthun läßt, wird uns harte Verpflichtungen auferlegen," fügte der Abbate hinzu.

„Ich verſtehe Sie nicht."

„Handelt es ſich nicht um eine Erbſchaft? Aus dem

Leben des Erblaſſers gehen dergleichen Erwerbungen nicht hervor.“

„Osgualda, das wäre Meuchelmord — Verwandtenmord!“

„Was? Wenn Thereſe ſtürbe, ehe ſie die grimmige Entrüſtung, in welche ſie der jüngſte Anſchlag wider ihre Freiheit verſetzte, in einer entſcheidenden Handlung ausgeſprochen? Ehe ſie Ihre Verwandten, mich, Sie ſelber, Herr Graf, öffentlich der abſcheulichſten Hinterliſt angeklagt und ſich mit Sincere vereinigt hat?“

„Der Zufall wird nicht ſo bereitwillig ſein, unſere Fehler zu verbeſſern.“

„Der Zufall — was iſt der Zufall? Ich rechne ſtets nur die Hinderniſſe meiner Pläne auf ihn, nie die Begünſtigungen. Thaten ſind nöthig.“

„Ihre Worte machen mir das Blut erſtarren. Nein, ſo verzweifelt hat ſich durch ein plumpes Mißgeſchick die Sache noch nicht gewendet, daß das Verbrechen das letzte Mittel wäre, welches uns retten könnte. Thereſe wird zürnen, wird den fehlgeſchlagenen Plan zu ihrem Vortheile ausbeuten, wir werden allen Muth nöthig haben, um das Urtheil der Welt zu ertragen, alle Vorſicht, um den Schritten der Stiftsdame zuvorzukommen, ſollte ſie ſich nun ihrer Gelübde wirklich zu entäußern verſuchen. Aber noch ſind wir nicht bis zum Verbrechen getrieben. Es lebt ſich unbehaglich

mit dem Bewußtſein eines Verbrechens. Ich mag es nicht. Ich habe mich nur widerſtrebend dazu herbeigelaſſen, die Zukunft meiner Familie, mein eignes Vermögen durch die Maßregeln zu befeſtigen, die für geeignet gehalten und empfohlen wurden. Dadurch bin ich in den Strom einer Intrigue geriſſen worden, in welchem ich den Grund unter meinen Füßen verloren habe. Ein anſtändiger Rückzug iſt das Nächſte, was ich Thereſen und der Welt gegenüber verlange. Sie haben meine Handlungsweiſe beſtimmt, helfen Sie mir jetzt den Folgen derſelben begegnen."

„Und hinſichtlich der Wahl der Mittel wollen Sie mich beſchränken?" fragte der Abbate. „Hat das Verfahren gegen die Gräfin von Alzau mit etwas Anderem begonnen, als mit einem Verbrechen, daß Sie jetzt ſchon vor der Ahnung eines ſolchen zurückbeben?"

„Wer dem Teufel einen Finger reicht, den packt er an der ganzen Hand. Was ich von Ihnen fordern darf iſt, daß Sie Thereſen auf ſich nehmen. Thun Sie es, wie Sie können. Den verhaßten Menſchen, dem ich endlich meine Verachtung in's Angeſicht ſchleudern mußte, wird meine Rache, wie ich hoffe, zu züchtigen, wenn nicht für immer aus dem Wege zu räumen vermögen."

„Wenn wir nicht den größten Eifer anwenden und mit der äußerſten Eile verfahren, müſſen ſich die

Schwierigkeiten bis zur Unüberwindlichkeit häufen,“ ſagte Osgualda, nachdenklich im Zimmer auf und nieder ſchreitend. „Hegt Sincere den Gedanken an eine Wiedervereinigung mit Thereſen, ſo iſt der letzte Vorfall eben darnach, ſie vollends in ſeine ſchützenden Arme zu drängen. Und das iſt's vielleicht, womit ſie Ihnen ſchon gedroht hat. Ergießt ſich die Kunde des Ereigniſſes in die Oeffentlichkeit, ſo gibt es ein Geſchrei, welches ſich kaum wieder beſchwichtigen läßt. Es iſt ein Glück, daß mein Name dabei nicht im Vordergrunde ſteht. Am Ende muß ich Ihnen ſogar noch dankbar ſein, daß Sie mir die Aufbewahrung jener Aktenſtücke verweigerten. Denn durch den Angriff auf Schmidt iſt Ihre eigne Perſon bloßgeſtellt. — Aber um aus dieſem Netze von groben Verwirrungen zu entſchlüpfen, reicht die Klugheit allein nicht mehr aus. Es wäre eine Erleuchtung dazu nöthig.“

Mirzach lehnte ſich an's Fenſter und ſtarrte auf die Gaſſe hinaus. Der Jeſuit ſetzte ſeine Gänge durch's Zimmer fort. Von Zeit zu Zeit kehrte ſich der Graf um, als erwarte er, daß Osgualda endlich im Stande ſein würde, ihm einen Rathſchlag zu ertheilen.

„Wie Sie über die Art der Maßregeln bedenklich ſein könnten,“ ſprach Osgualda nach einer Pauſe, „in einer Lage, die uns keine Wahl erlaubt, würde ich nicht begreifen. Ihr Gewiſſen wollte zur Unzeit zart

werden. Schauen Sie um ſich — ſelbſt wenn wir alle ſieben Todſünden zugleich aufwenden wollten, würden wir keinen Schritt vorwärts kommen. Das einzig Brauchbare bleibt Ihr Angriff auf Schmidt. An den müſſen wir anknüpfen, — er ſoll mir zunächſt dazu dienen, mir das Vertrauen Thereſens, mir wenigſtens wiederum Zutritt zu ihr zu verſchaffen."

Mirzach blickte zerſtreut auf den Prieſter und bewegte dann verneinend den Kopf: „Ein Anderer findet vielleicht einen vernünftigen Sinn in Ihren Worten," antworte er in einem gereizten Tone. „Ich vermag es nicht, die neue Combination zu würdigen."

Osgualda ließ ſich durch die ſpöttiſche Bemerkung in ſeinem Nachdenken nicht unterbrechen. Nachdem er das Zimmer wieder ein halb Dutzend Mal ſchweigend durchmeſſen hatte, blieb er vor Mirzach ſtehen.

„Ich habe das Mittel. Sie kann nicht undankbar gegen ihren Retter ſein und wird wahrſcheinlich jedes Opfer genehmigen, um ihm einen Kampf auf Leben und Tod zu erſparen."

„Als den Preis, daß ich meine Beleidigungen gegen den Lieutenant feierlich zurückziehe, wollen Sie Thereſen Schweigen auferlegen? Ich werde auf meinen Aeußerungen beharren, denn ein Zurückweichen davon würde die erbärmlichſte Feigheit ſein."

Osgualda beachtete den Einwurf gar nicht, ſondern

fuhr ruhig fort: „Schlüge meine Abſicht fehl, wollte ſich Thereſe in keinem Falle dazu hergeben, Ihnen für Ihre Verſöhnung mit Schmidt Verzeihung und Verſchwiegenheit zu gewähren, ſo würde ich ihr das Geheimniß ſeiner Abkunft entdecken."

„Sie ſind raſend, Osgualda. Ich habe an Ihrem guten Willen gezweifelt, jetzt nöthigen Sie mich, Ihren Verſtand der Unfähigkeit anzuklagen."

„Weiß Thereſe, wie nahe ihr der Lieutenant verwandt iſt, dann wird ſie im Anblicke ſeiner Gefahr jede Bedingung annehmen. Sie wird mir für meine Mittheilung ſo dankbar ſein, als ihr Gemüth es vermag, und ſelbſt zu Ihnen eilen, um jedes Zugeſtändniß zu bringen, welches Sie erwarten durften."

„Aber dies Mittel iſt ärger, als das Uebel, welches wir damit abwehren wollen."

„Es iſt das einzige, welches uns geboten iſt."

„Thereſe würde dem Lieutnant ihre Anerkenntniß nicht einen Augenblick verſagen, ſie würde glücklich ſein, einen — höre ich Sie denn im Wahnſinne ſprechen, daß ich mich gedrungen ſehe, Vorſchläge zu widerlegen, die mir mein heftigſter Feind nicht ſchlimmer ertheilen könnte?"

„Wir haben nur dieſe einzige Nacht. Morgen muß Alles umgeſtaltet ſein, oder mit den Ausſichten auf ein lang erſtrebtes Vermögen iſt Ihr Ruf und der Ruf

Ihrer Familie vernichtet. Die Welt verzeiht auch die unbarmherzigſte Intrigue, die gefährlichſte Handlung, wenn ſie nur zu einem glänzenden Ziele führt. Den Stümper aber, der mit ſogenannten ſchlimmen Mitteln nach ſeinem Ziele trachtet und vor demſelben ſcheitert, brandmarkt ſie mit ihrer ſchnödeſten Verachtung. Ueberdies iſt nicht allein Ihre Familie, es iſt auch die Kirche zu nahe an dem Schickſale Thereſens betheiligt, und meine langjährige Wirkſamkeit, meine Geltung ſteht zu ſehr auf dem Spiele, als daß Sie meinen Worten nicht volles Gewicht beilegen ſollten. Schmidt's Pflegevater iſt an einem Uebel erkrankt, für welches keine Heilung, weder in der Kunſt, noch in der Natur gefunden wird. Sein Körper zehrt an den letzten Lebenskräften. Während ich dies ſage, hat er vielleicht ſchon ausgeathmet. Daß alsdann Leopold Schmidt die Beweiſe ſeiner Geburt empfängt, wiſſen wir. Alles alſo, was Sie an meinem Plane zu tadeln vermögen iſt, daß ich eine Entdeckung beſchleunige, auf deren Unvermeidlichkeit wir gefaßt ſind."

„Und wenn ich Ihnen ſage, daß ich den Lieutenant Schmidt nicht losgebe, daß ich den Elenden ermorde, wenn ich's vermag?"

„So iſt immer nicht mehr verloren, als was bereits verloren iſt. Ich zweifle nämlich, daß Thereſens Haß gegen Sie, ſeit heute Nachmittag einer Steigerung fähig iſt."

„Und was wird gewonnen?“

„Meine Rückkehr in die Nähe der Perſon der Gräfin wird gewonnen,“ verſetzte Osgualda mit einem Ausdrucke und Blicke, der kaum zu bezeichnen ſein möchte. „Die Anſchläge gegen die Freiheit Thereſens waren vergebens. Meine äußerſtes Mittel ſollte ſich hoffentlich beſſer bewähren.“

Der Graf Mirzach ſchien wirklich entſetzt vor dem Inhalt dieſer Andeutung. Osgualda erläuterte ſeinen Wink durch die Bemerkung: „Die Bande, in denen ſich unſere hochwürdige Ordensſchweſter befindet, ſind nicht in einem Tage, oder in einer Woche zerriſſen. Auch bei dem raſcheſten Entſchluſſe würde Thereſe auf ſo viele Weitläufigkeiten und Hinderniſſe ſtoßen, daß ſie Monate brauchte, um ihren Verhältniſſen eine neue geſetzliche Grundlage zu geben. Ich würde zwar ſchwerlich ihr Vertrauter ſein, allein ein ihr erwieſener Dienſt verleiht mir doch das Recht, ihr Haus, ihr Zimmer zu betreten. Wäre dann die Kirche nicht mehr ſtark genug, ihre ungehorſame Tochter in den übernommenen Gelübden zu erhalten — dann freilich würde vor meiner Ueberzeugung auch ein ungewöhnliches Mittel gerechtfertigt ſein.“

Während Osgualda alſo ſprach, haftete ſein Auge wie zufällig auf einem Schranke, der in dem Zimmer ſtand und der in ſeinen unteren Theilen eine kleine Bibliothek hinter Glasfenſtern, auf dem oberſten Aufſatze

aber allerhand Büchſen und Fläſchchen enthielt. Der Jeſuit beſchäftigte ſich häufig mit chemiſchen Verſuchen, auch hatte er etwas von Arzneiwiſſenſchaft ſtudirt, indem er früher zum Heidenboten beſtimmt geweſen. Mirzach's Blicke folgten unwillkürlich den Blicken des Prieſters, ſenkten ſich aber ſogleich wieder zu Boden, als ſie auf jene Gefäße trafen.

„Mögen die den Ausgang verantworten," ſagte der Graf, ſeinen Abſcheu erſtickend, „welche die Erbin der Alzau'ſchen Güter zuerſt zum Gegenſtande ihrer Habſucht auserwählten."

„Sie ſtimmen natürlich meinem Plane bei. Dann iſt's nöthig, daß das Duell mit Leopold Schmidt wo möglich ſchon morgen mit dem Früheſten ſtatt findet und daß ich Ort und Stunde davon erfahre."

„Ich werde irgend einen Vorwand gebrauchen, um den Lieutenant zu veranlaſſen, daß er ſogleich Genugthuung nimmt," entgegnete Mirzach. „Am Beſten iſt's, ich ſchütze eine Reiſe vor und bitte deshalb zum Schein für einige Tage um Urlaub."

„Schmidt wird das Bewußtſein Ihrer brennenden Beſchimpfung nicht eine Stunde länger tragen wollen, als er muß. Wahrſcheinlich finden Sie ſeine Ausforderung ſchon vor, wenn Sie nach Hauſe kommen. Um ſo beſſer, wenn ſich dieſe Vermuthung beſtätigt. Denn

nur die eine Nacht dürfen wir dem Zufalle überlaſſen und ſchon dieſe Friſt iſt größer als ich wünſche.“

„Ich eile, um mein Abkommen mit dem Lieutenant zu treffen. Die Nachricht davon empfangen Sie ſogleich. Aber wenn es unſere Intereſſen irgend erlauben, ſo laſſen Sie mir morgen Zeit, den Kampf auszufechten. Ich bin kein ungeübter Schütze, meine kühle Ruhe kommt mir beim Duell vortrefflich zu Statten und wenn mir nicht alles Glück plötzlich untreu worden iſt, ſo wird der Ausgang des Kampfes zu meinem Gunſten ſein. Selbſt wenn Thereſe einwilligt, Ihre Bedingungen zu erfüllen, ſein Sie nicht zu voreilig, uns zu ſtören.“

Der Hauptmann empfing nur die Verſicherung von dem Abbate, daß dieſer handeln würde, wie es die Umſtände geböten. Dann ging er in ſein Quartier und als er dort keine Beſtellung von Schmidt fand, zu einem befreundeten Offiziere, um dieſen mit der Einleitung des Duells zu beauftragen.

14.

Thereſe war auf ihrem Rückwege vom „Hemmſchuh“ in die Stadt von Schmidt bis an ihr Haus begleitet worden, wo ſie erſt anlangte, nachdem die Dunkelheit der Nacht ſchon eine Zeit lang angebrochen war. Doch erregte die Ankunft des gewöhnlichen Bauernwagens, in welchem die Gräfin vor ihrer Wohnung anhielt, keine geringe Verwunderung unter ihren Leuten und ſelbſt bei den Zuſchauern auf der Straße. Anna ſtürzte ihrer Gebieterin erſchrocken entgegen, indem ſie ausrief:

„Es iſt ein Unglück geſchehen! Die Pferde ſind mit Ihrem Wagen durchgegangen! Ich erkenn' es an Ihren Zügen, daß ſie vor Kurzem erſt von einem tiefen Schrecken erſchüttert wurden. Sind Sie verletzt worden, gnädige Gräfin? Oder wäre der Herr Hauptmann zu Schaden gekommen? Mein Gott, wie ſchrecklich muß das Ereigniß geweſen ſein, daß Sie nicht einmal den Wagen wieder benutzen konnten, ſondern ſich mit einem Nothfuhrwerke behelfen mußten.“

„Herr Lieutenant, ich rechne noch heute Abend auf

Ihren Beſuch und laſſe Ihnen nur ſo viel Zeit, Ihr Pferd abzugeben," wendete ſich die Gräfin an Schmidt, indem ſie von Anna unterſtützt aus dem Wagen herabſtieg. „Sie werden ſich ſogleich überzeugen, daß ich wohlbehalten bin, Anna. Aengſtigen Sie ſich nicht ohne Urſach."

„Aber der Herr von Mirzach?"

„Auch er befand ſich, als ich mich von ihm trennte, ſo wohl als immer."

„Wie geriethen jedoch Ew. Gnaden in jenen Wagen?"

„Bezahlen Sie ihn vor allen Dingen, reichen Sie dem Kutſcher ein gutes Trinkgeld, einige Dukaten wollen Sie ihm geben und —" fügte Thereſe, ihren Kopf an das Ohr der Kammerfrau legend, hinzu, „ſorgen Sie, daß der Knecht abfährt, ohne ſich hier am Hauſe weiter aufzuhalten. Ich wünſche nicht, daß er plaudert."

Die Kammerfrau führte den Befehl aus. Sie gab dem Dorfkutſcher, was er erhalten ſollte, und trieb ihn zur Abfahrt, bevor ſie ihrer Herrin in das obere Stockwerk nachfolgte. Thereſe theilte ihr dann zur Aufhellung des Räthſels ſo viel mit, als nöthig war, ſie über ihren Irrthum aufzuklären, und trug ihr auf, den Portier und die Bedienten anzuweiſen, daß ſie für den Grafen Mirzach in keinem Falle, weder heute noch an einem anderen Tage zu ſprechen ſei. Sie fürchtete, er könne mit Gewalt zu ihr zu dringen ſuchen. Zugleich ſchrieb

ſie ein Billet an den Präſidenten von Zedlow, um ſich deſſen Gegenwart zu erbitten. Nachdem dieſe Anſtalten getroffen waren, erwartete die Dame den Beſuch der beiden Herren. Lieutenant Schmidt erſchien zuerſt. Er fand die Gräfin wieder in gewohnter und würdiger Umgebung. Sie hatte ein Negligéekleid angelegt, welches in weichen ſchmeichelnden Formen um ihre hohe und volle Geſtalt floß. Ihr Haar war leicht zurückgebunden, ihr Geſicht durch die rauhe Fahrt in der Herbſtluft von rothem Incarnate angefriſcht.

„Treten Sie nicht ſo feierlich herbei, Schmidt," rief ſie ihm entgegen, „und bis der Präſident kommt, deſſen Beſuch ich mir erbeten habe, nehmen Sie hier neben mir auf dem Sopha Platz. Es iſt ein Zeichen guter Erziehung, auch Vertraulichkeiten, auf die man im beſten Rechte iſt, unbeanſprucht zu laſſen, allein noch mehr iſt's die Aufgabe eines edlen Herzens, die Vertraulichkeit, die uns dargebracht wird, nicht durch kühle Convenienzen zurückzuweiſen."

Der Lieutenant eilte in einem Schritte, der das Gemeſſene bei Seite ließ, an das Sopha und küßte die Hand, welche ihm Thereſe entgegenſtreckte.

„Sie ſind ſo geſchickt, hochwürdige Frau, dem Gemüthe Anderer wohlzuthun, dem ſchüchternen Gefühle Entwickelung zu geſtatten und ſeine Entfaltung zu befördern, daß

Sie mein Vertrauen nicht erſt aufzufordern brauchen, um es zu beſitzen. Es gehörte Ihnen von dem erſten Augenblicke meiner Begegnung und nicht leicht hätte etwas mehr zu meinem Glücke beitragen können, als das Bewußtſein, Ihnen dankbar ſein zu dürfen.“

„Sie verwechſeln unſere Stellungen,“ entgegnete Thereſe mit anmuthiger Verbindlichkeit, „indem Sie ſich zuſchreiben, was meine Schuldigkeit iſt.“

„Ich habe nur gehandelt, wie ich mußte. Sie aber waren mir längſt durch Ihre freiwillige Fürſorge zuvorgekommen, und ich hoffe, daß Sie Ihr Verdienſt gegen mich nicht durch Verleugnung ſchmälern wollen.“

„Wahrhaftig nicht. Ich wünſche nur Gelegenheit zu finden, es zu vermehren. Aber wie furchtbar, waren ſelbſt meine unbedeutendſten Handlungen ausſpionirt, wenn Sie durch Ihren Feind erfahren konnten, was Ihnen Ihre Freundin verhehlte! Verfolge ich im Geiſte die lange Reihe der heutigen Begebenheiten, Verwickelungen, Enthüllungen, ſo kehren alle Schauder des Schreckens zurück. Ich bin der Fiſch geweſen, den man gefangen hätte, um ihm nur zum Schein die Freiheit zurückzugeben, während man ihn beſtändig die Angelſchnur nach ſchleppen ließ. Und warum dies Alles und zuletzt ſogar zum geiſtigen Zwange die rohe äußerliche Gewalt? Aus ſchnödem Argwohn. Sie haben ſich geirrt. Ich war ihre treue Gefangene, ſo lange

ich die freie Herrin meines Willens zu ſein glaubte, aber ich empfinde wahrlich das Gelüſt, die Tyrannei zu brechen, die ſich durch neue Kerkermauern zu befeſtigen ſtrebt.“

Der Lieutenant freute ſich der Offenheit, mit welcher ihn Thereſe in ihre Verhältniſſe blicken ließ, aber der Boden, auf dem ſie ſich bewegten, war ihm zu fremd, als daß der junge Mann mehr hätte ſein können, als ein aufmerkſamer und theilnehmender Zuhörer. Gerade an dieſer beſcheidenen Zurückhaltung ſchöpfte Thereſe den Muth zu der Bemerkung:

„Sie überbrachten mir auch dieſen Vormittag einen Brief von Sincere.“

„Und ich bin befehligt, Ihre Antwort darauf in Empfang zu nehmen und dem Herrn General in beſonderem Couvert beizuſchließen.“

„Fügte er ſonſt noch einen Auftrag hinzu?“

„Keinen, gnädige Frau. Er hatte mich gelegentlich befragt, ob ich für gewöhnlich Zutritt zu Ihnen hätte, ich hatte ihm darauf erzählt, wie ich durch das Fräulein von Golz zu der Ehre Ihrer Bekanntſchaft gelangt ſei. Später überreichte mir der General, als ich mich bei ihm verabſchiedete, den Brief an die gnädige Gräfin zur perſönlichen Beſtellung und nur mit dem Zuſatze, Ihre Antwort betreffend.“

„War's ein heiterer Ritt, den Sie mit Sincere thaten?“

„Er war ſtets voraus, ohne unſere Unterhaltung in Anſpruch zu nehmen. Ich folgte ihm an der Seite ſeines Adjutanten. Der General ſchien verſchloſſen und nachdenklich. Er hatte viel mit dem Generalfeldzeugmeiſter beſprochen und wenn er eine Frage an mich richtete, ſo bezog ſie ſich auf den Dienſt. Uebrigens konnte ſeine durchgehende Schweigſamkeit auch dem großen Rangunterſchiede der ihn begleitenden Offiziere zuzuſchreiben ſein.“

„Welch' eine abſcheuliche Erinnerung rufen Sie da durch das Wort: Rangunterſchied in mir hervor,“ fuhr Thereſe jäh empor. „Die Scene mein' ich, die Sie im Gaſthofe mit dem Grafen von Mirzach hatten. Ich bin auf mich ſelbſt erzürnt, daß ich ſie noch nicht vergeſſen konnte. Sagen Sie mir, Schmidt, was ſie darauf zu thun entſchloſſen ſind.“

„Auf dergleichen, gnädige Frau, iſt kein Entſchluß, nur eine eiſerne Nöthigung vorhanden.“

„Ein Duell alſo ſoll die Folge der Erbitterung ſein, in die Ihre Dazwiſchenkunft Mirzach verſetzte?“

Der Lieutenant drückte durch eine Gebehrde aus, daß es keinen andern Ausweg gäbe und ſuchte über den Gegenſtand der Unterhaltung durch eine Seitenfrage hinwegzueilen.

„Sagen Sie mir genau, ſagen Sie mir Alles; da ich nicht nur Zeugin des Vorfalls, da ich deſſen Urſache

geweſen, hab' ich Anſpruch auf Ihre volle Aufrichtigkeit."

Die Züge Schmidt's hatten ſich ſchon bei der Erwähnung jener Thatſache nur mühſam in ihrem gleichmäßigen Ausdrucke erhalten. Als die Stiftsdame in ihn drang, ſprang er von dem Platze auf, den er bis dahin eingenommen hatte und ſprach mit einer heftigen Bewegung: „Ich werde ſein Blut, oder er wird das meine für jene Beſchimpfung vergießen. Wäre ich nicht bei Ihnen, ſo würde mein Bote ſchon in dieſem Augenblicke bei ihm ſein."

„Und dagegen kommt keine Vermittelung, keine ruhige Erkenntniß oder Veränderung der Dinge auf?" fragte Thereſe mit einem unendlich bekümmerten Ausdrucke.

Schmidt hatte ſeine Ruhe wiedergewonnen. Er ging an den vorigen Platz zurück und erwiederte leichten Tones: „Sie faſſen die Folgen zu ſchwer auf. Sind wir Soldaten im Felde täglich verpflichtet, für ein allgemeines Intereſſe Blut und Leben in die Schanze zu ſchlagen, ſo muß der einzelne Fall, wo wir endlich einmal für unſere eigne Perſönlichkeit kämpfen, gering geachtet und in den Kauf genommen werden."

„Aber ein ſolcher Fall iſt viel gefährlicher und viel ſchlimmer."

„Er iſt leichter, wird beſonnener behandelt, mit allen dienlichen Vorkehrungen ausgeſtattet, — zuletzt aber

iſt es doch nur in der Regel das Leben des Einen, welches das Duell koſtet.“

„Ich entdecke bei jedem Blicke neue und größere Gefahren,“ ſprach Thereſe, die Hände ringend.

„Blicken Sie gar nicht auf den Fall. Er iſt roher Männer Amt und muß daher ihr Privilegium bleiben.“

„Die Geſetze — denken Sie an die Geſetze. Maria Thereſia hat die Duelle mit dem Henkertode bedroht. Alle Theilnehmer an einem Zweikampfe ſollen, ohne Rückſicht ſelbſt auf den Ausgang des Kampfes, mit dem Schwerte beſtraft werden, die Secundanten, Cartellträger und Zeugen ſogar nicht ausgenommen.“

„Je härter die Geſetze, deſto milder die Praxis. Die Behörden ſehen nur, wogegen Sie nicht blind ſein können.“

„Das heißt, es handelt ſich auch in ihrer Anwendung um Gunſt, Einfluß, Familienſchutz. Welch' eine Lage für Sie! Durch die Tödtung Mirzach's würden Sie die Feindſchaft einer furchtbaren Partei auf ſich laden und das Geſetz diesmal wenigſtens gewiß nicht müßig bleiben. Bis zur Infamie würde es Sie verfolgen. Der andere Fall aber iſt, daß Sie Mirzach tödtet.“

„Verſenken wir uns nicht in Vorſtellungen der düſterſten Art, bevor ſie ſich von ſelbſt aufdrängen. Im Bewußtſein des Rechts trägt ſich auch das Schwerſte

leicht. Dazu müßte ich mich für sanfter ausgeben, als ich bin, um Sie über meine Geſinnung zu täuſchen. Ich werde das Duell mit Mirzach nicht etwa wie einen Zwang hinnehmen," fuhr er in geſteigerter Stimmung fort: „Ich werde es ſuchen, ich — es iſt eine Tigernatur über mich gekommen, oder eine Empörung, mächtiger, als alle Vernunft — ich dürſte nach der Rache, ich würde die verweigerte Möglichkeit dazu vom Himmel ſtehlen oder aus dem Innern der Erde ſcharren. Meine Ehre ſelbſt ſcheint mir nicht ſo viel Rückſicht zu verdienen, obſchon ſie der Deckmantel des Kampfes ſein wird, als mich mein Haß, meine gränzenloſe Entrüſtung, ein Gefühl unerbittlicher Feindſchaft beherrſcht."

„Sie ſind gräßlich in dieſen Aeußerungen. Sie flößen mir zu dem Mitleide ein Gefühl des Grauens ein. Geben Sie der gelaſſenen Ueberlegung Raum. Sie ſind ſich nicht allein, Sie ſind auch Anderen Pflichten ſchuldig, die Sie nicht leichtſinnig in das Rohr einer Piſtole laden und gegen die Luft verpuffen dürfen."

„Läge die ganze Welt auf meinem Nacken, gnädige Frau, und es bliebe außer mir Niemand übrig, ſie zu heben und zu ſtützen, ich würde ſie wie eine unnütze Maſſe wegſchleudern, um die Fähigkeit zu erhalten, meine Perſönlichkeit perſönlich zu vertheidigen. So lange ein Duell entfernt von mir war — ich bin ein junger, armer Mann, meine Lebensverhältniſſe haben

noch keine Prüfung von mir gefordert, ſie ſchlichen einförmigen Ganges hin, — habe ich es als Unvernunft und ſchlechtes Auskunftsmittel verachtet. Jetzt würde ich es erfinden, wär' es nicht ſchon vorhanden und geübt. Es iſt Nebenſache, daß ich kein Hinderniß dagegen habe, weil ich eben nichts, als mich ſelbſt beſitze. Ehe ich heute im Schenkhauſe draußen vor der Stadt mit Ihnen zuſammentraf, glaubte ich noch etwas außer mir zu zählen, was mir gehörte, wenn auch nur als ein Gegenſtand, dem es lieb wäre, von mir verehrt zu werden. Das Schickſal wollte mich ganz nackt dem neuen Schickſale entgegenſtellen, das war vielleicht ſeine Abſicht, daß mir auch dieſer holde Wahn zerriß."

„Sie waren in Weſenſtein."

„Nicht das allein, ich ſah und ſprach das Mädchen, deſſen Nähe bis dahin ſchon hinreichte, mich zu beglücken."

„Es iſt Mathilde — und ſie erſchien Ihnen verändert?"

„Gegen die ganze Welt und gegen mich."

„Sagen Sie mir deutlicher, wie Sie ſie fanden."

„Beſchreiben könnt' ich's vielleicht, nicht aber ſagen. Der Zuſammenhang war aufgelöſt, welcher ſonſt zwiſchen uns, von mir geprieſen, von ihr vielleicht kaum geahnt, beſtand. Ich hatte eine Bekannte verlaſſen und eine Fremde fand ich wieder. Sie war

nicht unfreundlich, nur verſchüchtert, ſie redete gütig mit mir, allein unſere Gefühle begegneten ſich nicht mehr auf der Spitze unſerer Gedanken. Sie fragte nach dem Balle bei Mirzach, nach Ihnen, nach dem Fräulein von Golz, ich wüßte ihr nicht ein böſes Wort vorzuwerfen, aber noch viel weniger ein herzliches."

Thereſe griff mit Eifer nach einem Bande, durch das ſie Schmidt's Racheeifer zuzügeln hoffte. Der junge Mann ſchüttelte den Kopf: „Sie iſt beſonnen worden. Der tödtende Reif unſerer verkünſtelten Zuſtände hat ſich auch auf ihr Herz gelegt. Eine andere Klage hab' ich nicht. Und außer dießer einzigen Blüthe meiner Seele erwuchs mir keine weiter. Der alte brave Mann, der mich erzog, iſt ſtumpf vor Alterſchwäche. Meine Briefe an ihn bleiben ohne Antwort. Der nächſte Beſcheid wird ſein, daß es keinen Empfänger mehr für ſie gibt."

Thereſe ſaß in allerlei Gedanken. Sie beſchäftigte ſich mit nichts, als wie das Duell zu vermeiden ſein möchte. Ihr Ideengang verrieth ſich in der Frage: „Hat nicht Generalfeldzeugmeiſter Macquire volle Gewalt über ſeine Offiziere? Würde er die Ihnen angethane Beleidigung nicht beſtrafen, wenn ſie zu ſeiner Kenntniß gelangte und Ihnen alle Genugthuung verſchaffen?"

„Wenn mir dieſe Genugthuung hinreichte, gnädige

Gräfin, ſo würde ich nicht warten, bis mich meine Kameraden aus ihren Reihen ausſtießen, ich würde mich aus dem Corps, aus dem Leben verſtoßen.“

Die Stiftsdame mußte wohl erkennen, daß wider die letzte Entſchloſſenheit eines Mannes kein Mittel vorhanden ſei.

„Alſo das Mährchen von der Bluttrunkenheit iſt wahr. Es gibt eine Begierde nach dem Leben des Feindes, die ſtärker iſt, als Alles. Meine Bitten würden ohnmächtig bleiben, meine Thränen Ihren Kampf nur ſchwieriger machen, aber ihn nicht entſcheiden. Ich bin ein unglückliches Weib, welches den einzigen Freund in's Verderben zieht, zu dem es nicht blos Zuverſicht, nein etwas wie Liebe hegt — Liebe ſage ich, Leopold — Sie hören, daß ich ſogar Ihren Taufnamen behalten habe, und werden trotz dem die Art meiner Liebe nicht mißverſtehen.“

„Es iſt die Liebe eines Engels, die mich ſegnet,“ antwortete Schmidt mit Begeiſterung und drückte die Hand der Dame an ſeine Bruſt.

„Wenn Ihnen der Segen eines armen bedrängten Weibes auch Schutz verleihen könnte!“ verſetzte Thereſe. „Nur fromme Wünſche und Gebete kann ich Ihnen widmen und meine Bruſt erzittert in tauſend Aengſten um Sie.“

„Warum zittern, wo die Kraft noch nicht fehlt,

dem Schlimmſten ſelbſt die dreiſte Stirn zu bieten? Das reiche Wohlwollen, welches Sie für mich hatten, wird mein Loos ſchmücken und verſchönern, es falle, wie es falle. Daß ich Ihnen auszudrücken im Stande wäre, wie lieblich, wie ſanft und ſchmeichelnd mir Ihre Stimme erklingt, wie tief mich Ihr Wort ergreift. Ihre Güte, ſo überraſchend ſie mir erſcheinen ſollte, tritt wie ein ſichrer und im Stillen längſt erwarteter Freund zu mir, Ihr Vertrauen entflammt den edelſten Stolz meiner Seele und als Sie mich heute umarmten, Gräfin, geſchah mir's, wie wenn mich ein Heiliges und Hochwürdiges weihte. Die Süßigkeit und Linde des Gefühls war faſt der Heftigkeit gleich, mit der ich die Schmach des Verhaßten empfand. Kann ich einen ſtärkeren Vergleichungspunkt wählen?"

„Und ſolch' ein junges, treues Leben riß der Zufall in mein böſes Geſchick? Und Sie ſollen den Fluch des Haſſes entgelten, dem Sie mich zu entziehen ſuchten?"

„Sie weinen, gnädige Frau, weinen um mich? Die erſte Thräne eines ſchönen Frauenauges, die für mich fließt. Laſſen Sie mich mit dieſem Himmelsthau benetzt ſcheiden. Auf meinen Knien fleh' ich, laſſen Sie mich mit dem Bewußtſein ſcheiden, daß Sie eine Thräne für mich hatten. Kein anderer Gedanke miſche ſich in die Seligkeit meiner Erinnerung."

„Stehen Sie auf, man kommt. Mein Leben iſt ſo arm und in ſo enge Bande geſchmiedet, daß ich nicht einmal die keuſche Huldigung eines Bruders empfangen darf, der nur der Bruder meiner Wahl wäre. Soll ich Ihnen ein Verſprechen abnöthigen? Einen Aufſchub fordern? Was würde mir Ihre Zornesraſerei zugeſtehen?“

„Ich bin nicht zornig, ich will nicht haſſen in dieſem Augenblicke. Mit ungetrübter Freude über mein Glück, will ich mich von Ihnen trennen. Nein, kein Verſprechen, keinen Aufſchub. Es lebt ſich nicht unter einem ungetilgten Makel und wer mich liebt, kann meine Schande nicht verlangen. Leben Sie wohl, Gräfin.“

Der Offizier hatte ſich erhoben. Der Präſident ward gemeldet.

„Wenn es eine Vorſehung gibt, ſo muß ſie ihre Flügel über Sie ausbreiten und ich glaube an eine Vorſehung,“ damit entließ die Dame den Mann.

„Sie ſchicken nach mir, hochwürdige Frau,“ ſagte der Präſident, an welchem der Lieutenant in der Thüre vorübereilte, „Ihre Augen ſind feuchten und ungewiſſen Blicks. Was hat ſich zugetragen von geſtern zu heute? Fände das alte Sprichwort eine traurige Beſtätigung: Ein Unglück kommt ſelten allein.“

„Wie? Sie ſelbſt wären von einem Mißgeſchick betroffen?“

„Von einem Unglücke muß ich ſagen. Aber dies Unglück beruht auf einem Verbrechen und iſt durch deſſen Entdeckung vielleicht noch abzuwenden. Fürchten Sie jedoch nicht, daß der Freund ſeiner Sorgen wegen ein weniger aufmerkſames Ohr für Sie hat.“

„Darf ich wiſſen, was Sie verſtört, Baron?“

„Ein einfacher Diebſtahl. Eben kam ich von ſeiner Unterſuchung, als mich Ihr Diener rief.“

„Und iſt der Gegenſtand von Wichtigkeit?“

„Es handelt ſich um die Belege der Brühl'ſchen Finanzwirthſchaft. In voriger Nacht iſt das Rechnungsarchiv um einen Theil ſeiner Urkunden geplündert worden. Laſſen Sie die Nachricht Geheimniß unter uns ſein, eine Erklärung meiner aufgeſchreckten Miene und nichts weiter. Die Diebe ſcheinen von der Elbterraſſe eingeſtiegen zu ſein. Der Thürhüter lag krank am Podagra darnieder und die Schildwachen haben nichts Verdächtiges wahrgenommen.“

„Während des Balles bei Mirzach alſo.“

„Gerade um dieſe Zeit und die Wahl der Nacht iſt ſo eigenthümlich, das Verbrechen von ſo beſonderer Art, daß ich noch am Erſten zum Ziele zu gelangen hoffe, wenn ich den Vorfall verſchweige und meine Nachforſchungen vorerſt im Geheimen anſtelle.“

„Ich werde Ihre Mittheilung unter das feſteſte Sie-
gel meines Herzens legen.“

„Keine Betheuerung, gnädige Frau,“ fiel der Prä-
ſident ein, „wir haben nicht das erſte Geheimniß mit
einander, aber am Ende wird dies das unſeligſte und
verderblichſte für mich. Denn ich glaube die Partei
errathen zu haben, von welcher der Streich kommt. Sie
iſt unbeugſam in ihren Plänen und vernichtend in ihrer
Bosheit.“

„An den Eigenſchaften, die Sie anführen, erkenne
ich die Partei ſelbſt. Leider iſt Maria Thereſia von
Jeſuiten erzogen, ihr Beichtvater ein Jeſuit und wie
groß auch der Wille der außerordentlichen Frau, wie
hell ihre Einſicht: nicht immer widerſteht ſie dem un-
ſichtbaren Leitfaden jener mächtigen Geſellſchaft. So
lange ſich die Jeſuiten auf Oeſterreich ſtützen, ſind ſie
für Deutſchland, für Europa unüberwindlich.“

„Und beinahe möchte ich meinen, daß ſie ſelber den
gegenwärtigen Krieg führen,“ ſagte Zedlow, „und daß
ſie ihn nur führen, um den Krieg ſelbſt am Leben zu
erhalten. Von den entſcheidenden Siegen in Schleſien
und dem Falle Dresdens bis hierher haben alle unſere
Angelegenheiten nur Rückſchritte gethan. Aber mein
Verdruß verirrt ſich. Mit welch' einem Auftrage wollen
mich Hochwürden beehren? Was iſt vorgefallen?“

„Ich ſollte das Schickſal Ihrer Akten theilen, nämlich

entführt werden.“ Thereſe fügte dieſen Worten die Erzählung von dem Verrathe Mirzach’s und der Begebenheit im Hemmſchuh hinzu. Der Präſident horchte mit wachſendem Erſtaunen auf. Als Thereſe zu Ende war, ſagte er:

„Ich hätte erwartet, daß Mirzach wenigſtens den Schein von Ritterlichkeit behauptet und einen Anderen an ſeiner Stelle geſchickt hätte.“

„Osgualda meinen Sie?“

„Denſelben. Sollte er etwa anderweit zu angelegentlich beſchäftigt geweſen ſein, um ein Werk verrichten zu können, welches ſo ganz ſeines Amtes zu ſein ſcheint?“

„Mit den Akten vielleicht?“

Es folgte eine Pauſe, während welcher ſich Beide ſtumm anblickten.

„Osgualda nimmt ſchon ſeit geraumer Zeit eine ungewöhnliche und geſchraubte Stellung ein. Er trägt gewiſſe Dinge zur Schau, um andere dahinter zu verbergen. Mirzach iſt nur das Werkzeug geweſen — und doch iſt der Plan zu grob für einen Jeſuiten. Es gilt zunächſt, Sie vor ähnlichen Verſuchen gegen Ihre Freiheit ſicher zu ſtellen.“

„Deshalb wollt’ ich mir eigentlich Ihren Rath erbitten. Allein indeſſen habe ich mit dem Lieutenant Schmidt geſprochen. Er wird ſeine Exiſtenz, ſein Leben

in einem Duelle gegen Mirzach auf's Spiel ſetzen und das iſt mir wichtiger, als ſelbſt die fernere Gefahr meiner Freiheit."

„Was wollen Sie dagegen unternehmen?"

„Rathen Sie mir Baron. Sie ſind ein Mann. Ich weiß mir eben keinen Rath."

„Wo der Haß und die Verachtung zu ſolchen vulkaniſchen Entleerungen gediehen ſind, gibt es in der That keine andere Wiederherſtellung als das Duell. Was wir heute zu hindern ſuchten, würde morgen geſchehen."

„Ich hoffte auf Sie und Sie berauben mich gerade der Hoffnung."

„Weil ich nicht täuſchen mag. Ich habe dieſen Ausgang der Feindſchaft zwiſchen Schmidt und Mirzach vorausgeſehen."

„Wenn ich mich an Macquire wendete! Wenn der General beide Gegner von einander trennte durch Verhaftung Beider, oder durch Verſendungen im Dienſt."

„Palliative, Zögerungen, keine Heilung der Todkrankheit."

„Eher wünſcht' ich in dieſem Augenblicke auf dem Wege nach Prag zu ſein, als in der Erwartung zu leben, daß Schmidt für mich gemordet oder zum Mörder wird."

„Der junge Mann iſt eben ſo bereitwillig als unglücklich in ſeinen Dienſten. Sie wiſſen, daß ich ihn

nicht blos hochſchätze, daß ich ihn liebe und dennoch muß ich ſagen, dies Duell iſt unvermeidlich.“

„Wenn Sincere einen Tag länger in Dresden geblieben wäre!“

„Auch er würde nur zu hindern, nicht aufzuheben vermögen. Allein aus einer anderen Urſache wünſcht’ ich, Frau Gräfin, daß der Aufenthalt des Generals in unſerer Stadt nicht ſo beſchränkt geweſen ſein möchte. Sie vergeben es dem Freunde, dem Sie freiwillig ſo oft Ihr Vertrauen geſchenkt, daß er geſtern Ihr Herz aus der Ferne zu belauſchen ſuchte.“

„Und was glauben Sie bemerkt zu haben?“

„Daß Sincere einer längeren Zeit bedarf, um Ihre Verzeihung davonzutragen.“

„Leſen Sie ſeinen Brief,“ entgegnete die Stiftsdame mit feierlichem Ernſte, und legte dem Präſidenten das Billet Sincere’s vor. „Ich war entſchloſſen, den Antrag verneinend zu beantworten und wenn ich Ihnen jetzt ſage, ich bin es noch, ſo werden Sie die ganze Feſtigkeit meines Vorſatzes erkennen.“

„Allein woher dieſer Entſchluß? Daß Ihre Verwandten ſelbſt die Löſung Ihrer Eide nicht für unwahrſcheinlich oder unmöglich halten, beweiſen die verzweifelten Anſtrengungen, Sie von Neuem ihrer Gewalt zu unterwerfen. Die Rückſicht auf Ihre Ruhe, auf ein Leben, frei von den kleinen und großen Plackereien

des Mißtrauens, denen Sie ſich ausgeſetzt fühlen, ſollte ſchon an ſich ſtark genug ſein, Ihre Wünſche den Wünſchen des Generals zu nähern. Dazu Ihr Herz, ein weiches großes Herz, welches ſich der Liebe nimmermehr —"

„Genug, Baron. Ich ergänze mir, was Sie ſagen wollen. Hören Sie meine Erwiderung: ich werde mein tragiſches Geſchick in keinem Falle durch einen frivolen Ausgang entadeln. Etwas Anderes iſt's, wozu ich den Gedanken gefaßt. Ich will mir einen Beiſtand gegen meine Verwandten geben, der ihnen zugleich die Frucht ihrer unabläſſigen Bosheiten entreißt. Darf eine Kloſterfrau adoptiren?"

Der Präſident war durch die Frage zu lebhaft überraſcht, als daß er ſogleich mit der Antwort fertig geweſen. Indeſſen wiederholte Thereſe: „Dürfte ich eine Perſon an Kindesſtatt annehmen, zu der ich mich durch einen inneren Drang des Vertrauens und der Liebe hinneige? Dürfte ich ihr meinen Namen zuwenden und den Theil meines Vermögens, der nicht bereits der Kirche zugeſprochen ward?"

„Frauen können das Recht der Adoption nur durch eine beſondere Begnadigung des Regenten erlangen. Prieſter, Mönche und Nonnen aber würden dazu auch noch einer Dispenſation des päpſtlichen Stuhls bedür-

ſen und meine Kenntniß der kirchlichen Geſchichte Roms verläßt mich in dieſem Augenblicke. Ich beſinne mich nicht, ob jemals eine Adoption gewährt worden iſt."

„Suchen Sie darüber die genaueſte Auskunft zu erlangen," ſprach die Stiftsdame. „Wenn irgend ein Beiſpiel für mich ſpricht, werde ich mein Ziel zu erreichen wiſſen. Ich bin reich, wie man mir ſagt, bin ich auch noch nicht ohne alle Macht über die Männer und was die Hauptſache, ich beſitze ausdauernden Muth. Hören Sie Baron, ſtatt des Gatten, den man mir verſagte, werde ich einen Sohn, ſtatt der Kinder Enkel umarmen. Die Jugend meines Lebens hat man ihrer Freuden entkleidet, aber ich will mir ein glückliches Alter begründen. Bringen Sie mir recht bald Gewißheit über die Möglichkeit, die mein Plan für ſich hat. Daß er in das undruchdringlichſte Geheimniß gehüllt werden müßte, brauch' ich Ihnen nicht zu bemerken. Hätte er auch nur einen Dämmerſchein von Hoffnung für ſich, es wäre mir genug."

Der Präſident verſprach, ſogleich an die Durchſuchung des canoniſchen Rechts und aller der Ausnahmen zu gehen, die es jemals verſtattet habe. Thereſe war von einer faſt ſchwärmeriſchen Begeiſterung ergriffen. Der Baron wagte es nicht, den ſüßen Traum durch die Zweifel zu ſtören, die ſich vor ſeiner

beſonnenen Betrachtung immer dichter verſchränkten. Er verließ die Gräfin, erfreut, daß der Plan, von deſſen Ausführung ſie ſich die reizendſten Phantaſiegebilde zu entwerfen ſchien, wenigſtens das Gute hatte, ſie in ihrer Sorge über das Duell zu zerſtreuen.

15.

Was erfolgte auf die Nacht? Fand der Zweikampf Mirzach's mit Schmidt Statt und in welcher Weiſe? Was für Anſtrengungen Osgualda's waren nöthig, wie viel mußte er von dem Geheimniſſe Preis geben, um ſich in das Vertrauen der Gräfin von Alzau zu ſtehlen? Oder wenn dies, nach den unvergeßlichen Erfahrungen der Stiftsdame, nicht möglich war, durch welche Mittel gelang es ihm, ſich dennoch eine Wichtigkeit zu verleihen, die ſeine Perſon nicht allein in das Haus der Gräfin zurückführte, ſondern dort ſogar unerläßlich machte?

Es waren mehrere Wochen verfloſſen, ſeit mit dem fehlgeſchlagenen Entführungsverſuche der Gräfin die Verhältniſſe zu ihrer Entſcheidung hingedrängt wurden. Während eben dieſer Zeit hatte ſich aber nicht nur die Lage einzelner Perſonen verändert, ſondern der ganze Krieg hatte eine neue Geſtalt angenommen. Daun, der vorhin mit ſeinen ungeheuern Heeresmaſſen unangreifbar in der Lauſitz ſtand, war durch eine eben ſo kühn erſonnene als geſchickt ausgeführte Schein-

bewegung des Prinzen Heinrich von Preußen getäuſcht, aus ſeiner Stellung gelockt und umgangen worden. Sachſen eröffnete ſich ſomit einer neuen feindlichen Armee. Europa hatte wiederum von der gänzlichen Vernichtung der preußiſchen Macht zu hören erwartet, aber eine Siegesnachricht nach der anderen würde die ängſtlich lauſchende Welt nach dem Tage von Kunersdorf nicht ſo ſehr überraſcht haben, als ſie über die ſich immer deutlicher herausſtellende Fruchtloſigkeit jener Niederlage Friedrichs II. erſtaunte. Schien es doch zu Anfange des Herbſtes, als dürften die Verbündeten nur zugreifen und ihre bruchſtücksweis errungenen Vortheile zu einem Ganzen vereinigen, um nicht etwa blos den Ausgang des Feldzugs von 1759, ſondern vielmehr den Schluß des ganzen Kriegs zu beſtimmen! Allein anſtatt von Eroberungen ward von müßigen Hin- und Hermärſchen berichtet, anſtatt von Schlachten ſchrieben die Zeitungen von Lagerbefeſtigungen und kleinen Scharmützeln.

Prinz Heinrich zog die Elbe hinab, Daun wälzte ihm ſeine gewaltige Heeresmacht nach, ohne zu einem großen Treffen zu ſchreiten. Der König beobachtete den Rückzug der Ruſſen nach Polen und wendete ſich gegen das Ende des Oktobers ebenfalls nach Sachſen, wovon die Verbündeten nichts weiter mehr beſaßen, als die Hauptſtadt und die Spanne Landes, auf der

ſie gerade ihre Heeresgeſchwader entwickelten. Der Kriegsſchauplatz, anſtatt ſich für die Oeſterreicher zu erweitern, die noch vor einem Monate im vollen Siegeslaufe geweſen, beſchränkte ſich nach Daun's Rückzuge von Torgau gegen Dresden auf wenige Quadratmeilen um die Elbe her. Der Spott der Wiener ließ ſich in Schmähſchriften und Zerrbildern über die zaudernde Trägheit des Oberfeldherrn aus. So ward der Gräfin Daun ein Paquet in den Wagen geworfen, welches an ihren Gemahl adreſſirt, bezeichnend genug, eine Schlafmütze für denſelben enthielt. Die unermüdliche Thätigkeit und der Muth der preußiſchen Heerführer ſtellte das verlorene Gleichgewicht der ſtreitenden Mächte wieder her, nachdem es dem Anſcheine nach für immer verloren geweſen.

Unter dem Donner der Kanonen verliert das Gehör an Empfänglichkeit für weniger erſchütternde Klänge, wo ſich die Völkergeſchicke zur blutigen Entſcheidung gegen einander rollen, verſchwindet die Bedeutung der Einzelnverhältniſſe. Die Ereigniſſe im Hauſe der Gräfin von Alzau, welche, wenn die politiſche Bewegung ſanfter oder entfernter geweſen wäre, die allgemeinſte Beobachtung auf ſich gelenkt, die geſchwätzigſte Theilnahme der Geſellſchaft rege erhalten haben würden, entgingen beinahe der öffentlichen Aufmerkſamkeit unter dem Anblicke drohender Armen, unter der Spannung, welche

Daun's perſönliche Anweſenheit vor Dresden und die Ankunft Friedrichs in Sachſen hervorbrachte. Geſchichtliche Neuigkeiten, Hoffnungen und Befürchtungen beſtürmten die Herzen. Die kleineren Räthſel beſchäftigten daher ſelbſt als Gerücht nur noch in Pauſen.

Auch die Freunde Thereſens ſchienen gleichgiltiger als ſonſt gegen das, was ſie that, und der Präſident von Zedlow hatte ſich mit einer vergeblichen Arbeit befaßt, als er die kanoniſchen Rechtsbücher über den Wunſch der Stiftsdame befragte. Es war nicht mehr die Rede von dem Plane, den die Gräfin über neuen Begebenheiten und der Baron von Zedlow unter den Verlegenheiten vergaß, in welche ihn die Actenentwendung verſetzte.

Die Vorfälle, welche ſich aus dem Zuſammentreffen Mirzach's und Schmidt's im Hemmſchuh entwickelt hatten, waren der äußerlichen Erſcheinung nach folgende. Auf einem verſteckt im Gebüſch gelegenen Raſenplatze des großen Gartens fand ſich des Morgens bald nach Aufgang der Sonne ein Kämpferpaar ein: Lieutenant Schmidt, der den Grafen Hardegg als Secundanten mitbrachte, und Hauptmann Mirzach von einem ſeiner Freunde begleitet. Die einzige Perſon, die außer den vier Männern gegenwärtig war, beſtand in dem Regimentsarzte, der ſeine chirurgiſchen Inſtrumente gemüthlich auf ſeinem Schooße auspackte, und von dem Baum-

ſtamme her, an dem er ſich auf den Boden niederge- laſſen hatte, mit Ruhe die Eröffnung des Zweikampfes erwartete. Die Secundanten machten gar keinen Ver- ſuch zur Verſöhnung. Der Fall war nach Aller Anſicht einer friedlichen Ausgleichung unfähig. Nur über die Wahl der Waffen erhob ſich ein kurzer Zwieſpalt. Hardegh verlangte im Namen ſeines Kämpfers, daß man ſich auf Degen ſchlage, Mirzach wollte nur auf Piſtolen Genugthuung geben. Nach einigen Hin- und Herreden nahm Hardegh die Schußwaffe an, die Rohre wurden unter herkömmlicher Form geladen und vertheilt, der Raum abgeſchritten und den Kämpfern die Plätze angewieſen. Graf Mirzach verfuhr mit bemerkenswer- ther Eile. Er wollte um Alles einer Störung zuvor- kommen, die er jeden Augenblick zu fürchten ſchien, deshalb nahm er alle weitere Bedingungen ohne Schwie- rigkeit an. Die Duellanten waren einander kaum gegen- über geſtellt, als er auf ſeinen Gegner feuerte. Er fehlte ihn, aber dem Lieutenant Schmidt verſagte der Schuß. Verſagen galt nach der feſtgeſetzten Duellregel für verfehlen. Graf Mirzach erlangte dadurch den Vor- theil einer zweiten Kugel. Diesmal ſah er ſich viel bedachtſamer und ſorgfältiger vor, ehe er das zweite Piſtol abdrückte. Sein Blick hätte nicht gleichmüthiger auf eine Scheibe gerichtet ſein können, als er den Körper ſeines Gegners muſterte. Bevor er die Kugel

nach dem Ziele, welches er gefunden, hinſchickte, machte er eine Bewegung, als horche er auf ein Geräuſch, welches ſich von einem Wege des Parks her zu nähern ſchien.

„Der Aufenthalt iſt peinlich!“ rief Graf Hardegh. „Thun Sie, wozu Sie der Zufall berechtigt hat, wenn Sie es nicht vorziehen, auf den unbilligen Vortheil zu verzichten.“

„Verzichten? Ich?“ ſprach Mirzach nicht eben laut, aber ſehr beſtimmt und ſein Antlitz wendete ſich auf Schmidt zurück. Das grinzende Lächeln darin war von ſo empörender Schadenfreude, daß der Secundant des Hauptmanns ſelbſt: „Feuer!“ befahl. Das Geräuſch war indeß deutlicher als das eines heranbrauſenden Wagens zu erkennen. Mirzach nickte, als ahne er, wen der Wagen bringe, ging langſam mit der Mündung des Piſtols von der Tiefe gegen die Höhe empor und feuerte ab.

„Ich bin durchſchoſſen,“ ſagte Schmidt, ſchwankte, und fiel rückwärts zu Boden, ehe Hardegh zuzuſpringen vermochte. Der Arzt erhob ſich mit Sonde und Bindezeug.

„Hätte der Unglückliche recht? Wäre die Kugel durch Bruſt und Rücken gedrungen?“ fragte Hardegh, dem Beſinnungsloſen mit ſeinen Armen zur halben Höhe des Körpers emporrichtend.

Der Arzt riß dem Gefallenen die Kleider auf, brachte die Sonde in die Wunde und ſuchte nach der Kugel. Der Wagen war nicht mehr hörbar. Er hielt jenſeit des nächſten Gebüſches.

„Wäre das Leben meines Gegners gefährdet?“ ſagte Mirzach mit dem Ausdrucke keiner anderen Beſorgniß als etwa die Rückſicht auf ſeine eigene perſönliche Sicherheit in ihm erweckte.

„Ziehen Sie ſich zurück, — wenn der Verwundete vom Schmerze, den ihm die Sonde verurſacht, aus ſeiner Betäubung erwacht, ſoll ſein Auge keine feindliche Geſtalt erblicken.“

„Ich muß doch wiſſen, woran ich bin.“

Bei dieſem herzlos hingeworfenen Worte erglühte Hardegg vor Zorn:

„Wenn das Duell einen Ausgang genommen hätte, wie ich ihn wünſchte und wie er der guten Sache entſprochen hätte, lägen Sie an dem Platze Ihres Gegners, Graf Mirzach.“

„Was iſt's mit der Kugel, Doktor? Hat ſie in's Leben getroffen? Ich will fort.“

„Wenn ich Ihnen rathen darf, ſo ſuchen Sie einen Urlaub nach bevor der Vorfall ruchbar wird. Die Kugel iſt tiefer gegangen, als daß ich eine Gewähr leiſten möchte.“

Während ſich Mirzach mit zögernden Schritten ent-

fernte, eilten von der andern Seite ein Herr und eine Dame deſto haſtiger herzu.

„Es iſt Alles vorbei! Sie haben mich betrogen, Osgualda! dort geht der Mörder und hier liegt ſein Opfer,“ rief eine gepreßte Frauenſtimme im Tone der Verzweiflung.

„Das hieße mich dafür verantwortlich machen, daß ich nicht allgegenwärtig bin,“ verſetzte der Abbate. „Hätten Sie ſich nur fünf Minuten früher von meiner Aufrichtigkeit überzeugen laſſen, wären wir wahrſcheinlich nicht zu ſpät gekommen.“

Thereſe hörte nicht auf die Erwiderung des Jeſuiten. Sie war ſchon neben dem Arzte und Hardegh zu dem Verwundeten herabgeſunken, und indem ſie neben ihm kniete, rief ſie ihm wehklagend ſeinen Namen entgegen. Das Ereigniß ſelbſt feſſelte die Zeugen deſſelben mit einer viel zu bänglichen Spannung, als daß ſie die Nebenumſtände beachtet hätten. Sie hatten nicht Zeit ſich über die Ankunft der Gräfin und über den Schmerz zu verwundern, den ſie ohne Scheu äußerte.

„Ich kann ihm die Kugel nicht aus der Bruſt ziehen, ohne die Unterſtützung eines Gehilfen,“ bemerkte der Arzt nach vielen vergeblichen Verſuchen mit der Sonde.

„Was ſoll der Gehilfe thun? weiſen Sie mich zu ſeinem Dienſt an und mein Eifer wird meine Geſchick-

lichkeit ergänzen,“ verſetzte die Gräfin, deren Kleider ſchon vom Blute des Gefallenen troffen.

„Wir ſorgen am Beſten für den Lieutenant, wenn wir ihn auf das Schleunigſte in das Lazareth bringen.“

„Nicht in's Lazareth, in mein Haus ſoll der Verwundete geführt werden, wenn irgend Hoffnung iſt, daß wir nicht blos einen Sterbenden fortſchleppen. Verſuchen Sie es noch einmal die Kugel herauszuziehen. Die Heiligen werden meine Anrufung hören und unſerem Vorhaben gnädig ſein.“

Der Arzt erneuerte ſeine Anſtrengungen, und die Gräfin, Hardegg und Osgualda unterſtützten ihn. Der Secundant Mirzach's hatte mit dem letzteren den Platz geräumt. Osgualda's Beiſtand hingegen war von günſtigem Erfolge, denn ihm kam das Studium der Chirurgie zu Statten. Die Kugel ward endlich hervorgeholt.

„Victoria,“ ſprach der Regimentsarzt, als er ſie aus dem Körper entfernt hatte, „jetzt iſt das Schlimmſte vorüber, und wenn mir der Herr Pater noch einige Handreichungen thut, kann ich gleich einen erſten feſten Verband auflegen.“

Es war deutlich, daß Osgualda unendlich in der guten Meinung der Stiftsdame gewann durch die wohlthätigen Dienſte, die er dem Leidenden zu leiſten vermochte. Von dem unerträglichen Schmerz und Blutverluſt erſchöpft war Schmidt zwar nach dem Verbande

abermals ohnmächtig geworden, nachdem er vorher unter dem Wühlen der Sonde eine Zeit lang die Augen aufgeschlagen und die Pein, die er empfand, durch Seufzen und Geſtöhn verrathen hatte.

Als die Anſtalten ſo weit gediehen waren, daß der Verwundete an den Wagen getragen und in denſelben gehoben werden konnte, ſchien Thereſe eine Erklärung hres Auftretens geben zu wollen.

„Herr Graf Hardegg," begann ſie, als ſie ſelbſt in die Kutſche ſtieg, in welcher der Arzt und Osgualda den Lieutenant Schmidt mit ihren Armen aufrecht haltend, ſaßen, „meine Dazwiſchenkunft an dieſem Orte und bei dieſem traurigen Vorfalle iſt viel natürlicher, als es auf den erſten Blick den Anſtrich haben mag."

„Es iſt nur eine Pflicht, welche die Frau Gräfin erfüllt," unterbrach der Jeſuit die Erörterung der Dame und winkte ihr, als wolle er ſie an eine Verabredung oder an ein Zugeſtändniß erinnern. „Eine Pflicht, die in dieſem Momente noch nicht mit einem Namen bezeichnet, von der aber im Voraus verſichert werden kann, daß ſie zu den heiligſten Vorſchriften göttlicher und menſchlicher Geſetze gehört."

Das theilnehmende Herz des Grafen war noch immer mehr mit dem Verwundeten ſelbſt, als mit irgend etwas Anderem beſchäftigt. Hardegg erwiederte nichts weiter, als daß er dem Lieutenant zu der Pflege Glück

wünſchte, die deſſen unglücklicher Zuſtand im Hauſe und unter der Obhut der gnädigen Frau finden werde. Darauf fuhr der Wagen mit dem Verwundeten in die Stadt und der Graf folgte in einiger Entfernung nach.

Was hierauf geſchah, von deſſen Zuſammenhang verlauteten nur widerſprechende Gerüchte, die im Strome der größeren und allgemein wichtigeren Neuigkeiten untergingen, wieder auftauchen und abermals verſchwanden, wie es der Reichthum und Wechſel der Tagesbegebenheiten mit ſich brachte. Der Graf von Mirzach hatte Urlaub erhalten und Dresden verlaſſen. Einige behaupteten, daß er nach Wien gegangen ſei, um ſich im Voraus Verzeihung zu erwirken, wenn ſein Duell mit Schmidt des Letzteren Tod herbeiführen ſollte. Denn es war bekannt, daß der Arzt in den erſten Tagen nicht die entfernteſte Hoffnung gab. Andere ſagten, Mirzach habe die vollkommenſte Sicherheit darüber, daß keine Unterſuchung über das Duell eingeleitet werde, ſelbſt wenn Schmidt ſchon in den nächſten Tagen nach ſeiner Verwundung ſtürbe, und daß er nur nach Oeſterreich gereiſt ſei, um Familienangelegenheiten für die Vermählung zu ordnen, die er mit Mathilde von Zedlow vorhabe. Die am tiefſten Blickenden leugneten beide Motive der Mirzach'ſchen Entfernung. Sie erzählten, der Hauptmann ſei leidenſchaftlich in ſeine Muhme verliebt, habe aber keine Erwiederung ſeiner Neigung

bei ihr gefunden. Aus Rache habe er ſie an das Kloſter ausliefern wollen, aus welchem die Gräfin nicht etwa entlaſſen, ſondern entflohen ſei. Lieutenant Schmidt, ſein glücklicher Nebenbuhler um die Liebe Thereſens, hätte die Entführung aus Sachſen verhindert und daraus habe ſich der Zweikampf entſponnen. Wenn Mirzach daher durch irgend eine Urſache aus Dresden vertrieben worden ſei, ſo müßte man ſie dem Aerger zuſchreiben. Denn was könnte verdrießlicher für ihn ſein, als zu ſehen, daß die Gräfin von Alzau über ihrer Hingebung für Schmidt jede Rückſicht des Anſtands und der Sitte ſo ſehr vergeſſe, daß ſie den Lieutenant zuletzt in ihrem Hauſe wie einen Sohn oder Bruder aufgenommen.

Osgualda ging täglich in der Wohnung der Stiftsdame aus und ein. Er war öfterer dort als ſelbſt der Arzt, der den Verwundeten behandelte. Nichts ſchien daſelbſt geſchehen zu können ohne ſein Zuthun. Hatte die Gräfin früher in dem Rufe geſtanden, ſie ſei nicht eben des ſtrengſten katholiſchen Grundſatzes und an die Kirche mehr der Form als dem Geiſte nach gebunden, ſo war die wankelmüthige öffentliche Stimme in Kurzem geneigt, die Stiftsdame, die einen ſo unausgeſetzten Umgang mit dem verdächtigen Osgualda unterhielt, ſelbſt für eine Jeſuitin und alle frühere Vorgänge, beſonders aber die Irrung, die zwiſchen ihr und dem

Abbatte eingetreten war, für Maske auszugeben. Nur die raſche Fluth der Ereigniſſe, der täglich ſich erneuernde Stoff von Kriegsnachrichten, die freilich meiſt in Täuſchungen beſtanden, die Heere, die ſich um Dresden wie Wetterwolken zuſammenzogen, die durchgehende Unſicherheit der Verhältniſſe hinderte ein ſtärkeres Aufkommen und Giltigwerden aller dieſer Gerüchte. Aber ſelbſt durch den wilden Kriegslärmen rauſchte ein erbittertes Gemurmel von jeſuitiſchen Ränken, die gegen den Baron von Zedlow geſchmiedet worden wären.

„Der brave Mann ſoll dem bedrängten Lande entzogen werden,“ hieß es, „weil ihn die Pfaffen nicht leiden mögen. Sie haben ihm eine Falle gelegt, um ihm im Vertrauen des Königs zu ſtürzen und die ſcheinheilige Gräfin von Alzau hat die Hand dazu geboten.“

16.

Mathilde — wie bleich war ſie geworden! Der jugendliche Schwung fehlte ihrer Bewegung, auf dem Schmelze des ſonſt ſo farbenfriſchen Antlitzes lag der Ausdruck des Kummers. Es gibt eine urſachloſe ſtille Wonne, die wir beim Aufgehen des Frühlings empfinden, eine Freude, nach deren Urſprunge wir nicht ſuchen, eine Hoffnung ohne beſtimmtes Ziel, unter der uns die Bruſt hoch und ſelig aufſchwillt! Sie iſt da, wenn die Lerchen ſingen, die Lüfte elaſtiſch wehen und ſich die Knospen der Erde regen. Der Lenz und die Jugend bringen ſolche Daſeinsſeligkeit. Wär' es darum, weil die Gefährtin des Lenzes wie der Jugend — die Liebe iſt?

Mathilde war verdüſtert und erkältet aus Weſenſtein zurückgekommen und hatte den Vater ſchwerer Beſorgniß voll gefunden. Seine unruhige Stimmung war geſtiegen, als er die Nachricht empfing, der Baron von Hennigke habe in aller Heimlichkeit Dresden verlaſſen. „Das iſt das Eingeſtändniß unſerer Schuld," ſagte er. „Pfui über die Schwäche, die ſich in ihrer feigen Flucht ſelbſt eines erlogenen Vergehens anklagt."

Der Baron von Zedlow gab zwar die Nachforſchungen nicht auf, die er zur Entdeckung jenes Bubenſtücks eingeleitet hatte, aber ihre Erfolgloſigkeit ſchlug auch ſeine ſtarke Seele nieder, die an keinen ſchimpflichen Rückzug dachte. Um ſeinem Hauſe für alle mögliche Fälle ein Oberhaupt, ſeiner Tochter einen Schutz zu ſichern, rief er ſeinen Sohn Heinrich vom Regimente ab. Mathildens Bruder kam nicht ſogleich, allein es ſchien nicht ſchwierig, Urlaub für den Winter zu erlangen und er verſprach zu kommen.

„Wenn meine Klugheit zu fein geweſen wäre!“ fragte ſich der Präſident manchmal. „Wenn ein dreiſtes Zugreifen auf den erſten Verdacht hin zum Zwecke geführt hätte, während mich alles vorſichtige Umhertaſten in der Umgebung des gefährlichen Mannes nur zu irren ſcheint. Vielleicht daß er nicht blos der Hebel der Intrigue, ſondern auch der Vollſtrecker ſelbſt war, und daß die Unterſuchung bei ihm hätte beginnen ſollen!“

Mathilde beſaß nicht mehr die Kraft, die gute Laune des Vaters an der ihrigen zu entzünden. Außer dem drohenden Schickſale des Vaters laſtete der Harm getäuſchter Liebe auf ihr. Er war vor einem gewaltſameren Gefühle verſtummt, ſo lange Leopold Schmidt in Lebensgefahr ſchwebte. Seit aber der Bediente, der den Auftrag hatte, ſich täglich nach dem Befinden des Verwundeten zu erkundigen, immer beſſere Nachrichten

brachte, trat der verſchwiegene Schmerz in ſein Recht zurück. Sie ſtrebte, ihn zu beſänftigen, indem ſie ihm die fernere Nahrung zu entziehen ſuchte und jede äußere Berührung mit ihm vermied, weshalb ſie ſich in ſtrenger Entfernung von der Gräfin von Alzau und dem Fräulein von Golz hielt. Aber der Schmerz bedurfte keiner Hilfsquellen. Er beſtand aller Ableugnung ohnerachtet fort, und wenn er auch nach und nach immer ſanftere Wellen ſchlug, ſo ließ er doch auch keine Freudigkeit aufkommen. Dem Bilde des jungen Lebens war ſein Licht geraubt.

Wenn aber auch Mathilde ein Zuſammentreffen mit der Gräfin von Alzau ängſtlich ſcheute, ſo konnte ſie doch eine Frau nur bewundern, die den Muth beſaß, aller Verläumdung der Welt zum Trotze, ihre Wohnung zum Krankenhauſe und ſich ſelbſt zu Schmidt's treueſter Wärterin herzugeben. Freilich war es unbegreiflich, daß ſie dies mit Osgualda's Theilnahme und Vorſchub that. Der Präſident wußte ſich wohl das Eine, aber nicht das Andere zu erklären. Obſchon Thereſe wegen der Auskunft, die ſie einſt ſo dringend von ihm gefordert hatte, nicht weiter anfragte, ſo glaubte er doch, ſie hege die Abſicht, den Lieutenant als Sohn zu adoptiren. Sollte aber Osgualda den Plan unterſtützen? Ein eben ſo hoffnungsloſer Plan als verdächtiger Helfer!

Das Fräulein von Golz ließ anfragen, ob Mathilde ihren Abſchiedsbeſuch empfangen wolle. Es galt ſich Zwang anzulegen, oder grob unhöflich zu ſein. Zugleich war eine gewiſſe — Hoffnung läßt ſich wohl nicht ſagen, — wohl aber eine Art von Genugthuung in der Ankündigung des Abſchiedsbeſuchs der glücklichen Nebenbuhlerin enthalten. Mathilde nahm ihn an. Die erſte Begegnung war ſehr wortreich und gefühlsarm.

„Sie werden ſich wundern, daß ich Dresden verlaſſe, nun es wieder rings von Armeen umzingelt iſt,“ ſprach das Fräulein, die geräuſchvollen Begrüßungen hemmend, „nachdem ich meinen Aufenthalt in friedlicheren Tagen weit über das Bedürfniß verlängert habe. Ich darf Ihnen die Urſache nicht verhehlen. Mein Verlobter iſt erſt jetzt im Stande mich zu begleiten.“

„Erſt jetzt,“ ſprach Mathilde. Sie hatte geglaubt, mit allem Stolze ihrer Weſenſteiner Tante ausgerüſtet zu ſein, deren Bemerkungen unter anderen Umſtänden vielleicht nicht das mindeſte ausgerichtet haben würden, die aber dem Mädchen unter den obwaltenden Verhältniſſen wenigſtens einen äußerlichen Haltpunkt zu bieten ſchienen. Dennoch erbebte die altadelige Baroneſſe vor dem Fräulein, welches ihr die Liebe eines unbedeutenden bürgerlichen Offiziers entriſſen hatte. „Erſt jetzt — und doch ſchon Ihr Verlobter?“

„Unſere Bekanntſchaft und Neigung iſt viel älter.

Allein in jedem Falle mußte die Geneſung abgewartet werden, ehe wir öffentlich mit unſerer Verbindung hervortraten. Auch der Tod meines Vaters hat unſern Schritt verzögern müſſen."

Daß Mathilde nicht geahnt hatte, der Abſchiedsbeſuch des Fräuleins würde auch die Abreiſe Schmidts anmelden! Sie war beſtürzt über die Nachricht und beſtürzt darüber, daß ſie ihre Beſtürzung nicht verbergen konnte.

„Die Wiederherſtellung des Kranken iſt alſo vollſtändig?" fragte ſie nach Faſſung ringend.

„So gelungen, daß außer einiger Schonung, die der Kopf noch verlangt, keine Folgen weiter zu fürchten ſind."

„Ich wünſche Ihnen Glück dazu. Zur Geneſung und zur Verlobung wünſch' ich Ihnen herzlich Glück und ſehe mit Freude, wie leicht Sie ſich entſchloſſen haben zum Feinde überzugehen."

„Verſtehe ich Sie recht? Ich bin vielmehr im Begriffe nach Berlin, in unſere Heimath zurückzukehren."

Mathilde warf einen zerſtreuten Blick auf das Fräulein.

„Hauptmann Steinbach benutzt übrigens dieſe Gelegenheit, ſich Ihnen durch mich zu empfehlen," fuhr das Fräulein von Golz fort.

„Welcher Hauptmann?"

„Sie ſind mir alſo ſelbſt mit Ihrer Erinnerung untreu worden. Hauptmann Steinbach, den der Wachtmeiſter Bayer in Munsheim und in der Todesnacht meines Vaters mit dem Degen niederſtreckte.“

„Und er wäre Ihr —“ Mathildens Lippen zitterten. Sie konnte den Satz nicht vollenden.

„Er iſt mein Verlobter. Seinetwegen verweilte ich länger in Dresden. Nachdem er ſich von den Nachwirkungen ſeiner Kopfwunde erholt hat, ſteht ſeiner Auswechſelung kein Hinderniß mehr entgegen.“

„Warum erklärten Sie ſich nicht gleich deutlicher, liebe Golz? Das iſt ja das erfreulichſte Ereigniß, wovon ich hören konnte. Wir haben viel Antheil an dem Unglücke des Herrn von Steinbach genommen. Alſo geheilt und mit Ihnen verlobt? Erlauben Sie, daß ich Sie umarme. Ich habe ſeit den letzten Wochen ſo viel Unerfreuliches erfahren und es iſt noch ſo viel Schlimmes zu erwarten, daß ich oft gar nicht bei mir ſelbſt bin.“

„Sie hätten dennoch etwas gerechter gegen die Perſonen ſein ſollen, die von Ihnen geliebt zu werden wünſchen. Meine Beſuche lehnten Sie ab, Sie ſelber kamen nicht zu uns, obſchon es dem Lieutenant gewiß zum Troſte gereicht haben würde, zu vernehmen, Sie hätten auch ſelber einmal, anſtatt Ihres Bedienten, nach ſeinem Befinden gefragt. Dazu iſt die Gräfin erkrankt, ernſtlich erkrankt, und während ſich Schmidt erholt,

welkt ſie dahin. Sie hat ſich jedenfalls in den Anſtrengungen zu ſeiner Pflege übernommen."

„Die edle, herrliche Frau! Erweitern Sie Ihre Vorwürfe nicht; ſie brennen mir in die Seele hinein. Hauptmann Steinbach — der hier ſeine Herſtellung erwartete. Wußte den Leopold Schmidt um Ihre Liebe? Um Ihre Liebe zu dem Hauptmann mein' ich."

„Er war unſer Vertrauter. Nachdem ich es gewagt hatte, ihn mein Verhältniß zu dem Herrn von Steinbach ahnen zu laſſen, begleitete er mich zu ihm, an ſein Krankenbette. Sie werden mich deshalb nicht verkennen, daß ich den Geliebten nicht in derſelben Stadt und leidend wiſſen wollte, ohne ihn aufzuſuchen. Die Welt iſt hart. Sie beurtheilt unſere beſten Gefühle ſtrenger, als unſere Sünden. Sie will nicht, daß wir unſerem natürlichen Drange, dem Gebote unſeres Herzens folgen ſollen. Ich mußte meine Gänge in das Lazareth in's Geheimniß hüllen, um meinen Ruf — des Rufes meiner Wohlthäterin wegen — zu ſchonen. Gott ſei Dank! Die Beſſerung meines Verlobten trat raſch genug ein, daß er mich ſelbſt aufſuchen konnte, nachdem ich meinen freundlichen Führer verloren hatte."

„Ich bin ein ſehr böſes Mädchen geweſen! Wird man mir verzeihen? Wenn man ermeſſen könnte, was ich gelitten, ſo würde man mir verzeihen!"

Das Fräulein von Golz antwortete durch eine herz-

liche Erwiederung der Liebkoſungen, mit denen ſie von Mathilden überhäuft ward.

„Und die Gräfin von Alzau wird Ihnen nicht grollen. Sie hat nicht Zeit gehabt, auf das Betragen ihrer Freundinen zu merken. Der Zuſtand Leopolds — der Lieutenant heißt im ganzen Hauſe ſo, Sie wollen daher geſtatten, daß ich ihn auch hier mit dem vertraulicheren Namen bezeichne — der Zuſtand Leopolds war das Einzige, was ſie beobachtete, wofür ſie fürchtete und hoffte. Sie hat ihn mit einer Aufopferung gepflegt, die über jedes Lob erhaben iſt.“

„Aber wunderbar iſt es doch, daß ſie den fremden Mann bei ſich aufnahm. Ich meine wunderbar für das gewöhnliche Urtheil. Für die höhere Anſchauung iſt es nur groß und edel.“

„Es wird auch für den einfältigſten und vorurtheilsvollſten Sinn bald kein Räthſel mehr ſein.“

„Und daß Osgualda ſo zu ſagen die rechte Hand Thereſens geworden, daß er täglich um ſie und für ſie beſchäftigt erſcheint —“

„Das iſt die ſegensreichſte Wirkung, die der Haß jemals hervorgebracht hat. Osgualda iſt Mirzach's unverſöhnlicher Feind ſeit dem Entführungsverſuche und dem Duelle. Und wie erbärmlich Sie dies Motiv auch finden mögen: genug, es hat der Gräfin den eifrigſten Bundesgenoſſen zugeführt.“

„Wenn er ſie betröge —, wenn ſeine Feindſchaft gegen Mirzach eine Maske wäre.“

„Die Gräfin hat Bürgſchaften für Osgualda's Treue. Ich bin weder genugſam unterrichtet, noch berechtigt, Ihnen die Verhältniſſe zu entwickeln. Allein ſo viel iſt ſicher, daß ſich Osgualda, empört durch Mirzach's Handlungsweiſe, der Stiftsdame angeſchloſſen und ihr alle Mittel geliefert hat, die Pläne ihrer Anverwandten zu vernichten.“

„Das iſt die erſte gute That, die ich den Teufel ausführen ſehe.“ Aber Mathilde war in dieſem Augenblicke viel zu ſelig, viel zu geneigt an alles Gute und Schöne auf Erden zu glauben, als daß ſie die Zweifel, die in ihr emporſtiegen, nicht bereitwillig verbannt hätte. Das Fräulein von Golz war nur auf einen kurzen Etikettebeſuch gefaßt gekommen. Mathilde verzögerte den Abſchied von einer Friſt zu anderen. Hätte nicht der Bräutigam auf die Verlobte gewartet, ſo hätte der Beſuch gar kein Ende erreicht.

Der Uebergang Mathildens von einer farbloſen Niedergeſchlagenheit zum heiterſten Weſen war ſo plötzlich, daß er dem Vater auffallen mußte. „Du biſt auf einmal ſo aufgeweckten Sinnes,“ ſagte er, „als ſei alles Schlimme vorüber und der Himmel nur mit Hoffnungsſternen beſä't.“

„Ich denke wirklich, Papa, es muß noch Alles gut werden,“ antwortete ſie.

„Aber worin zeigt ſich auch nur die entfernteſte Ausſicht auf Aenderung?“

„Allenthalben, Papa, — ja, es iſt gar kein Platz mehr in meiner Seele, auf dem ich nicht ein Stückchen Hoffnung bemerkte.“

„Das iſt ſehr wunderbar. Deine Freude, Dein guter Muth muß doch eine beſtimmte Urſache haben.“

„Ob er ſie hat! Zuerſt alſo bin ich vergnügt, daß Magiſter Heribert in die Stadt kommt. Iſt ſein Eintreffen nicht auf heute angeſetzt?“

„Wenn er durch die Truppen gelangen kann, allerdings.“

„Sodann war das Fräulein von Golz bei mir, wie Sie erfahren haben werden. Wer kann eine glückliche Braut ſehen, ohne ſich mit ihr zu freuen! Das Mädchen hat ſo viele Drangſale ausgeſtanden, der Hauptmann, der in Munsheim verwundet ward, lag lange gefährlich darnieder, ſie war von Anverwandten und Freunden verlaſſen und dennoch ging Alles zum guten Ende. Herr von Steinbach wird ranzionirt und reiſt nach Berlin, um ſich mit ihr trauen zu laſſen. Im Hauſe der Gräfin ſteht Alles wohl, bis auf die Frau Gräfin ſelbſt, die von den Nachtwachen und der Sorge für Schmidt erſchöpft iſt. Glauben Sie nicht, gnädiger

Papa, daß ich ſchon zu lange ſäumte, ihr perſönlich aufzuwarten?“

„Du hatteſt gute Gründe zu Deinem Entferntbleiben, die ich ganz billigte, und noch immer befindet ſich der junge Mann in Thereſens Wohnung, deſſen Anweſenheit noch durch keine ſchickliche Form gerechtfertigt iſt, noch immer träfeſt Du auf Osgualda, wider den ich den ärgſten Argwohn hege.“

„Erſtens iſt Osgualda heute gar nicht in Dresden,“ fiel Mathilde lebhaft ein, „zum Andern hat ſich auch ſein Charakter völlig umgeſtaltet.“

„Nicht in Dresden, ſagſt Du?“

„Er hat ein Beichtkind auf dem Lande, zu dem er gerufen ward.“

„Und dies Beichtkind ſo wie ſein Weggang wäre meiner Nachforſchung entſchlüpft? Ich bin ſchlecht bedient, wie ich ſehe, dem gefährlichen Manne gegenüber, und das iſt natürlich, den ich verſtehe mich nicht auf das Spioniren und mir fehlen die Leute dazu.“

Der Präſident ließ den Gegenſtand der Unterredung, von dem er ausgegangen, bei Seite. Eine drückendere Schwierigkeit beſchäftigte ihn, als das Räthſel eines Mädchenherzens zu löſen. Von der Unzuverläſſigkeit ſeiner Anſtalten überraſcht, erſchrack er vor einem Gedanken, der ſich ihm aufdrängte, zog ſich auf ſein Zim-

mer zurück und verließ bald darauf in eiliger Bewegung das Haus.

Mathilde würde durch den Umſtand lebhaft beunruhigt worden ſein, hätte ſie nicht zu viel an die unerwarteten Aufſchlüſſe zu denken gehabt, die ſie von dem Fräulein von Golz empfangen. Sie war froh, daß der Vater hinweg ging, ohne weiter mit ihr über die Erneuerung der perſönlichen Verbindung mit der Stiftsdame zu verhandeln. Schon hatte ſie vor einem Verbote gezittert. Jetzt konnte ſie dem Verlangen ihrer Seele gehorchen, ohne ungehorſam zu ſein. Der Abend dämmerte. Er ſollte ſich nicht in Nacht verwandeln, bevor ſie das lange gemiedene Haus wieder betreten hätte. Der Hut war ſchon genommen, der Mantel umgeworfen und der Bediente beſtellt, der ihr folgen ſollte, als Magiſter Heribert ihren Weggang verzögerte. Der Pfarrer kam eben mit Sack und Pack von Munsheim. Sein Fuhrwerk hielt unten an der Thüre.

„Sie durften mich heute nicht mehr erwarten,“ ſprach er, nachdem er Mathilden begrüßt hatte und von ihr bewillkommt worden war, „denn ich habe mich wie gewöhnlich verſpätigt, obſchon ich pünktlich Morgens um fünf Uhr aufgebrochen bin. Es war noch ſtockfinſtere Nacht als ich in den Wagen ſtieg. Aber der Aufenthalt unterwegs, die Plackereien mit den Soldaten, von denen die Gegend wimmelt und die uns meines

Gouvernementspaſſes ungeachtet die Pferde wegnehmen wollten, um ſie vor ihre Geſchütze zu ſpannen, der Aufenthalt in den Wirthshäuſern, in denen wir uns verſteckten — ich habe bei der Gelegenheit einen alten Bekannten wieder geſehen, der ſich ſehr übel gegen mich betrug, was ich Ihnen dann erzählen will — und endlich meine unglückſelige Zerſtreutheit! Das machte die Verſpätigung. Werden Sie mir glauben, daß ich ſo eben in der pirnaiſchen Vorſtadt war, um Sie, anſtatt in einem Hauſe, in einer Ruine aufzuſuchen! Hatt' ich doch den Brand rein weg vergeſſen!"

Mathilde fühlte die Verpflichtung, dem Magiſter bei ſeiner Einrichtung beizuſtehen und ihm eine Weile Geſellſchaft zu leiſten, ehe ſie ihn verließ. Ihre Liebe für den alten Hausgenoſſen erleichterte ihr die Artigkeit. Sie leitete die Anordnung ſeines Zimmers, und verweilte bei ihm während er eine Kiſte mit Büchern auspackte, um ſeine Fragen nach dem Vater zu beantworten und ſie durch andere Fragen zu erwiedern. Zufällig erinnerte ſie dabei an den Bekannten, auf welchen der Magiſter auf der Fahrt nach Dresden geſtoßen. Die Begegnung war ein an ſich unbedeutendes Abenteuer, in welchem Graf Mirzach die Hauptrolle ſpielte. Eine zweite Perſon aber, die in denſelben Vorfall verwickelt war, und in welcher Mathilde den Abbate Osgualda erkannte, beſtimmte ſie dazu, den Pfarrer zu bitten,

daß er dem Präſidenten, ſo wie dieſer erſcheine, daſſelbe erzähle. Sie ſelbſt eilte, nicht mehr blos von Hoffnung bewegt, ſondern auch von Angſt getrieben zur Gräfin von Alzau.

Das Vorzimmer war leer. Mathilde fand Niemand, durch welchen ſie ſich hätte können anmelden laſſen. Sie zögerte einige Augenblicke, dann ſchritt ſie vorwärts, in der Hoffnung, Anna, oder ſonſt eine Perſon von der Bedienung zu treffen. Das Krankenlager Schmidts ſchien die alte Zimmereintheilung verändert zu haben. Mathilde wußte nicht mehr Beſcheid, wo die Domeſtiken zu ſuchen ſeien. Sie kam an eine Thüre, hinter welcher ſie leiſe Stimmen zu vernehmen glaubte und klopfte an. Eine männliche Geſtalt erſchien auf der Schwelle.

„Mathilde — Sie Mathilde hier?"

Leopold Schmidt faßte mit der Hand an den Drücker der Thüre, um ſich aufrecht zu erhalten. Er ſchien noch ſehr ſchwach und leidend.

„Laſſen Sie die Baroneſſe hereintreten," ſagte ein Organ, in welchem nur geringe Spuren der ehemaligen klangvollen Friſche zu erkennen waren. Aus Mathildens Augen ſtürzten Thränen hervor. Sie weinte vor Freuden des Wiederſehens, oder aus Mitleiden über den kranken Zuſtand der Gräfin, der ſich deutlich in der gebrochenen Stimme ausſprach. Die Stiftsdame lag angekleidet auf einem Ruhebette. Ihre Züge hatten ſich

vertieft, das glänzende ſchwarze Haar ſtach grell von dem blaſſen Angeſichte ab, welches die Blutwärme ſeines Teints verloren hatte. Mathilde wankte erſchüttert durch den Anblick an das Bett hin. Sie konnte vor Bewegung nur durch eine Umarmung ſprechen.

„Sie erſchrecken vor mir, gutes Kind — ſo ſchroff iſt der Unterſchied meiner Erſcheinung, ſeit wir uns nicht geſehen. Was thut's, daß meine Geſundheit dahingeſchwunden, da ich die ſeinige gerettet habe? Mit ſeiner Geneſung wird ſich auch mein Wohlſein wieder finden. Allein Sie zittern, wie ein Eſpenblatt. Rücken Sie dem Fräulein einen Stuhl herbei, Leopold."

Es war ein kleines trauliches Gemach, in welchem ſich die drei Perſonen befanden. Es ward faſt ausgefüllt von ihnen und mit der körperlichen Nähe verband ſich die Nähe der Herzen.

Mathilde empfand die Verpflichtung, ihr Benehmen zu entſchuldigen und doch vermochte ſie es nicht. Ihre Blicke, die unruhig zwiſchen Schmidt und der Stiftsdame hin und herflogen verriethen ihre Gedanken.

„Kommen Sie mit dem vorigen Vertrauen? Kommen Sie auch mit den Gefühlen, die ich in Ihnen zu entdecken meinte, als der junge Convalescent, den Sie heute an meiner Seite finden, zum erſten Male vor mich trat?" fragte Thereſe.

„Darf ich aus Ihrer Gegenwart ſchließen," ſprach

der Lieutenant mit ſeelenvoller Innigkeit, „daß Ihr Herz die eiſige Rinde abgeſtreift hat, die mich bei unſerer letzten Begegnung bis in's Mark erkältete?“

„Ich verſtehe Ihren Vorwurf nicht — oder ich war ein verblendetes Kind —“ antwortete Mathilde, und ihr Erröthen, das verwirrt zu Boden geſenkte Auge und die Hand, die ſie Leopold wie zur Verſöhnung oder vielmehr zum Zeichen eines feſten Bündniſſes entgegenſtreckte, erklärte mehr als ihre Worte.

„Ahnt' ich doch, vom Anfange her, daß Sie von Mathilden geliebt würden; warum ſollt' ich das verſchweigen, jetzt da die Erfüllung dieſer Liebe möglich wird. Ihr habt Euch nur geflohen, um Euch deſto gewiſſer wieder zu finden. Warum, Mathilde, tauſchten Sie Ihr Geheimniß nicht früher gegen das unſrige aus? Sollte der Kranke zu Ihnen kommen, der bis heute auf den Raum ſeines Zimmers beſchränkt war, oder ich — da Sie ſelbſt unſeren Boten, das Fräulein von Golz, zu ſprechen vermieden, bis ſie Ihnen ihren Abſchied ankündigte?“

„Können Sie mir zürnen, Leopold, daß ich eiferſüchtig war, eiferſüchtig auf gewiſſe Heimlichkeiten, die Sie mit der Golz theilten und die mir erſt heute erklärt wurden, eiferſüchtig auf Ihr Erſcheinen bei einem Balle, dem ich mich aus Zartgefühl für Sie entzog — eiferſüchtig jetzt noch bin auf die Frau Gräfin, der Sie

Ihre Geneſung verdanken und zu deren Häupten Sie ſitzen. Ich wäre im Stande, die ganze Welt um Ihretwillen zu haſſen."

„Sie könnten nicht reizender ſein, als in Ihrer Offenheit, Mathilde, nicht reizender als in dieſem Gemiſch von Weinen und Lachen. Was wird aber Papa Präſident dazu ſagen, daß Sie dieſen ärmſten Offizier des großen öſterreichiſchen Heeres lieben?"

„Wir dürfen es ihm nicht plötzlich und der Weſenſteiner Tante gar nicht ſagen," erwiederte Mathilde und die Schalkhaftigkeit lächelte aus den roſigen Grübchen ihrer Wangen. Sie hatte allen Muth gewonnen, ſeit ſie ihre Neigung von Thereſen erkannt wußte. Sie ſchrieb der Weſenſteiner Tante zu viel Gewicht zu, denn ſie würde auch vor ihr nicht zurückgewichen ſein mit ihrem mächtigen Gefühle.

„Welch' eine Wonne würde ich aus Eurem Glücke trinken, wenn ich geſund wäre! Aber die Stirn iſt mir eiskalt und die Hände und Füße ſind wie abgeſtorben, daß ſelbſt die ſtärkſte geiſtige Erregung nicht im Stande iſt, den bleiernen Körper mit ſich fortzureißen. Ich verdiene nicht der Gegenſtand Ihres Mißtrauens zu ſein," fuhr Thereſe fort, matt aber mit deſto größerem Wohlwollen, „denn Leopold iſt mein Bruder. Sie meinen, das ſei ein bildlicher Ausdruck? Wir ſind eines Vaters Kinder, wären wir es auch einer Mutter! Jetzt

mögen Sie ermeſſen, welchen Schatz der Haß Osgualda's wider Mirzach meinem verwaiſten Herzen ſchenkte, in dem Augenblicke ſchenkte, wo das Rohr des Feindes gegen meinen Bruder gerichtet war. Meine Liebe war der Entdeckung zuvorgeeilt, aber mein Argwohn dennoch größer als der Wunſch, die Eröffnung des Abbate beſtätigt zu ſehen. Ich zweifelte einen Augenblick, und während dieſes unſeligen Moments zerriß die Kugel Leopolds Bruſt. Aber Osgualda's Angaben haben die vollſte Beſtätigung in dem Nachlaſſe des ſeitdem verſtorbenen Profeſſor Schmidt gefunden."

Thereſe mußte ihre Rede unterbrechen. Sie trocknete ſich den kalten Schweiß von der Stirn.

„Ich habe niemals vorher in einer Krankheit eine ſolche Schwere der Glieder empfunden," ſagte ſie, „aber ich muß meine Mittheilung vollenden. Mein Vater hatte keinen ebenbürtigen männlichen Erben. Wie mich meine Verwandten der Welt zu entrücken und der Kirche zu verloben ſuchten, ſo waren ſie vorher auch auf jede Weiſe bemüht, dem Vater den Sohn zu entführen, denn ſie fürchteten, der Graf von Alzau möchte, was dem Rechte der Güternachfolge mangelte, durch die Gnade des Regenten ergänzen laſſen. Unſer Vater war der Freund Kaiſer Karls, die Legitimation Leopolds durch den Monarchen ſchien nicht unmöglich. Vielleicht dachte der Graf daran, den Plan in's Werk zu ſetzen,

als ihn der Tod überraſchte. Der Pflegevater Leopolds, eigentlich der Oheim meines Bruders, war durch heilige Verſicherungen zu einem Schweigen verbunden, welches er erſt mit ſeinem Tode brechen durfte. Den übrigen Verlauf der Angelegenheit kennen Sie, Mathilde. Ich habe nur hinzuzufügen, daß die beſten Wege eingeſchlagen ſind, um den Mann, der nicht der Erbe ſeines Vaters ſein konnte, zum Erben ſeiner Schweſter zu machen."

„Doch nicht unter Osgualda's Mitwirkung?" ſchreckte Mathilde empor.

„Fürchten Sie nicht, daß ich ſeinen guten Regungen jemals Vertrauen geſchenkt hätte. Ich habe mich viel ſicherer geſtellt, indem ich nur auf ſeine böſen Abſichten rechnete. Er verrieth den Grafen Mirzach an mich, er ſchaffte die Beweiſe von Leopolds Herkunft herbei, noch bevor das Kriegsgericht den Nachlaß des Profeſſors ausantwortete, er that Alles um die Pläne meiner Verwandten, die ſich ſo lange auf ihn ſtützten, zu vernichten. Mag er ſo gehandelt haben aus welcher perſönlichen Rachſucht es immer geſchehen ſei — wir hätten keinen unterrichteteren Rathgeber, keinen tiefer in die Verhältniſſe eingeweihten Mann zu unſern Zwecken finden können als ihn. Zugleich vertrat er die eine Partei, die an meinem Vermögen betheiligt iſt, die Kirche. Ihr hat er nicht das kleinſte Intereſſe vergeben; nur gegen

die Vortheile, welche meine Mirzach'ſchen Vettern bereits errungen, iſt er mit uns verbündet."

„Und ſo wäre es vielleicht nur zum Schein und Truge geweſen, um den Hauptmann deſto ſicherer zu täuſchen, daß er ihm heute in einer kleinen Waldſchenke an der Straße nach Rumburg eine Zuſammenkunft gab? Ihm Papiere ausantwortete und andere dagegen empfing? Das Fräulein von Golz ſagte mir, er bringe einem Beichtkinde die Tröſtungen der Religion. Ein Freund unſeres Hauſes, der vorhin von Munsheim kam, rang mit ihm und dem Grafen Mirzach um die Pferde, mit denen er nach Dresden fuhr und die ihm jene abnehmen wollten, um damit weiter zu reiſen."

„Graf Mirzach in Sachſen — in der Nähe von Dresden! Sie ſprechen etwas Unmögliches aus. Er ſucht in Wien das zerriſſene Spinngewebe ſeiner Intrigue zu ergänzen."

„Den Magiſter Heribert kennen Sie doch? der mit uns in Munsheim geplündert ward, Lieutenant Schmidt? Er hat ſich die verhaßte Phyſiognomie Ihres Anklägers viel zu genau eingeprägt, als daß er irren könnte."

„Und Osgualda iſt noch nicht zurückgekehrt. Er ging auf einen halben Tag. Es iſt ein ganzer daraus geworden."

„Vielleicht iſt er längſt wieder in ſeiner Wohnung und arbeitet die Schriften für uns aus, die er mit ſo

viel Scharfſinn und Beweiskraft abzufaſſen verſteht. Uns ängſtigt ein Phantom. Leopold — nur um uns zu beruhigen, nehmen Sie den Schlüſſel zu meiner Chatoulle. Sie wiſſen auf welcher Seite dort wiederum der Schlüſſel des eiſernen Kaſtens liegt, in dem wir Ihre Documente bewahren. Ueberzeugen Sie ſich, daß die Papiere noch vorhanden ſind."

Der Lieutenant that wie ihm geheißen. Er blieb eine Weile aus. Denn er hatte in ein anderes Zimmer zu gehen, welches ebenfalls unter Verſchluß gehalten ward. Als er zurück kam — es war indeß eine ſchweigende Pauſe in der Unterhaltung eingetreten, die von einem bänglichen Vorgefühl beſchwert war — hatten ſelbſt ſeine Lippen die Farbe verloren. Er ſprach nichts, ſondern er ſchüttelte die Finger der linken Hand, indem er der Stiftsdame mit der Rechten den Schlüſſel reichte.

„Die Documente ſind verſchwunden," ſchrieen die Frauen auf.

„Sie ſinds wahrhaftig und die Schlöſſer unverletzt."

„Der Herr beſaß einſt durch die Beichte den Schlüſſel zu meiner Seele. Hätte ich ahnen können, daß er ſich außerdem auch die Schlüſſel zu meinen Truhen verſchaffen ſollte?" Die Faſſung und Gelaſſenheit, mit der Thereſe ſprach, war erſtaunlich. Um ſo furchtbarer war der Eindruck ihrer Worte als ſie fortfuhr: „Der

Verluſt iſt unerſetzlich, aber er iſt nicht das Schlimmſte. Anſtatt die Mirzach's zu täuſchen, ſind wir die Verrathenen und zu ſpät erkenne ich die mörderiſche Hand — ich bin vergiftet."

Am andern Morgen erſchien ein Beamteter in der Wohnung des Präſidenten. Er hatte einen Befehl aus dem Warſchauer Cabinete zu überreichen. Der Baron war nicht zugegen. Er war noch vor Nacht abgereiſt, die Spur Osgualda's verfolgen zu laſſen.

17.

Der gegenſeitigen Beobachtungen, der ereignißloſen Hin- und Herzüge müde, ſchienen beide feindliche Heere nach einer Entſcheidungsſchlacht begierig. Und wären es die öſterreichiſchen Feldherren nicht geweſen, hätte Graf Daun ſein Kriegsführungsſyſtem, welches jedes Wagniß ängſtlich vermied, tief in den November hinein ausdehnen wollen, ſo würde ihn das Auftreten Friedrichs zur entſchloſſenen That genöthigt haben. Der König hatte ſich an die Spitze der preußiſchen Truppen in Sachſen geſtellt und wo er ſein Genie in die Wagſchale warf, da half kein Zaudern mehr und Dingen. Es galt zu kämpfen oder zu fliehen.

Die Armeen, die in zerſtreuten Abtheilungen einander gegenüber geſtanden, waren in der Mitte des Novembers 1759 bei Dresden wieder zu immer dichteren Maſſen vereinigt worden und hatten ſich von Weſten gegen Oſten um die Stadt gezogen. Voran die Oeſterreicher, deren Nachhut Sincere führte. Sie kamen von der Mulde aus der Gegend von Noſſen her und Prinz Heinrich drängte ſie. Daun's Heer ergoß ſich über

Wilsdruff in den weiten Ausſchnitt des Elbthals hinab, in welchem Dresden liegt. Vom obern Erzgebirge ſchnitten ihn die Bataillone ab, die Prinz Heinrich ſchon bis Freiberg vorgeſchoben hatte. War es die Abſicht der Oeſterreicher, Winterquartiere in Böhmen aufzuſuchen, ſo ſtand ihnen nur noch ein ſchmaler Streifen des linken Elbufers zum Rückzuge in jenes Land offen. Der König wollte ihnen auch dieſen Paß, wenn nicht unmöglich machen, doch erſchweren. Er war mit ſeinen Truppen über Großenhain an die Elbe gekommen, hatte den Strom bei Meißen überſchritten, ſeine Vorhut unter Wedel war mit der Nachhut Sincere's in ein ſcharfes Kleingewehrfeuer gerathen. Als er gewahrte, daß das große öſterreichiſche und Reichsheer, Dresden zum Stützpunkte nehmend, ſich auf den ſüdlichen Höhen vor der Stadt feſtſetzte, befahl er dem General Fink, über Dippoldiswalda nach Maxen zu gehen. Dies iſt der Höcker des Gebirges, von welchem auf der einen Seite die Straßen des linken Elbufers, auf der anderen die Wege durch den Oſtrand des Erzgebirges nach Böhmen überwacht werden. General Fink fand es bedenklich, ſich mit einer verhältnißmäßig kleinen Abtheilung hinter ein ſo großes Heer zu ſetzen. Als er zögerte, fuhr ihn der König hart an:

„Er weiß, daß ich keine Diffikultäten leiden kann. Mach' Er, daß Er fortkommt.“

Der General, ein tapferer Mann und geſchickter Anführer, deſſen Verdienſte nur durch ein ſo unglückliches Schickſal in Schatten geſtellt werden konnten, als ihn bei Dresden traf, brach ſogleich auf und beſchrieb mit ſeinem Marſche auf den angewieſenen Poſten einen weiten Bogen. Er traf am 16. November in Dippoldiswalda ein. Die Reichstruppen die hier ſtanden, wichen zurück, General Wunſch der den Vortrab Finks führte, ging noch an demſelben Tage bis Maxen, ſtreifte von dort ſogar bis Dohna hinab, und vereinigte ſich am 17. mit dem nachfolgenden Fink. Daun gab eben auf dieſe Nachricht hin die Höhen von Wilsdruff auf und ging hinter den Plauenſchen Grund. Seine Infanterie bedeckte die ganze Länge des rechten Weiſeritzufers von Plauen bis an den Windberg, eine jähe Felſenſchlucht vertheidigte das Lager auf dieſer Seite. Seine Cavallerie ſtand auf der Ebene nach Dresden hin. Die Truppen Sincere's, Brentano's und die Reichsarmee füllten den Zwiſchenraum von der Weiſeritz bis an die Elbe aus. Zieht man auf der Karte eine Linie von Pirna bis Tharand, von derem öſtlichen Endpunkte die Elbe und von derem weſtlichen die Weiſeritz gegen Dresden hinabfließt, ſo erhält man die abgeſchloſſene Keilform, in welcher Daun ſeine Heere ausgebreitet hatte. Die Spitze des Keils war Dresden.

Der König rückte auf Wilsdruff und Keſſelsdorf vor.

Hier empfing er Depeſchen von Fink. Friedrich rieth ſeinem Generale, ſeine Streitkräfte enger zuſammen zu ziehen. Deshalb ſollte er die Bataillone, die er bei Dippoldiswalda zurückgelaſſen, mit ſich vereinigen. Fink folgte dem königlichen Geheiß, und gab damit nicht allein ſeinen Rückhalt auf, ſondern eröffnete auch die Wege, durch die ſeine drohende Stellung auf dem Nacken des Gebirges dem feindlichen Heere zugänglich ward.

Schon am 18. November war die öſterreichiſche und Reichsarmee in Bewegung für den Plan, welcher das Fink'ſche Corps nicht blos zurückſchlagen, ſondern vernichten ſollte. Feldmarſchall Daun traf in Dresden ein. In dem Moczinskiſchen Gartenpalais war auf ſein Geheiß eine große Anzahl höherer Stabsoffiziere verſammelt. Der Oberbefehlshaber erſchien von Macquire begleitet, und in Folge der mit ihnen gepflogenen Berathung ſprengten Adjutanten hinweg: an den Herzog von Zweibrücken, an die Generale Odonnel, Brentano und Sincere.

Als der Feldmarſchall ſeine Anordnungen getroffen hatte, und ebenfalls wieder zu Pferde ſtieg, rief Macquire zwei Perſonen heran, die mit ſeinem Gefolge gekommen. Die Offiziere traten vor. Macquire nannte dem Feldmarſchall ihre Namen und ihren Rang in der Armee. Es waren der Hauptmann Hardegg und Lieutenant Schmidt.

„Sie haben die Terrainkenntniß der Umgegend von Dresden als den Gegenſtand eines beſonderen und genauen Studiums behandelt?“ fragte Daun.

„Zu Befehl, Excellenz.“

„Lieutenant Schmidt — das iſt, wenn ich nicht irre, derſelbe Offizier, der kürzlich einen verdrießlichen Handel mit dem Grafen von Mirzach hatte, weil er ſich unberufen in deſſen Familienangelegenheiten mengte.“

„Die Irrung iſt beſeitigt,“ ſprach Macquire begütigend, „und die Schuld, wenn der Fall ſtreng aufgefaßt worden wäre, dürfte wohl mehr auf Seiten des Hauptmanns als des Lieutenants zu ſuchen geweſen ſein.“

„Mir ward der Fall anders vorgetragen,“ ſagte Daun in einem milderen Ton und befahl beiden Offizieren, ſich zu ſeiner unmittelbaren Verfügung zu ſtellen. Sie eilten nach ihren Pferden. „Der Lieutenant Schmidt ſoll an der fixen Vorſtellung leiden, daß er aus einer vornehmen Familie, aus dem Hauſe der Gräfin von Alzau abſtamme,“ fuhr Daun an Macquire gewendet fort, der ihm bis an die Grenze des Feſtungsbereichs das Geleite gab.

„Der Gedanke beruht auf beſſeren Gründen —“ verſetzte Macquire der die Gelegenheit mit Eifer ergriff, ſeinen Schützling zu rechtfertigen, „als daß man ihn zu den bloßen Einbildungen rechnen könnte. Die Gräfin

von Alzau ſelbſt hat den jungen Offizier als ihren Bruder anerkannt —"

„Man weiß, was man von ſolchen Anerkenntniſſen zu halten hat," fiel Daun lebhaft ein. „Die Mirzach's ſind mit Recht erzürnt über den Skandal, den ihre Muhme gegeben und den ſie noch gibt. Sie haben gebeten, den Lieutenant Schmidt zu verſetzen. Ich will ihn, wenn wir zu einiger Ruhe gelangt ſind, an ein Grenzregiment in Kroatien abgeben und da Sie ihn dazu empfohlen haben, mag's mit einer Beförderung geſchehen. — Wie viel Munition haben Sie geſtern an die Reichsarmee abgeliefert, die ſchon wieder einmal ſchlecht verſorgt iſt?"

Macquire beantwortete dieſe Frage, ſo wie mehrere andere, die ſich auf Feſtungsvorräthe und Heeresbedürfniſſe bezogen. Aber er behielt ſich im Stillen vor, die Meinung Daun's über den Lieutenant Schmidt zu berichtigen, bevor der junge Mann in ein einſames Wachthaus an der türkiſchen Grenze verbannt würde.

Am 19. November führte Graf Daun ſelbſt das Sincere'ſche Infanterie= und Odonnel'ſche Reitercorps auf der Straße gegen Dippoldiswalda vor. Ein ſtarker Nebel erſchwerte dem General Fink die Beobachtung ſeiner Gegner, und er war weit entfernt, die umfaſſende Bedeutung ihrer Unternehmungen zu ahnen. Doch ſuchte er den König zu benachrichtigen, daß er einen

gleichzeitigen Angriff von Daun auf der einen und von Brentano und den Reichstruppen auf zwei andern Seiten zu beſtehen haben werde.

Die Nacht zum 20. blieb ruhig. Aber ſchon war das abgetrennte preußiſche Heer von den Polypenarmen des Feindes umſtrickt und am Morgen genöthigt, nach allen Seiten Front zu nehmen.

Die Berge, auf denen General Fink ſtand, ſind von unregelmäßiger vielfach durchbrochener Geſtalt. Es iſt nicht leicht, eine deutliche Vorſtellung von ihrem Zuſammenhange zu erhalten, ſelbſt wenn man ſich auf die Höhe hinter Maxen begibt, welche ſeit dem ſiebenjährigen Kriege den Namen des „Finkenfangs“ führt. Denn gerade dort, wo ſich für das Auge die wellenförmigen Berge am ruhigſten fortſetzen, werden ſie plötzlich durch ſchroffe Abfälle zerriſſen, die ein davor liegender Hügel bedeckt. Kein Flußnetz, kein hervorſpringender Gebirgskamm dient der Auffaſſung zum Leitfaden. Die Bildung der Natur verrieth ihre Geſetze durch kein der Oberfläche eingeprägtes Zeichen. Dazu liegen die Maxner Höhen nicht etwa abgeſondert, wie ein Aufwurf in der Ebene, ſondern ſie ſind eng verbundene Theile der großen Erdaufſchwellung, die im Oſten das Elbthal zur Baſis hat und ſich mit dem Rücken an die Ausläufe des Erzgebirges lehnt.

Das Corps des General Fink zu umringen und

zu erdrücken war die rechte Aufgabe für das combinirende Talent eines Daun. Die verzwickte und mannigfach durchkreuzte Stellung des Feindes war ſeinem Geiſte ein leicht zu beherrſchendes Bild. Das Ganze davon trug er mit unfehlbarer Sicherheit im Kopfe, für das Einzelne, was die Gangbarkeit der Hohlwege, die ſanften oder ſchroffen Neigungen der Höhen, die kleinen Vortheile oder Hinderniſſe des Terrains anlangt, war ſein Stab mit unterrichteten Offizieren und Führern verſehen. Die Spitzen der Heerſäule, die gegen Maxen gerichtet ward, waren am 20. noch nicht bei Reinhardsgrimma angelangt, — und jeder Name eines Dorfes bezeichnet in jener Gegend zugleich einen Thalkeſſel und eine Höhengruppe — als Daun bei den Grenadieren und Huſaren eintraf, die General Ziſchkowitz führte. Er bildete zwei Treffen aus der Schaar, ſtellte ſie vor Reinhardsgrimma auf und nahm die Poſition des Feindes noch einmal in Unterſuchung. Die Päſſe gegen das Dorf hin waren eng und abſchüſſig. Es hatte gefroren in der Nacht und darüber geſchneit. Daun zögerte den Weitermarſch zu befehlen. Major Fabris von dem Feldgeniecorps verſicherte ihn aber die Möglichkeit hindurch zu dringen. Es gelang. Reinhardsgrimma ward unbeſetzt gefunden. Die preußiſchen Huſaren jenſeit zogen ſich zurück. Die Oeſterreicher erreichten den Wald und die Höhen, welche an das

Schlachtfeld von Maxen hinreichen. Die Grenadiere kletterten wie die Füchſe an den beeiſten Abhängen empor, das Geſchütz ward mit bewundernswerther Geſchwindigkeit nachgeſchleppt. Die Kanonade begann alsbald von Bergen herab, die faſt ſo hoch ſind als die Gefilde von Maxen ſelbſt, und die Cavallerie ſtieg bei Hausdorf aus der Thalwindung empor, den vorrückenden Grenadieren die Flanke zu decken. Neue Infanteriebrigaden folgten.

Graf Daun beobachtete hinter ſeinen Bataillonen den Gang der Schlacht und horchte zwiſchen dem Krachen ſeiner Geſchütze auf ein nicht ſehr entferntes Dröhnen, welches nicht vom Echo herrührte, ſondern das Merkmal eines zweiten Kampfes war, den Brentano gleichzeitig auf der entgegengeſetzten Seite, von der Dresdner Straße her, gegen die Preußen eröffnet hatte. Dann blickte er zurück, auf den Weg, von dem er ſelbſt gekommen. Die Nachhut die er gegen Dippoldiswalda hin zurückgelaſſen, blieb in größter Ruhe. Sie deckte der Unternehmung Daun's den Rücken gegen einen etwaigen Verſuch des Königs, dem Generale Fink durch Umgehung des Plauenſchen Grundes zu Hilfe zu eilen.

Das Artilleriefeuer der Oeſterreicher hatte drei Viertelſtunden lang gewährt, als ſich der Angriff gleichſam von den Außenwerken auf die Feſtung ſelbſt, wider die eigentlichen Höhen von Maxen wendete. Auch im Feuer erklommen die öſterreichiſchen Grenadiere, die Bärmützen

feſter auf die Stirn drückend, mit kaltblütiger Entſchloſſenheit die vor ihnen ragenden ſpiegelglatten Wallberge. Einer ſtreckte dem Andern das lange Gewehr entgegen, der Fallende griff in das breite Lederbandelier des Nebenmannes, ſich feſt zu halten und endlich war das Blut der Verwundeten ein guter Leim für den ausgleitenden Fuß. Der Sieg ſchwankte auch hier nicht lange. Die Oeſterreicher wurden Meiſter der weit gedehnten Höhen, von denen ſie Maxen vor ſich liegen ſahen. Eine Reihe feindlicher Bataillone trennte ſie vom Dorfe. Sie warfen ſich mit ſolcher Wuth auf die Feinde, daß ſie deren Linie zerſprengten, brachen durch die Lücke und drangen mit hellem Kriegsgeſchrei in Maxen ein.

Auf der andern Seite hatte General Brentano ſeine volle Schuldigkeit gethan. Der linke Flügel Daun's berührte bereits die rechte Flanke des ſiegreich mitſtreitenden Corps. Die öſterreichiſche Artillerie ſtand auf den eroberten Höhen und aus den zuſammenſtoßenden Heeren Daun's und Brentano's ward eine furchtbare Zange, die den an körperlicher Kraft wie an Munition erſchöpften Feind mit unwiderſtehlicher Gewalt immer enger zuſammen preßte. Aus Maxen heraus geſchlagen, zog Fink ſeine Truppen auf die Anhöhen von Falkenhain. Seine Lage war verzweifelt. Von der Elbe herauf ſchnitt ihm die Reichsarmee die Päſſe ab, vom General Wunſch, der den Grund von Dohna vertheidigte, müh-

ſam zurückgehalten. Durch die tiefe Müglitzſchlucht bot ſich ebenfalls kein Ausweg. Sie war von den leichten Truppen der Reichsarmee nach Daun's vorbedächtigem Plane übermächtig beſetzt. Der König endlich ſtand unthätig bei Keſſelsdorf. Die Boten und Briefe Finks, die deſſen Bedrängniß ſchilderten, waren vom Feinde angehalten worden.

Die Oeſterreicher ſchienen den Preußen zu Ende des Schlachttags nur Ruhe zu gönnen, damit die Geſchlagenen alle Folgen ihrer Niederlage überſehen könnten. Die Infanterie Finks war durch Verſprengte, Gefangene und durch den Verluſt an Todten und Verwundeten auf 3000 Mann geſchmolzen, ſeine Artillerie zum größten Theil verloren. Außerdem hatte das Mißgeſchick der Preußen den Oeſterreichern ſchon Maſſen von Ueberläufern zugeführt. Nur die zahlreiche Cavallerie hoffte ſich noch zu retten. Sie wollte ſich in der Nacht durch Brentano's Corps ſchleichen, — eine Abſicht, die wenig Wahrſcheinlichkeit des Erfolgs für ſich hatte.

Die Nacht, die auf den Schlachttag von Maxen folgte, war noch kälter als die vorangehende. Die Oeſterreicher blieben auf freiem Felde ſtehen. Ihre Wachtfeuer, im Halbkreiſe ausgedehnt, waren ein trauriger Anblick für das eingeengte preußiſche Heer. General Fink hielt rathloſen Kriegsrath mit ſeinen Offizieren. Graf Daun hatte in ein Haus am Lungwitzer

Wege ſein Hauptquartier gelegt und war in der beſchwingten Stimmung eines Feldherrn, der einen Sieg mehr zählt.

„Von welchem Regimente und unter weſſen Führung waren die Leute, welche die fünf Geſchütze eroberten, die am Kalkofen jenſeit der Dresdner Straße ſtanden?“ fragte er die Generale und Adjutanten, die ihn Bericht erſtattend umringten.

„Zuſammengerafftes Volk von verſchiedenen Bataillonen,“ antwortete Einer aus dem Stabe. „Ein Offizier, der von einer Meldung zurück zu kehren ſchien, brachte die zerſtreuten Haufen zuſammen und griff die Batterie mit ihnen an.“

„Der Augenblick ward vortrefflich benutzt. Ich ſah das preußiſche Bataillon, welches die Kanonen deckte, kaum wanken, als auch die Geſchütze von den Unſrigen mit Sturm genommen und auf die Feinde gerichtet wurden. Die That geſchah neben dem Regimente Puebla.“

„Die meiſten Mannſchaften waren von Puebla und Lascy, aber nicht der Offizier, der den Sturm veranlaßte und führte,“ ſagte der Vorige.

„Ich werde in Dresden ein Kapitel der Thereſienritter halten. Wenn der Offizier, wie ich hoffe, noch lebt, ſo wird es ihm leicht werden, die Ritterprobe zu beſtehen. Ich ſelbſt trete als Zeuge für ihn auf.“

Der Prinz von Stollberg, der bei Dohna comman=

dirte, ſollte noch in der Nacht Verhaltungsbefehle von Daun erhalten. Graf Daun hatte bemerkt, daß der Lieutenant Schmidt der Beſtimmung entſprach, zu der ihn Macquire empfohlen. Er ward dazu auserſehen, auf dem kürzeſten und ſicherſten Wege die Depeſchen zu beſtellen und Bericht einzuholen. Daun rief den Offizier mit Namen auf. Hardegg trat ſtatt Schmidt's hervor, den Auftrag zu übernehmen.

„Der Lieutenant Schmidt wird vermißt, ſeit er mit Ew. Excellenz Befehl, die Kroaten aus Sirſen heranzuziehen, an den General Brentano abging.“

Hardegg beförderte darauf die Ordre an den Prinzen.

General Wunſch verſuchte Morgens drei Uhr den Durchbruch mit der Cavallerie. Allein die Anſtalten Daun's bewährten ſich auf allen Punkten, und die Kroaten, die den Vorpoſtendienſt verrichteten, waren ein wachſames Kriegsvolk. Der Abmarſch einer großen Reiterſchaar auf dem vom Froſte ſtarrenden Boden konnte nicht unbemerkt geſchehen. Indeſſen hatte General Fink Verhandlungen mit Daun angeknüpft. Die erſte Bedingung, ſeine Uebergabe auf einen leidlichen Vertrag hin anzunehmen, war die Zurückberufung des General Wunſch mit deſſen Truppen. Am Morgen des 21. November ſtreckten die Preußen die Waffen. Eine Meile weit von dem Felde entfernt, wo ſich zu Anfange des Krieges das ausgehungerte ſächſiſche Heer hatte ergeben

müſſen, traf gegen das Ende des Feldzugs von 1759 eine preußiſche Armee von beinahe gleicher Stärke daſſelbe traurige Schickſal. General Fink hatte ſeinen Kriegsruhm und ein ſchönes Corps dem königlichen Eigenſinne Friedrichs geopfert. Anſtatt ſeine Maßregeln den Umſtänden anzupaſſen, hatte er mit ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit die Winke des Königs befolgt. Nicht daß er ſich mit ſeinen Truppen auf freiem Felde ergab, nachdem er nur noch zwiſchen dem Tode durch Kälte und Erſchöpfung, oder durch die Kugeln des Feindes zu wählen hatte, war ſein Fehler, ſondern daß er nach ſtrenger Begegnung von Seiten des Königs keinen Willen mehr hatte.

Das rechte Elbufer oberhalb Dresden iſt einer waghalſigen Kriegführung nicht hold. Friedrichs General, der die Verbindung der Oeſterreicher mit Böhmen zerreißen ſollte, ward bei Maxen, Napoleons Vandamme, der nach der Schlacht bei Dresden mit dem verbündeten Heere um den Beſitz von Prag würfelte, bei Kulm gefangen.

18.

Abermals erklang unter dem Löſen der Geſchützſalven ein Tedeum in der katholiſchen Hofkirche Dresdens. Es feierte einen den Feind empfindlich kränkenden aber freilich immer wieder keinen entſcheidenden Sieg, die Gefangennahme Finks bei Maxen. Der Winter hatte die kriegeriſchen Unternehmungen nur vertagt, nicht beendigt. Sich gegenſeitig beobachtend ſtanden Friedrich auf den weſtlichen Bergen der Stadt und das öſterreichiſche Heer in dem unnahbaren Felſenlager hinter Plauen.

Nach dem Tedeum hielt Daun das Thereſienordenskapitel im größten Stile. Seine Gegner nannten die Feier pomphaft und prunkend. Zwei Dritttheile ſämmtlicher Großkreuze und Ritter waren in Dresden zugegen. Selbſt von dem Laudon'ſchen Heere und von dem Corps, welches unter Beck in der Lauſitz aufgeſtellt geweſen, waren einzelne Mitglieder des im Jahre 1757 unter dem 18. Juni und zu Ehren des Siegs bei Collin geſtifteten Ordens zum Feſte erſchienen. Der Kaiſer war der Großmeiſter, der Thereſienorden nicht allein der einzige militairiſche Orden Oeſterreichs, ſondern auch der,

welcher neben dem Zeichen des goldenen Vließes, welches jede andere Decoration ausſchließt, getragen werden durfte.

Die Aufnahme in den Orden iſt unabhängig von Rang und Geburt, und ſie erfolgt nur durch Kapitelbeſchluß. Der aufzunehmende Offizier hat eine Beſchreibung ſeiner That mit den Beweiſen und den Zeugenbenennungen einzureichen, die Ordensmitglieder ſelbſt prüfen in unparteiiſcher Unterſuchung die Anſprüche des Bewerbers. Die That, welche zur Aufnahme in den Orden berechtigt, — und weder langjährige Dienſtzeit, noch die Gnade des Monarchen darf hier ergänzend eintreten — muß nach den Beſtimmungen des Grundgeſetzes über das hinaus gehen, was Ehre, Pflicht und Schuldigkeit an ſich geboten. Es ſind eine „beſondere Tapferkeit oder erſprießliche Rathſchläge gegen den Feind an die Hand gegeben", ſo wie die Theilnahme an der Ausführung derſelben „nach Glück und Gelegenheit" unumgänglich erforderlich.

Unter den Thaten, die zur Prüfung des Kapitels gelangten, war auch jene, die Feldmarſchall Daun ſelbſt als geeignet bezeichnet hatte, eine Bewerbung um den Thereſienorden darauf zu gründen: die Eroberung der Batterie am Kalkofen bei Maxen. Lieutenant Schmidt hatte ſie ausgeführt. Als er von Brentano zu Daun zurücktritt, gewahrte er die Blöße der Batterie, die durch

die augenblickliche Verwirrung des Bataillons gegeben ward. Er ſammelte eine Handvoll von Soldaten, die zerſtreut zwiſchen den geſchloſſenen Maſſen ſchwärmten, ſprang vom Pferde und griff mit der geringen Mannſchaft an. Der kühne Streich gelang, auch hatte Schmidt keine andere Verwundung davon getragen als einen Schlag, den ein preußiſcher Artilleriſt mit dem Säbel auf ihn richtete, nachdem er ſein Geſchütz auf die Heranſtürmenden gelöſt hatte. Bei der kurzen Friſt, die zwiſchen der Geneſung Schmidt's und der Schlacht von Maxen lag, bedurfte es keiner gröbern Verletzung als des tüchtigen Hiebs, der ihn auf die Schulter getroffen hatte, um einen Mann niederzuſtrecken, welcher ſich bereits zu große Anſtrengungen zumuthete. Die Batterie war genommen, ſchon ward ſie auf das Bataillon gerichtet, dem ſie bis dahin gedient hatte, als Schmidt auf eine Lafette und an die Bruſt eines Mannes ſank, deſſen bekannte Stimme er ſchon im Tumulte des Angriffs vernommen zu haben ſich beſann.

„Es iſt nur eine Uebelkeit, eine Erſchöpfung der Kräfte, die Sie anwandelt. Trinken Sie aus meiner Flaſche und Sie werden ſo feſt auf den Beinen ſtehen, als irgend ein zweifüßiges Geſchöpf.“

„Wachtmeiſter Bayer? Ihr hier? Und mitten im Gefechte?“

„Nehmen Sie nur erſt einen Schluck. Es iſt

echter Lockwitzer, von mir ſelbſt im Dorfe unten vom Faſſe gezapft," verſetzte der Wachtmeiſter. „Geſtern Abend kam ich mit meinem Lieutenant nach Dresden. Da wir ſo etwas von Revanche für Pirna witterten, ritten wir dieſen Morgen hier heraus. Den einen Lieutenant hab' ich unter den Huſaren bei Röhrsdorf verloren, wo er gute Kameraden traf, den anderen aber dafür in Ihrer Perſon gefunden, auf einem wackern Pferde, welches ich kaum einholen konnte, und bei der wackerſten Unternehmung."

„Ihr ſeht Euch die Sache aus ziemlicher Nähe mit an und greift auch mit zu, wo es fehlt. Um ſo mehr thut es mir leid, daß ich Euch bitten muß, mich hinter die Fronte zu führen. Meine Schwäche iſt ärger, als daß ſie durch einen Mund voll Schnaps geheilt würde."

Wachtmeiſter Bayer, der in der verdrießlichen Angelegenheit mit Mirzach Schmidt's beredter Zeuge geweſen, war nicht wenig ſtolz darauf, in einer ganz andern Sache und an einem ganz andern Orte, d. h. vor dem verſammelten Ordenskapitel mit ſeiner Zeugenſchaft für denſelben Offizier aufzutreten. Feldmarſchall Daun, auch wenn ihm Schmidt's Perſon noch immer mißliebig geweſen wäre, zog ſein Wort nicht zurück. Er bekundete die That aus eigener Anſchauung.

Der Kapitelbeſchluß fiel einſtimmig für die Aufnahme Schmidt's aus. Es bedurfte zur förmlichen

Erlangung des Ordens nur noch der Anzeige an den kaiſerlichen Großmeiſter und deſſen Beſtätigung. Daun's Berichte gingen nach Wien ab.

Graf Mirzach ſah mit aufrichtigem Mißvergnügen, daß das Glück Schmidt's ſtärker war als die Intrigue. Er bemerkte auch, daß ihm das Ohr Daun's nicht mehr offen ſtand, wie kurz vordem, ja daß ſein Name und ſein Vermögen nicht mächtig genug waren, um das Mißtrauen und die Abneigung ſeiner Kameraden in Liebe und Vertrauen zu verwandeln. Sie vermieden ihn mit der Scheu, die uns vor einem unheimlichen Menſchen befällt. Mirzach's Benehmen beim Duell mit Schmidt, ſeine Falſchheit Thereſen gegenüber, die Verbindung mit Osgualda, der nach ſeiner Entfernung aus Dresden ſpurlos in Böhmen verſchwunden war, entfremdeten ihm den biedern Sinn ſeiner Landsleute. Der Baron von Zedlow, den eine Verordnung Brühls wohl ſeines Amts entſetzt hatte, aber nicht eben ſo der öffentlichen Achtung verluſtig erklären konnte, erwiderte den wiederholten Beſuch Mirzach's nicht, und gab ihm eine ſolche Kälte in ſeinem Benehmen zu erkennen, daß der Graf, wenn er überhaupt noch an eine Verbindung mit Mathilden dachte, eine Bewerbung zu wagen nicht für rathſam hielt. Nur die eine Betrachtung war etwas tröſtlicher: die Unmöglichkeit, in welche Schmidt durch die Entziehung ſeiner Papiere verſetzt worden war, den Namen

und die Rechte eines Grafen von Alzau nachzuſuchen. Aber ſelbſt dies Bewußtſein ward dem Hauptmann durch die Erinnerung an die Stiftsdame verbittert. War auch das an ihr begangene Verbrechen von einem Dritten verübt worden, ſo fühlte er ſich doch zur Hälfte für daſſelbe verantwortlich. Seine Ahnung war richtig geweſen — es lebte ſich unbehaglich unter der Laſt einer Blutſchuld, noch mehr: es lebte ſich peinlich ſchreckhaft darunter.

Zwiſchen dem Kapitelbeſchluſſe und deſſen Ausführung dehnte ſich eine längere Friſt aus, als man erwartet hatte. Thereſens Zuſtand verſchlimmerte ſich, und in dem Verhältniſſe wie ihre Krankheit ſtieg die allgemeine Theilnahme an der Stiftsdame. Nicht allein Sincere und Macquire, auch andere Generale des Heeres gaben ihr Beweiſe eines lebhaften Mitgefühls. Was man ſich Anfangs heimlich zugeraunt hatte, das ſprach ſich jetzt ſchon lauter aus: Vergiftung. Mirzach bebte vor dem Worte wie vor einem Geſpenſte zurück. Er glaubte es in jedem Antlitze, welches aus dem Hauſe der Gräfin von Alzau zum Vorſcheine kam, zu leſen.

Dazu lebte Schmidt noch immer in dem Hauſe Thereſens, ohne daß Jemand mehr Anſtoß an ſeiner Gegenwart daſelbſt nahm. Die Welt erkannte das Verhältniß der beiden Geſchwiſter an, ohne daß es einer Legitimation deſſelben bedurfte. Es hieß, die Gräfin ſei

überaus leidend und die Aerzte hätten ſie aufgegeben. Wäre ſie vergiftet, wie ſie ſelbſt vermuthete, ſo habe das Gift ſchon zu lange gewirkt, als daß ſeine Kraft einem Gegenmittel weiche.

Mirzach verfluchte Osgualda, den er als die Urſache aller der geheimen Qual und der öffentlichen Verachtung betrachtete, unter welcher er litt. Der Haß, den er ſtets im Stillen gegen den Jeſuiten gehegt hatte, ward immer lebendiger und dringender. Hätte er den Aufenthalt des Abbate gekannt — ſeit ſeiner Trennung von ihm an der böhmiſchen Grenze nachdem das Werk vollendet ſchien, hatte er nichts weiter von Osgualda gehört, und vermuthete nur, daß er ſich nach Warſchau zu Brühl gewendet habe — er würde ihn aufgeſucht haben, um Rache an ihm zu nehmen. Denn endlich fiel die letzte Stütze der Hoffnungen Mirzach's durch die Nachricht, die er von Wien und von ſeiner Familie empfing, daß die Gräfin Daun plötzlich auffallend zurückhaltend erſcheine. Die Gräfin Daun aber war ſtets das Organ der Geſinnungen ihres Gemahls, ausgenommen wo der Feldmarſchall einmal das Werkzeug ſeiner Frau war.

Es war gegen Weihnacht, als Daun die Antwort auf ſeine Depeſchen von Wien empfing. Sogleich nach Eingang derſelben erfolgte unter den herkömmlichen Förmlichkeiten die Vertheilung der Ordensinſignien vor wiederum verſammeltem Kapitel. Die Namen der neuen

Ritter wurden bei der Parole bekannt gemacht. Vor dem Kapitel wurden die Beſchreibungen der Kriegsthaten verleſen, durch welche die jüngſten Ordensglieder ihre Würde erlangten. Wie es die Statuten ferner vorſchrieben, heftete der commandirende General ſelbſt dem Empfänger den Orden auf die Bruſt, wozu er eine Umarmung und einen Kuß fügte.

Alle anweſenden Ritter folgten ſodann dem Beiſpiele des Oberfeldherrn und ſchloſſen den neuen Ritter an ihr Herz.

Als Schmidt's That verleſen ward und an ihm die Förmlichkeit vollzogen werden ſollte, fehlte der Offizier, und Daun erklärte, daß der „Hauptmann" Schmidt durch dringende Urſachen abgehalten ſei, und daß er ſich in Perſon zu dem neuen Ritter begeben und ihm das Kreuz überbringen werde. Nach dem Schluſſe des Kapitels ritt der Feldmarſchall in das Palais der Gräfin von Alzau. Ohne Begleitung trat er in daſſelbe und ward die Treppe empor in ein Zimmer geführt, in welchem trotz der Anweſenheit zahlreicher Perſonen die tiefſte Stille herrſchte. Die Gräfin von Alzau erwartete ihren letzten Augenblick. In das Gewand ihres Ordens gekleidet, das Priorinkreuz auf der Bruſt, lag ſie auf ihrem Sterbelager. Zu ihren Füßen ſaß Sincere, zu Häupten der Kranken befanden ſich Leopold und

Mathilde. In der Niſche des dicht verhangenen Fenſters ſtanden der Arzt und der Baron von Zedlow.

Graf Daun war von Sincere angemeldet und erwartet worden. Geräuſchlos ward er empfangen und an das Ruhebette geleitet.

„Hochwürdige Frau,“ ſagte der Feldmarſchall, „ich komme nicht um Ihre Ruhe zu ſtören, ſondern ſie, wenn anders Irdiſches noch Ihre Theilnahme beſitzt, durch die Erfüllung Ihres Wunſches zu verſchönern.“

„Die Liebe zu den Menſchen, die mich geliebt, iſt nicht irdiſcher Art. Ich hoffe ſie mit mir in eine andere Welt hinüber zu tragen,“ antwortete Thereſe lächelnd und mit klarer Stimme. „Auch iſt es ſelbſt für eine ſterbende Patriotin noch ein Troſt, den ſiegreichen Helden ihres Vaterlandes vor ſich zu erblicken.“

Daun fuhr fort: „Ich komme im Namen Ihrer kaiſerlich königlichen Majeſtäten, ſo wie als commandirender General und Großkreuz des Thereſienordens. Leopold Schmidt, durch Patent vom 15. December allerhöchſt vollzogen in Wien, Hauptmann im Regimente Puebla, unſer allerdurchlauchtigſter Großmeiſter hat den Kapitelsbeſchluß beſtätigt und ich habe Sie zum Ritter des hohen Thereſienordens hiermit auf= und anzunehmen.“

Nachdem die einfache Ceremonie vorüber war, überreichte der Feldmarſchall Schmidt ein Papier, welches mit mehrern Unterſchriften und mit dem Siegel Maria Thereſia's verſehen war. „In Betracht, daß ſich die ebenbürtigen Verwandten und geſetzmäßigen Erben der hochwürdigen und hochgebornen Frau Gräfin Thereſe von Alzau,“ lautete die Urkunde, „an ihrer Muhme

und muthmaßlichen Erblaſſerin bei deren Lebzeiten undankbar, hinterliſtig und gewaltthätig benommen, und in Betracht, daß von dem Leopold Schmidt zwar der förmliche Beweis natürlicher Abkunft von dem verſtorbenen Grafen Cyrillus von Alzau nicht geführt werden kann, dennoch aber ein hoher Grad von Wahrſcheinlichkeit für dieſe Abſtammung ſpricht; in Betracht ferner des dringend an Uns gebrachten unterthänigſten Verlangens beſagter Gräfin Thereſe von Alzau und der ſubmiſſeſten Fürſprache, ſo mehrere unſerer höchſten und vertrauteſten Diener in Feld und zu Rath für daſſelbe eingelegt:

„als verſtatten Wir, kraft Unſerer landesherrlichen und oberlehnsherrſchaftlichen Macht und Gewalt, daß mehrgedachte Gräfin von Alzau zu Gunſten des Hauptmanns Leopold Schmidt, Unſeres militäriſchen Thereſien=Ordens Ritter, teſtiren und ihm die Lehen des gräflichen Hauſes Alzau, ſo weit ſie als Weiberlehen bei ihr geblieben, rechtsgiltig vererben möge, ſo wie, daß ernannter Hauptmann Schmidt den Namen Derer von Alzau annehme und führe, für jetzt unter Ertheilung des einfachen Ritteradels, jedoch mit dem Vorbehalt, ihn bei fernern treuen Dienſten in einen höheren Rang zu erheben.“

„Ich danke Ew. Excellenz ſowohl für die Bevorwortung meines Wunſches als für die Art und Weiſe, wie Sie mich von der Gewährung in Kenntniß ſetzen,“ ſprach Thereſe. „Und Dank auch Ihnen, François. Bleiben Sie der Freund und Beſchützer der Perſonen, die ich Ihnen als meine Familie hinterlaſſe.“

Sincere ſenkte ſein Antlitz auf die Hand, die ihm Thereſe darreichte.

„Sie iſt kalt," ſagte er.

„Aber noch ſchlagen meine Pulſe, und Gott ſei Dank, ſie ſchlagen in glücklicher Regung. Mein Bruder Leopold — Mathilde, mein theures Kind — möge der Segen, mit welchem ich Euch meinen Namen und meine Güter überantworte, von Kraft ſein. Dann iſt Euer Leben glücklicher als das meine, Euer Tod aber von einem ſo warmen Sonnenlicht verklärt, wie der Abend meiner Tage." Das liebende Paar kniete an das Lager. Nur das leiſe Schluchzen Mathildens ward vernommen.

„Sie ſtirbt," rief Sincere, „ihr Herz bricht," und beugte ſich über den Körper der Kranken.

Thereſe wendete ſich auf dieſen Ruf noch einmal an die Anweſenden, die in ſtummer Bewegung das Bett umringten.

„Es bricht nicht jetzt erſt, Sincere. — Lebt Alle wohl!" Ein ungleiches Röcheln, dann ein tiefes Aufathmen folgte, und Thereſe lebte nicht mehr.

An dem Tage, wo die Stiftsdame begraben ward, ſuchte Graf Mirzach um ſeinen Abſchied aus dem Heere nach. Er erhielt ihn ohne Zögerung und ging, ſeinen Groll und ſeine Schmach in einem entlegenen Winkel der öſterreichiſchen Grenzprovinzen zu verſtecken.

Es mußte noch mancher herbe Tag über Deutſchland gehen, bevor der Krieg endete. Aber endlich gedieh es doch zum Frieden. Die Völker feierten ihn durch Freudenfeſte. In dem Dorfe und auf dem Schloſſe

Munsheim beging man ihn durch eine Hochzeit. Magiſter Heribert traute das Paar. Der Baron begleitete die Vermählten einige Tage darauf nach Oeſterreich. Er wollte der perſönlichen Berührung mit Brühl ausweichen, der mit ſeinem Monarchen aus Warſchau zurückkehrte. Nicht daß Zedlow einen Prozeß oder auch nur eine andere Maßregel gegen ſich gefürchtet hätte. Niemand hegte noch deshalb Beſorgniſſe, und ſelbſt der Baron von Hennigke hatte längſt wieder den Muth gehabt, ſich in Dresden zu zeigen. Die öffentliche Meinung hatte den Miniſter gerichtet, dazu bedurfte es keines förmlichen Verfahrens oder des Vorlegens beweiſender Urkunden. Brühl wagte nach der Amtsenthebung Zedlow's keinen feindlichen Schritt weiter, denn er hatte ſelbſt bei Hofe ſeine Geltung verloren, und die Jeſuiten waren vergebens bemüht, ſie wieder herzuſtellen. Wie die Ermordung der Gräfin von Alzau den Zweck vereitelte, welchem die Vergiftung dienen ſollte, ſo war auch Osgualda's Actenentwendung ein müſſiges Verbrechen geweſen. Sie gab dem Abbate allerdings den Miniſter in die Hand, aber einen ſo machtloſen Miniſter, daß es Osgualda nicht einmal unternehmen durfte, mit ihm nach Dresden zurückzukehren. Auch nach Oeſterreich getraute er ſich nicht, denn die Mirzach's ſchienen entſchloſſen den unglücklichen Erfolg ſeiner Wirkſamkeit an ihm zu rächen. Seine Oberen zürnten ſeinen Mißgriffen. Sie verſetzten ihn nach Paraguay in eine Art von geiſtlicher Pönitenzanſtalt, aus der ihn erſt die Aufhebung des Ordens befreite.

Der König von Polen und Kurfürſt von Sachſen

ſtarb bald nach ſeiner Heimkehr in's Vaterland. Sein Nachfolger ſendete dem Grafen Brühl ſogleich die Entlaſſung zu. Nach einem ehrgeizigen, üppigen, von der Mitwelt nur kurze Zeit lang angeſtaunten und bald verurtheilten Leben ging der Miniſter, kurze Friſt nach ſeinem königlichen Beſchützer, ebenfalls zur Gruft. Mit ihm ſtürzten alle ſeine Creaturen, und unter dem vornehmen und geringen Bedientenvolke, welches ſich nach einem andern Gewerbe umthun mußte, war auch der Thürhüter Niklas. Der Wachtmeiſter Bayer hingegen, der nach dem Hubertusburger Frieden als Stellvertreter des Barons auf Munsheim hauſte, hatte die Genugthuung, die ehrenvolle Zurückberufung Zedlow's in's Amt aus Sachſen nach Wien zu überbringen. Der Präſident trat mit freudiger Zuverſicht an den Poſten, von welchem er für einige Zeit verdrängt worden war. Ein neuer edler Geiſt beſeelte Sachſens Regierung, ein Geiſt, der ihr das Vertrauen des Landes zuwendete, und deſſen wohlthätiges Walten die tiefen Wunden des ſiebenjährigen Streits faſt ſo ſchnell heilte, als ſie geſchlagen worden waren. Gleichzeitig herrſchte in Preußen ein Friedrich und ein Joſeph II. ſtieg auf den deutſchen Kaiſerthron. Der Segen Thereſens bewährte ſich an Leopold von Alzau, doch als eine der höchſten Begünſtigungen des Geſchicks pries er ſtets das Glück, einem Monarchen zu dienen, wie Joſeph.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Österreichische Nationalbibliothek
+Z165549708

Hollnsteiner
b[illegible]
Buchbinder
IN WIEN.